

# DIE WELTWOCHEN



## «Wir werden eine Katastrophe erleben»

Serbien bereitet sich auf einen grossen Krieg in Europa vor.  
Präsident Aleksandar Vucic im *Weltwoche*-Gespräch mit Roger Köppel

## Cassis' Marignano

Kiew kapert den Bürgerstock. *Rafael Lutz*

## «AfD? Nicht extrem»

Reaktionen auf das Wahlbeben in der Europäischen Union.  
*Elon Musk, Emmanuel Macron, Luisa Neubauer u. v. a.*

Hooligans, eine Kulturgeschichte  
Daniel Ryser unterwegs  
in Londons East End

4 194407507406 24

# Gib deiner digitalen Karriere einen Schub.

Zukunftsfähig im Beruf bleiben – mit den Ausbildungsprogrammen von Xebia zu AI, Data, Agilität und mehr. Präsenzunterricht in Zürich und Bern oder in Ihrem Unternehmen, alternativ online.



## Kiew kapert den Bürgenstock

An einer Medienkonferenz des Bundesrates zur Bürgenstock-Konferenz vom nächsten Wochenende erklärte Aussenminister Ignazio Cassis auf eine Journalistenfrage, er habe die russische Seite nicht zum Gipfeltreffen eingeladen, weil dies «nicht kompatibel» gewesen sei mit der Position des ukrainischen Präsidenten Wolodymyr Selenskyj; nachzuhören ab Minute 48 auf dem offiziellen Video.

Kurzum: Kiew diktiert die schweizerische Aussenpolitik. Nicht die Schweizer Landesregierung, sondern offenkundig der Staatschef einer kriegführenden Macht gibt unserem Bundesrat die Anweisung, wer an die von der Schweiz ausgerichtete Friedenskonferenz kommen darf und wer nicht. Cassis scheint darin kein Problem zu sehen. Andernfalls hätte er es vor den Medien nicht einfach ausgeplaudert.

Das Eingeständnis des Tessiners ist eine Peinlichkeit und vermutlich auch von erheblichem Nachteil für die Schweiz. Denn alle, die weltweit ohnehin ihre Zweifel bekommen mussten an der schweizerischen Neutralität und der Unabhängigkeit unseres Landes, können sich nun gleichsam hochhoffiziell, geradezu amtlich bestätigt sehen. Der Aussenminister ist seinem Amt augenscheinlich nicht gewachsen.

Die im Medienzentrum anwesenden Journalisten realisierten wohl nicht auf Anhieb, was der Bundesrat da soeben verlautbart hatte. Doch aus den Fragen war ein wachsendes Unbehagen herauszuspüren. Mittlerweile dürften auch die grossen Zeitungshäuser dahinterkommen, dass diese Konferenz der Einseitigkeit eine unglückselige Übung zu werden droht, eine Art Marignano der schweizerischen Aussenpolitik.

«Marignano»: Der Name steht für jene fürchterliche Niederlage der eidgenössischen Landsknechte vor den Toren Mailands 1515. Es war das Ende der schweizerischen Militärgrossmacht in Europa und der embryonale Beginn der schweizerischen Neutralitätspolitik. Auf dem Bürgenstock könnte die für unser Land so wichtige Friedens- und Sicherheitstradition zeremoniell zu Grabe getragen werden.

Die Verantwortung dafür trägt Aussenminister Ignazio Cassis, aber auch Bundespräsidentin Viola Amherd, zuständig für Verteidigung und Sport. Der Tessiner Freisinnige hat sich im Ukraine-Krieg von Beginn weg ver-

haspelt. Allen Seiten wollte er es irgendwie recht machen, doch er landete, ohne es zu merken, am Rockzipfel einer auswärtigen Macht, der Ukraine, die die Schweiz in diesem Krieg ausnützt und für ihre Zwecke missbraucht.

Dass Cassis nun also auf Anweisung, auf Geheiss, oder sollen wir sagen: auf Befehl von Selenskyj, auf eine Einladung der Russen verzichtete, ist der vorläufige Tiefpunkt seiner verwirrten Aussenpolitik, die der Schweiz nicht nur einen Imageschaden zufügt, das ginge ja noch. Viel gefährlicher ist, dass Cassis die Schweiz an der Seite Kiews immer tiefer in diesen Krieg hineinreitet – als Feind der Nuklear-grossmacht Russland.

Der taumelnde Irrlauf des Tessiners wirft die Frage nach der Tauglichkeit unserer Landesregierung in Kriegszeiten auf. Wo eigentlich waren in diesem Debakel die beiden SVP-Bundesräte Parmelin und Rösti? Die SVP gibt sich gerne als erdbebensichere Bastion der Neutralität. Offenkundig haben die beiden SVPler im Bundesrat ihren Kollegen machen lassen. Fehlte es an Überzeugung, an Führungsstärke? An beidem?

Europa steht, achtzig Jahre nach dem D-Day, wieder einmal an einer Abbruchkante. Regelrecht betrunken von Illusionen der eigenen Vortrefflichkeit, unfähig, unwillig, die eigenen Fehler im Vorfeld der Ukraine-Katastrophe wahrzunehmen, gibt man sich Fantasien hin, grossräumigen Planspielen zur «Besiegung» und «strategischen Schwächung» Russlands. Und mittendrin die Schweizerische Eidgenossenschaft.

Schlafwandler, Verblendete des Kriegs: Alle relevanten Parteien des Landes wirken wie Gefangene der westlichen Propaganda. Der Mut, die Kraft und das Rückgrat zur Aufrechterhaltung der Neutralität fehlen – auch bei jenen, die salbungsvoll die Neutralität besingen. Sollte die SVP mit alledem nicht einverstanden sein, für einmal scheint sie ihren Protest im Flüsterton anzubringen. Man merkt schlicht nichts davon.

Allmählich scheint die Hirnwäsche der Medien und der Mainstream-Parteien zu verfangen. Die Neutralität hat einen schlechten Beigeschmack bekommen. Sie wird, gerade auch in SVP-Kreisen, als unstatthafte Stellungnahme für den «Aggressor», für den «Bösen» empfunden. Die Partei

hat hier die argumentative Lufthoheit komplett den Gegnern überlassen. Hält wenigstens das Volk noch an ihr fest?

Der Neutrale steht eben auf keiner Seite, ausser auf der schweizerischen. Er ist weder für die eine Seite noch für die andere. Der Neutrale ergreift gerade keine Partei und spielt auch nicht den Schiedsrichter. Er hält sich raus. Diskret bietet er diplomatische Hilfe an. Deshalb macht er sich bei allen unbeliebt. Früher hatten Schweizer Politiker die Kraft, die Neutralität notfalls mit der Waffe in der Hand zu schützen. Das scheint vorbei. *Tempi passati.*

Die Neutralität ist das völkerrechtliche Siegel der schweizerischen Unabhängigkeit. Neutralitätsfragen sind Souveränitätsfragen. Die Schweiz, heisst es, sei eine Willensnation. Die Schweiz ist nichts Selbstverständliches. Sie muss gewollt und bei Bedarf verteidigt werden. Ohne diesen Willen zur Unabhängigkeit, zur Souveränität gibt es keine Schweiz. Wackelt die Neutralität, wackelt die Schweiz.

Unabhängigkeit heisst, dass man nicht auf Befehl des Auslands handelt. Nichts anderes aber macht seit zwei Jahren die Schweiz, auch und gerade in Sachen Ukraine. Der Bundesrat übernahm ungeprüft die Russland-Sanktionen der EU. Mittlerweile liefern wir über Umwege Waffen an Selenskyj. Dem ukrainischen Präsidenten rollen sie im Bundeshaus den roten Teppich aus. Nun diktiert Kiew auch den Bürgenstock.

Ist die Schweiz noch ein souveräner Staat? Als Nächstes verhandelt der Bundesrat, wie bezeichnend, die Anbindung, sprich: Unterwerfung der Schweiz unter EU-Recht, EU-Richter und EU-Sanktionen. Vermutlich wird Aussenminister Cassis auch dann vor die Medien treten und den Journalisten mit gutherziger Miene erklären, wie er sich aus Brüssel die Agenda kommandieren lässt.

Schweiz, ja oder nein? Nicht nur die Kapriolen des Aussenministers, auch die Nato-Anwandlungen der Bundespräsidentin untergraben unsere Unabhängigkeit. Sollen im Notfall künftig auswärtige Generalstäbe entscheiden, ob, wie und durch wen die Schweiz verteidigt werden soll? In dramatischem Tempo gibt sich die Schweiz hier preis, präziser: verschrotten Politiker die bewährten Säulen unseres Staates. Cassis' Marignano heisst Bürgenstock. R. K.

## Serbiens Präsident Aleksandar Vucic im grossen Gespräch, Fallschirm für Nicoletta della Valle, Marchese Antinoris Meisterwerk, Daniel Jositsch und die internationalen Gerichtshöfe

Eben noch weihte er in einem brandneuen Belgrader Hangar einen chinesischen Hochgeschwindigkeitszug ein. Kurz darauf empfing Serbiens Präsident Aleksandar Vucic in der alten Königsresidenz *Weltwoche*-Chef Roger Köppel und Redaktionsmitarbeiter Mihajlo Mrakic, der in Zürich gerade sein ETH-Studium abschliesst. Rund eine Stunde dauerte das Interview, in dem Vucic, nachdenklich, philosophisch, einen sehr düsteren Blick auf die Lage in der Ukraine wirft. Der 54-jährige Staatschef, seit zehn Jahren tonangebend in der Politik seines Landes, bereitet Serbien auf einen grossen Krieg vor. Er sei «ziemlich sicher», dass «wir bald eine Katastrophe erleben werden». Die «Kriegstreiberei» des Westens hält der studierte Jurist für verantwortungslos. Einziger Lichtblick an diesem Vormittag blieb die grosse Packung Zürcher Sprüngli-Pralinés, die Vucic von seinen Besuchern dankend entgegennahm. **Seite 18**

Letzte Woche ist dem Ständerat der Kragen geplatzt. Aufgeschreckt durch die 340 000 Franken Abgangsentschädigung an Nicoletta della Valle, Chefin des Bundesamts für Polizei (Fedpol), will er künftig derartige goldene Fallschirme an Topbeamte verbieten. Della Valle hat den von den Steuerzahlern erbrachten Vermögenszuwachs keineswegs verdient. Sie war am Putsch gegen ihren damaligen Vorgesetzten, Justizminister Christoph Blocher, beteiligt und mitverantwortlich für die vorübergehende Freistellung des ärztlichen Chefs der universitären Berner Psychiatrie. Als Fedpol-Direktorin sorgte sie für eine



**Lichtblick:** Köppel (links), Vucic mit Sprüngli.

so miese Stimmung, dass der Abgang der 63-jährigen einer Erlösung gleichkommt. **Seite 26**

Er wird gerne getrunken, wenn es etwas zu feiern gibt. Dieses Jahr wird er selbst gefeiert: Der Tignanello wird fünfzig. Der legendäre Rotwein ist einer der allerersten Supertoskaner – und führte in den Siebzigern zu einer Art Renaissance des italienischen Weinbaus. Um mehr über die Geschichte des Weins zu erfahren, um einen Blick auf die Landschaft zu werfen, in welcher der Tignanello gedeiht, und natürlich auch um den Jubiläumsjahrgang (und nicht nur diesen) zu probieren, ist unser Mitarbeiter Oliver

Schmuki der Einladung von Marchese Piero Antinori, dem Erfinder des Weins, gefolgt und in die Toskana gereist, nach Florenz und ins Chianti-Classico-Gebiet. Mit nach Hause bringt er zahlreiche Erinnerungen. So bleibend wie der Geschmack des Weins sind ein Duett von Sting und Gianna Nannini sowie das Bild des 85-jährigen Marchese, der ebenso gut gealtert ist wie sein Meisterwerk, der Tignanello. **Seite 34**

Daniel Jositsch steigt auf die Barrikaden. Der SP-Ständerat und Rechtsprofessor aus Zürich ist der Wortführer gegen das Klima-Urteil aus Strassburg. Natürlich hat Jositsch durchaus recht mit seiner Kritik am politisierenden Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte, der die Definition, was eben ein Menschenrecht ist, immer weiter ausdehnt. Doch die Frage sei erlaubt: Ist der Widerstand von Jositsch auch glaubwürdig? Vertritt er damit eine konsistente Position, eine überzeugende und überzeugte Haltung, die ihn als Verteidiger der politischen und juristischen Souveränität der Schweiz auszeichnet? Sie ahnen es: Die Antwort lautet «nein». Jositsch hat sich bisher stets als Verfechter eines umfassenden Völkerrechts geäussert und die Befürchtungen über eine unzulässige Einmischung in die inneren demokratischen Angelegenheiten der Schweiz eloquent weggeputzt. Philipp Gut hat nachgeforscht und zeichnet das Porträt eines Professors der Pirouetten, der mit seinen spektakulären Wendungen Gegner und Freunde gleichermassen schwindlig spielt. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigendienst@weltwoche.ch. **Druck:** AVD Goldach AG, Sulzstrasse 10-12, 9403 Goldach.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# Ihr Immobilienraum?

## REBWEG, 8457 Humlikon

6.5-Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
www.rebweg.ch / +41 52 338 07 09



3



5

## GEISELWEID, 8400 Winterthur

2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.geiselweid-winterthur.ch / +41 55 610 47 46

## DUOVIVO, 8904 Aesch ZH

2.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.duovivo.ch / +41 55 610 47 46



6



8

## HOFWISEN, 8545 Rickenbach Sulz

2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.hofwissen.ch / +41 52 338 07 09

## AM ZENTRUM, 8910 Affoltern a.A.

2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.amzentrum.ch / +41 55 610 47 46



10



11

## AM EICHACHER, 8904 Aesch

3.5 - 5.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.ameichacher.ch / +41 55 610 47 46

## SCHLOSSBLICK, 8610 Uster

2.5 - 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.schlossblick.ch / +41 58 400 85 20



12



14

## GLATTWIES, 8152 Glattbrugg

4.5 Zi. Wohnung auf zwei Geschossen  
www.glattwies-glattbrugg.ch / +41 58 400 85 20

## VISTACASA, 8308 Illnau

3.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.vistacasa.ch / +41 52 338 07 09



16



17

## HOFACKER, 8311 Brütten

4.5 und 5.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.hofacker-bruetten.ch / +41 52 338 07 09



18

## SCHMIEDGASS, 8545 Rickenbach

3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.schmiedgass.ch / +41 52 338 07 09



20

## TRE FIORI, 8913 Ottenbach ZH

3.5 und 4.5 Zi. Eigentumswohnungen  
www.tre-fiori.ch / +41 55 610 47 46

## SOLEVISTA, 8615 Wermatswil

4.5 Zi. Eigentumswohnung mit Garten  
www.solevista.ch / +41 58 400 85 20



22



25

## ALPBLICK, 8308 Illnau

4.5 - 6.5 Zi. Einfamilienhäuser  
www.alpblick.ch / +41 52 338 07 09

 Projektankündigungen

 Projekte im Verkauf



Haben Sie ein Grundstück, auf dem Immobilienräume verwirklicht werden können?

Melden Sie sich bei mir.  
ulrich.koller@lerchpartner.ch +41 52 235 80 00

Noch nicht fündig geworden?  
Projektankündigungen finden Sie unter  
**immobilienraum.info**

Heute schon app-to-date mit  
unserer App Immobilienraum?

**LerchPartner.** 



Zürcherstrasse 124, 8406 Winterthur  
+41 55 610 47 46, verkauf@lerchpromotionen.ch



Stand Mai 2024



Visionärin: Liz Truss. Seite 73



Triumph der Zivilisation: Seite 46



Zu heiss: Girls Aloud. Seite 25

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung Freipass für Afghaninnen
- 9 Peter Rothenbühler  
Liebe Maja Hoffmann
- 10 Bern Bundeshaus  
Warten auf Doktor Godot
- 12 Bravo Thierry Burkart
- 12 Wandelhalle
- 13 Weisheit des Herzens
- 14 Alexander Grau  
Liberalismus der Unfreiheit
- 16 Mörgeli Maulkorb für die Medien
- 16 Schlechte Zeiten für Orbán-Hasser  
Ungarn nach der Europawahl
- 17 Peter Bodenmann  
Der Ball lag auf dem Penalty-Punkt
- 18 Aleksandar Vucic  
«Wir werden eine Katastrophe erleben»
- 24 Gaza Die Welt im Banne der Hamas
- 25 Girls Aloud Zu heiss,  
um nicht zu explodieren
- 26 Justizskandale  
Talfahrten mit Nicoletta della Valle
- 28 Bidens Falkner auf dem Bürgenstock  
Strippenzieher Jake Sullivan
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Unser Tipp: Werden Sie Journalist
- 30 Meloni, Le Pen und von der Leyen  
Europas blonde Königinnen
- 32 News Hunter Biden, Spitze des  
Korruptionsbergs
- 32 Fussball-EM Eleganz der Schotten
- 33 Harald Martenstein Endlich ehrlich

- 34 Lebenskunst  
Marchese Antinoris Meisterwerk
- 38 Michael Stürzenberger «Der politische  
Islam ist heute die grösste Gefahr»
- 40 Europawahlen «Die Positionen der AfD  
klingen nicht extremistisch»
- 41 Gaunersprache  
Plötzlich sind alle «rechtsextrem»
- 42 Professors Pirouetten Daniel Jositsch  
und das Klima-Urteil aus Strassburg
- 44 Marignano auf dem Bürgenstock  
Ignazio Cassis' Verfassungsbruch
- 45 Anabel Schunke Hart, aber herzlos
- 46 Frank Furedi «Eliten unterwerfen  
ihre Bürger einer Dezivilisation»
- 50 Schweizerisch-eritreische Freundschaft  
Asyl für Diktatoren-Botschafter
- 51 Thilo Sarrazin  
Staatschiff auf Nebelfahrt
- 52 Der Tag, an dem es Freiheit regnete  
Als der Jura unabhängig wurde
- 55 Schein statt Sein  
Linker Erdrutsch in Mexiko
- 56 Leserbrief
- 57 Nachrufe  
Ben Vautier, William Anders
- 58 Beat Gygi  
Geldgier in der Gesundheitspolitik

## GESCHICHTE: HOOLIGANISMUS

- 59 «Sie mussten um ihr Leben kämpfen»  
Begegnung mit Hooligan-Pionier  
Cass Pennant im Londoner East End

- 66 Tamara Wernli  
Warum dominieren Männer im Schach?

## LITERATUR UND KUNST

- 67 Ikone der Woche
- 68 Dem Tod entgegen taumelnd  
Klaus Manns Verfallsgeschichte
- 70 Bücher der Woche
- 73 Die Bibel
- 74 «Derrick»  
Deutschlands Seelen-Inspektor
- 76 Ausstellung Museum Rietberg, Zürich
- 77 Fernsehen
- 78 Film «La scomparsa di Bruno Breguet»
- 79 Pop Pet Shop Boys
- 79 Jazz Tomasz Stanko Quartet
- 80 Unterwegs Besser als Sex

## LEBEN HEUTE

- 82 Wunderbare Welt
- 82 Unten durch
- 83 Sex
- 84 Zeitzeichen
- 85 Häuser
- 85 Thiel Impftod
- 86 Bei den Leuten  
Kunstmesse Art Basel
- 88 Essen
- 88 Wein
- 89 Auto
- 89 Objekt der Woche
- 90 Der Sinn des Lebens  
Jürg Grossen, Parteipräsidenten



©Lamborghini



© Museo Ferrari



fotolia.com © Alexander



## VIP-Spezialreise «Motor Mania e Dolce Vita» Rasante Träume auf Rädern

Willkommen in der Emilia-Romagna, der Heimat von so berühmten Sportwagen und Motorrädern wie Lamborghini, Maserati, Ducati, Ferrari und Pagani! Auf dieser exklusiven Leserreise besuchen wir die legendären Produktionsstätten und Museen. Kulinarische Genüsse machen das italienische Lebensgefühl perfekt.

Wir logieren im 4-Sterne-«Starhotel Excelsior» im Herzen von Bologna (oder gleichwertig). Gleich nach dem Einchecken begrüsst uns Fabio Lamborghini, der Neffe des legendären Firmengründers Ferruccio Lamborghini, bei einem Aperitif mit Antipasti. Nach einem Einblick in die faszinierende Produktion der Edelschmiede Lamborghini und einem Rundgang durch das Werksmuseum öffnen sich für uns die Türen zum Ferruccio Lamborghini-Privatmuseum. Welch toller Anblick sind die dort ausgestellten Modelle!

Im Stadtteil Borgo besuchen wir am zweiten Tag Werk und Museum des leidenschaftlichen Motorradherstellers Ducati. Unterhaltsam wird uns die Geschichte des Unternehmens präsentiert. Im Anschluss an eine authentische Parmigiano-Verkostung erwartet uns das Maserati-Museum auf dem Landgut der Familie Panini. Emotion pur! Dann widmen wir uns der wohl exklusivsten Autoschmiede der Welt: Pagani. Hier wird Mobilität zur Kunst. Gegen Abend werden wir auf einem Weingut zur Degustation und zum Abendessen erwartet.

Am dritten Tag sehen wir endlich rot – bei Ferrari in Maranello! Hier schlagen die Herzen aller Motorsportfans höher. Auf einer Werksrundfahrt und im Museum erleben wir die Geschichte hautnah. Für noch mehr Gänsehaut-Feeling gibt es die Möglichkeit zur Probefahrt im Ferrari auf den Strassen rund um Maranello (Preis: Fr. 160.–).

Ein Rundgang durch Bolognas historische Altstadt rundet das unvergessliche Erlebnis ab. Beim gemeinsamen Abendessen lassen wir die Eindrücke Revue passieren.



fotolia.com © Sashkin

### Platin-Club-Spezialangebot

#### VIP-Spezialreise: «Motor Mania e Dolce Vita»

**Reisetermin:** 5. bis 8. September 2024

#### Leistungen:

- Swiss-Flug Zürich–Bologna–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 3 Übernachtungen mit Frühstück im 4-Sterne «Starhotel Excelsior» in Bologna (o. gleichw.)
- 1 Aperitif und Antipasti mit Fabio Lamborghini
- 1 Mittag- und 2 Abendessen in Restaurants
- 1 Parmigiano-Verkostung
- 1 Weinprobe mit Abendessen
- Besuch des Lamborghini-Werks und Werksmuseums, des Ferruccio Lamborghini-Privatmuseums, des Ducati-Werks und -Museums, des Maserati-Museums der Familie Panini und des Werks von Pagani
- Besichtigung des Ferrari-Museums sowie Werksrundfahrt mit dem Bus
- Ausflug «Bolognas historische Altstadt»
- Qualifizierte deutschspr. Reiseleitung

#### Preis (pro Person im Doppelzimmer):

Mit Weltwoche-Abo:	Fr. 1795.–
Für Nichtabonnenten:	Fr. 2095.–
Einzelzimmerzuschlag:	Fr. 250.–
Ermässigung bei Eigenan-/abreise:	Fr. 250.–
Ferrari-Probefahrt:	Fr. 160.–

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Tel. 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

#### Veranstalter:

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

# Freipass für Afghaninnen

Der Migrationsminister will die horrenden Kosten für seine unberechenbare Asylpolitik den Kantonen und Gemeinden aufhalsen. Das zeigt ein vertrauliches Dokument.

Marcel Odermatt

Über 20 000 Afghanen zogen in den letzten Jahren in die Schweiz. Allein im April stellten sie 747 Gesuche – 25 pro Tag. In jüngster Zeit hat die Schweiz ihre Attraktivität für Einwanderer aus dem Land am Hindukusch weiter erhöht. In einer intransparenten Aktion beschloss das Staatssekretariat für Migration (SEM) von SP-Bundesrat Beat Jans eine Praxisänderung mit weitreichenden Folgen.



Jans schiebt ab – die Verantwortung.

Unabhängig davon, ob Afghaninnen einen individuellen Fluchtgrund geltend machen können oder nicht, erhalten sie den Asylstatus, wenn sie dies wünschen. Das bedeutet, dass sie als anerkannte Flüchtlinge ihre Ehemänner in die Schweiz holen, die ebenfalls Asyl bekommen. Dazu kommt, dass sie Sozialhilfe beziehen können, die höher liegt als die Asylsozialhilfe für vorläufig aufgenommene Personen.

Die Möglichkeit, den Status auf einfache Weise verbessern zu können, hat sich rasch herumgesprochen. Bis Mitte Mai stellten rund 4080 Frauen ein neues Asylgesuch, um sich die

Privilegien zu ergattern. Die Folgen und Kosten dieses Entscheids will Migrationsminister Jans jetzt an die Gemeinden und Kantone weiter-schieben. Seine Beamten arbeiten unter Hochdruck daran, wie sich der Bund in der Causa Afghaninnen möglichst schadlos halten kann. Das zeigt ein interner Mailverkehr des SEM, der der *Weltwoche* vorliegt. Der Bund vergütet den Kantonen die Sozialhilfekosten heute mittels einer Globalpauschale für vorläufig aufgenommene Personen während längstens sieben Jahren und für Flüchtlinge sieben Jahre.

## Uhren wieder auf null gestellt

Jetzt kommt die Krux. Bisher verlangte es das Gesetz, dass die Fünfjahresfrist für die Abgeltung der Sozialhilfekosten wieder neu zu laufen beginnt, wenn eine rechtskräftig verfügte vorläufige Aufnahme im Rahmen eines neuen Gesuches in einen Flüchtlingsstatus mit Asyl umgewandelt wird. Anders ausgedrückt: Bei allen der über 4000 Frauen, die ihre Situation verbessern wollen, wird die Uhr auf null gestellt. Doch Jans und seine Entourage wollen die Konsequenzen ihres Entscheids nicht tragen. In einem Schreiben hält Claudio Martelli, stellvertretender Direktor beim SEM, unmissverständlich fest, diese Regelung sei «weder sachlich noch finanziell gerechtfertigt».

Genosse Jans will deshalb die Asylverordnung ändern. Ziel der Anpassung: Künftig soll bei einem Statuswechsel die Subventionsdauer angerechnet werden. «Die Vernehmlassung zu dieser Verordnungsanpassung wird voraussichtlich noch im Juni im Bundesrat eröffnet», schreibt SEM-Mann Martelli. Auch den Grund für die Eile macht der Verwaltungsangestellte im Schreiben deutlich. Die Staatsdiener haben festgestellt, dass «Mehrkosten von bis zu 164 Millionen Franken entstehen», wenn die Frauen von ihrem neuen Recht Gebrauch machen, ihren Flüchtlingsstatus von «vorläufig aufgenommen» auf «asylberechtigt» aufzupeppen. «Dies ist auf den Umstand zurückzuführen, dass sich diese vorläufig aufgenommenen Frauen vor der Praxisanpassung im Durchschnitt bereits fünf Jahre in der Schweiz aufgehalten haben», führt Martelli

aus. Und diese würde gegenüber der alten Praxis insgesamt zu einer zusätzlichen Abgeltungsdauer von drei Jahren führen.

Wohl unbeabsichtigt legt der Beamte dann mit seinen folgenden Ausführungen den ganzen Leerlauf, die Ausblendung von Tatsachen und das Schwarzer-Peter-Spiel in der Schweiz

*Bis Mitte Mai stellten 4080 Frauen ein neues Asylgesuch, um sich die Privilegien zu ergattern.*

zer Flüchtlingspolitik offen. Tritt die anvisierte Änderung in Kraft, wird der Bund die Zahlungen einstellen, wenn die Subventionsdauer fünf Jahre erreicht hat. «Da die Globalpauschale bei der Umwandlung einer vorläufigen Aufnahme in einen Flüchtlingsstatus für höchstens fünf statt sieben Jahre ausgerichtet wird und bereits bezogene Jahre angerechnet werden, reduzieren sich die Kosten für den Bund», schreibt Martelli. Um dann mit der frohen Botschaft zu schliessen: «Diese Einsparungen fallen umso grösser aus, je mehr Personen statt einer vorläufigen Aufnahme den Flüchtlingsstatus erhalten.»

## Sozialhilfequote von über 85 Prozent

Kurz: Sozialdemokrat Jans setzt sich dafür ein, dass Afghaninnen den Flüchtlingsstatus auf dem Serviertablett erhalten. Weil das aufgrund der heutigen gesetzlichen Grundlage Mehrkosten verursacht, will er eine Verordnung ändern. Und am Schluss stellt der Magistrat die ernsthafte Behauptung auf, dass der Bund mit dieser Handlung sogar noch die Kosten reduzieren kann.

Alles paletti? Natürlich nicht. Der Aufwand für diese Menschen wird einfach an die Kantone und Gemeinden weitergereicht. Die Sozialhilfequote für Afghanen mit Asyl oder vorläufig Aufgenommene verharrt laut Bundesamt für Statistik seit Jahren über 85 Prozent. Zieht sich der Bund rascher aus der Verantwortung, müssen die Kommunen und Kantone dafür geradestehen. Mit der Aussicht, dass diese Leute Familienangehörige ins Land holen, die selbst wieder auf der Payroll des Staats stehen werden.

# Liebe Maja Hoffmann

**K**aum sind Sie Präsidentin des Filmfestivals von Locarno, wird auf Sie geschossen. Medien finden das von der weltberühmten Fotografin Annie Leibovitz gestaltete Plakat für das 77. Filmfestival völlig daneben. Qualitativ zweifelhaft.

«Eine banale Fotoshop-Kreation», wird moniert. Es zeigt einen lebenden Leopard vor einer wolkenverhangenen Landschaft am Lago Maggiore. Das sei nicht die Leibovitz, die man kenne, sagt zum Beispiel der Fotograf Oliviero Toscani.

Dem kann ich nur beistimmen. So etwas Banales hätte auch künstliche Intelligenz entwerfen können. Wobei diese vielleicht einen sonnigeren Hintergrund gewählt hätte, da doch der Leopard in der angeblichen «Sonnenstube» Tessin steht.

Mich stört das Wetter auf dem Plakat mehr als die ganze Gestaltung. Sollen wir denn an unsere verregneten Ferien im Tessin erinnert werden? Oder an eine verregnete Zukunft?



*Wolken über Locarno:*  
Festivalchefin Hoffmann.

Doch zu Ihrer Entlastung muss ich beifügen: Ich habe mir frühere Plakate angesehen und bin zum Schluss gekommen, dass ich da auch einiges gerne gespült hätte. Nun, es ist alles Geschmackssache. Und vermutlich ist die Leibovitz, die Sie als grosszügige Mäzenin mal vor der Pleite gerettet haben und deshalb gut

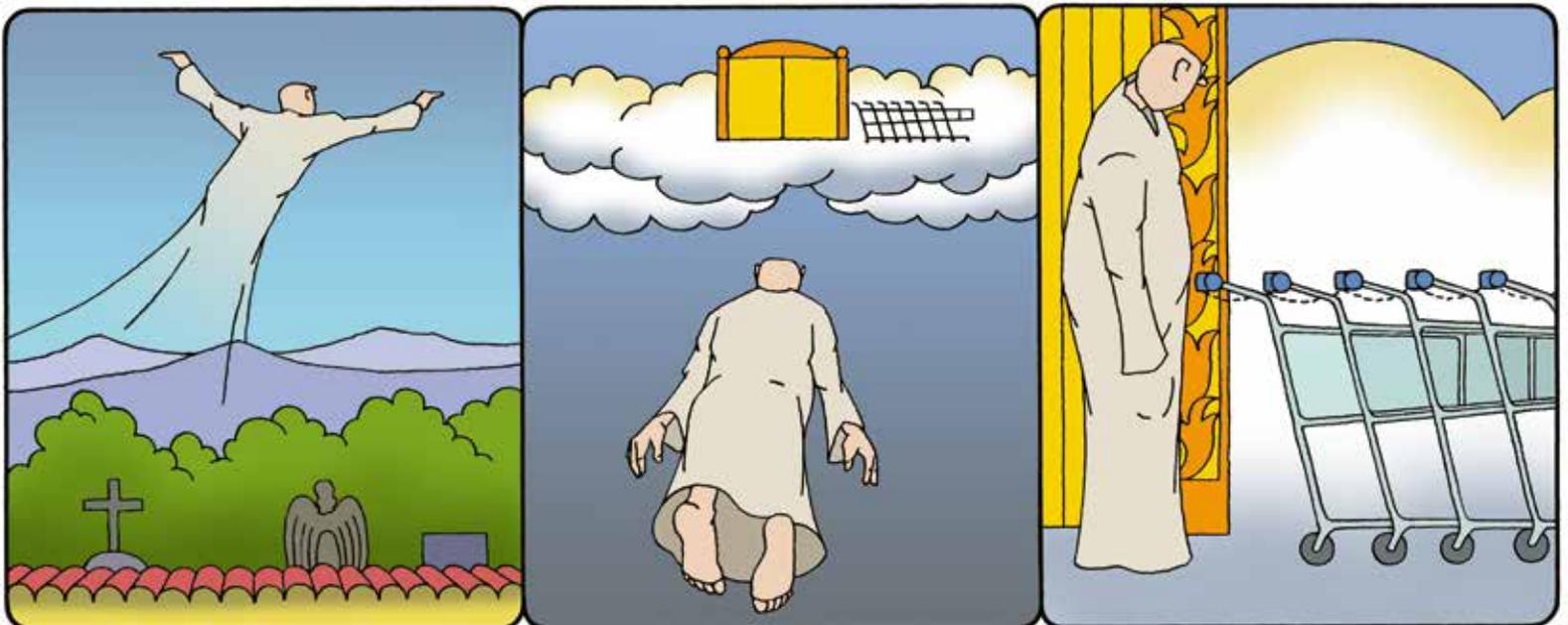
vermitteln konnten, gar nie ins Tessin gekommen. Oder sie hat den Auftrag an eine Assistentin weitergegeben.

Wie dem auch sei, ich denke, Sie könnten noch regelmässig mit Polemiken konfrontiert werden, diesen Sommer. Denn irgendwie ist es seltsam, dass der umtriebige Festivalpräsident Marco Solari, der sich jeden Tag ein Bein ausriss für «sein» Festival, von einer Milliardärin abgelöst wurde, die vorwiegend in Arles lebt oder in irgendwelchen Grosstädten und schon die erste Generalversammlung Anfang Mai «aus Termingründen» geschwänzt hat.

Das zeigt doch, dass Sie diesen Job nicht ernst nehmen. Oder nicht begriffen haben. Und zugunsten Ihres Seelenfriedens besser darauf verzichtet hätten.

*Mit freundlichen Grüssen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# Warten auf Doktor Godot

Die Zuwanderung treibt die Gesundheitskosten weiter in die Höhe. Wie lange will man wegsehen, bis man die Ursache benennt?

**A**lt Bundesrat Christoph Blocher ist im Kanton Tessin an einem Hang ausgerutscht und mit dem Kopf auf einem Felsen aufgeschlagen. Auf Teleblocher erzählte er, was ihm danach widerfuhr. Zuerst habe er eine Apotheke aufgesucht, dort habe man ihn aber in die Notaufnahme des Kantonsspitals von Locarno geschickt, wo man ihm eröffnete, dass er erst in fünf Stunden drankomme. Schliesslich liess er sich in einem Privatspital behandeln, dort gab es keine Wartezeit.

Was Blocher im Tessin erlebte, ist die Alltagsrealität in vielen Notaufnahmen. Wer sich selber ein Bild davon machen will, braucht lediglich an einem Sonntagnachmittag einmal in den medizinischen Permanenzen der Stadt Bern vorbeizuschauen. Der grösste Teil der Wartenden sind Ausländer, die wegen Bagatellen den Notfalldienst aufsuchen. In anderen Städten ist es nicht viel anders. Genaue Zahlen hat man dazu nicht, weil Kantone und Bund zwar über alles Statistiken führen, nur nicht über die Beanspruchung medizinischer Leistung durch Ausländer.

## Und noch ein runder Tisch

Blocher rät, eine Gebühr von zehn, zwanzig oder hundert Franken einzuführen für Personen, die mit Bagatellfällen in die Notaufnahme kommen, dann gebe es weniger Wartezeiten. Es wäre einen Versuch wert. Aber wie in der Asyl- und Ausländerpolitik werden auch im Gesundheitswesen die einfachsten und vielversprechendsten Massnahmen ignoriert, weil sie aus dem «falschen» politischen Lager kommen. Nach dem Abstimmungswochenende, wo die Prämien-Entlastungs-Initiative der SP und die Kostenbremse-Initiative abschifften, hat die Gesundheitsministerin angekündigt, sie wolle einen runden Tisch mit allen Akteuren organisieren, sie erwarte nun Vorschläge. Als würde ein weiterer runder Tisch irgendetwas ändern. Dabei gibt es einen Katalog von Massnahmen,



Wo der Hund begraben liegt: Baume-Schneider.

die eine Expertengruppe unter der Leitung von alt Ständerätin Verena Diener (Grünliberale) 2017 vorlegte.

Der Luzerner Damian Müller (FDP), Präsident der gesundheitspolitischen Kommission des Ständerats, spricht von einem stetigen Ausbau des Leistungskatalogs der obligatorischen

*Vielversprechende Massnahmen werden ignoriert, weil sie aus dem «falschen» Lager kommen.*

Krankenkassenversicherung. «Hier liegt der Hund begraben», gibt der Luzerner Ständerat zu verstehen. Gleichzeitig sei er überzeugt, «dass wir die Thematik der Gesundheitskosten im Zusammenhang mit der Zuwanderung vertieft analysieren müssen».

Im letzten Jahr hat die Hochschule für angewandte Wissenschaften ZHAW die Gesundheitskostenentwicklung zwischen 2011 und

2017 analysiert. «Gegen 30 Prozent der Kostensteigerungen sind auf die horrende Zuwanderung der letzten Jahre zurückzuführen», sagt SVP-Nationalrätin Martina Bircher mit Verweis auf diese Untersuchung. Doch wie immer, wenn das Ergebnis nicht zum Mainstream oder zur Lehrmeinung passt, wird dies einfach ignoriert.

## Alles nur Zufall?

Die SVP hat in einem Argumentarium zur linken Prämien-Entlastungs-Initiative vorgerechnet, was eine durchschnittliche Nettozuwanderung von rund 70 000 Personen pro Jahr für das Gesundheitssystem bedeutet: nämlich über 300 zusätzlich Ärzte, über 300 zusätzliche Spitalbetten und über 1700 zusätzliche Pflegekräfte.

Im letzten Jahr brachen alle Dämme: Die Nettozuwanderung bei EU, Efta und Drittstaaten stieg gegenüber dem Vorjahr um 17 506 auf 98 851 Personen. Dazu kommen 70 000 bis 80 000

Kriegsgeflüchtete. Hinzuzählen muss man zirka 30 000 neue Asylbewerber. Kurz: Die Zuwanderung betrug im letzten Jahr gegen 200 000 Personen, die das Schweizer Gesundheitswesen zusätzlich belasten. Trotzdem behauptet Bundesbern dreist, die Zuwanderung sei keine Treiberin für die steigenden Gesundheitskosten und Prämien.

Als SVP-Nationalrat David Zuberbühler in der Wintersession 2023 die Frage aufwarf, inwieweit die Zuwanderung zur allgemeinen Erhöhung der Prämien beitrage, gab der Bundesrat zur Antwort: «Es gibt keine Anhaltspunkte, dass sie die Gesundheitskosten überdurchschnittlich in die Höhe treiben würde.»

Mit anderen Worten: Es sei nur ein Zufall, dass der überdurchschnittliche Anstieg der Gesundheitskosten und Krankenkassenprämien mit den Rekordzuwanderungen zusammenfällt. Das ist schon fast Realitätsverweigerung.



## Der Schweizer Spitzendiplomat Jean-Daniel Ruch berichtet von seinen Erlebnissen an Brennpunkten der internationalen Politik.



«Erlebte Weltgeschichte aus Schweizer Sicht – ideal für ein Comeback des Weltwoche-Buchverlags.»

*Roger Köppel*

«Packend, erhellend, erfrischend.»

*Micheline Calmy-Rey*

«Liest sich wie ein Thriller. Und unsere gemeinsame Suche nach Gerechtigkeit war auch ein Thriller.»

*Carla Del Ponte*

«Jean-Daniel Ruch ist ein Abenteurer im Diplomatenanzug.»

*Patrick Chappatte*

ISBN 978-3-9526042-0-5  
178 Seiten, gebunden  
Fr. 27.80 (inkl. MwSt.) zzgl. Versand

**Bestellen unter:**  
**[www.weltwoche.ch/frieden](http://www.weltwoche.ch/frieden)**  
**Telefon +41 (0)43 444 57 01**



Alles richtig gemacht: Thierry Burkart.

## Grosser Sieger mit Verspätung

Plötzlich ging alles ruck, zuck. Statt wie von den Umfragen des GfS Bern von Politologe Lukas Golder vorausgesagt, das ein Kopf-an-Kopf-Rennen prognostizierte, war am Sonntag schon um 12.30 Uhr klar, dass die bürgerlichen Parteien die linke Prämien-Initiative haushoch gebodigt hatten. Grund genug für ihre Exponenten, im Restaurant «Zum Äusseren Stand» in Bern schon kurz nach Mittag auf den grossen Sieg anzustossen.

Doch der wichtigste Vertreter, der die erfolgreiche Kampagne angeführt hatte, fehlte: Thierry Burkart. Der FDP-Präsident tauchte im geschichtsträchtigen Lokal erst gegen 14 Uhr auf. Ein Mal gibt es etwas zu feiern für die Freisinnigen, und der oberste Vertreter der Gruppierung verpasst die Party, könnte man sagen.

Doch unabhängig davon: Für Burkart war es der perfekte Sonntag. Er hat alles richtig gemacht. Denn nicht nur bei der Gesundheitspolitik folgte das Volk der Haltung der FDP. Auch beim Stromgesetz und bei der Impfpflicht stand der Aargauer auf der Gewinnerseite und konnte das Volk von seiner Haltung überzeugen.

Gut möglich, dass ihm dieser Erfolg hilft, seine Autorität in der Partei zu stärken. Was auch nötig ist, wie jüngst eine Abstimmung über den Umgang mit Afghaninnen im Nationalrat zeigte. Gegen seinen Willen halfen die vier FDP-Ladys – Susanne Vincenz-Stauffacher (SG), Anna Giacometti (GR), Patricia von Falkenstein (BS), Simone de Montmollin (GE) – und Laurent Wehrli (VD) mit ihrer Stimmfreigabe, dass sich die Linke durchsetzen konnte. *Marcel Odermatt*

## WANDELHALLE / MARCEL ODERMATT

# Viola Amherd, Michel Barnier, Marcel Dettling, Thierry Burkart, Jürg Grossen, Gerhard Pfister, Magdalena Martullo, David Roth

Ein Highlight jagt das nächste. Nach den vielen prominenten Gästen auf dem Bürgerstock macht Bundespräsidentin **Viola Amherd** im gleichen Stil weiter. Die Mitte-Verteidigungsministerin nimmt am 25. Juni am Swissem-Industrietag im Berner Kursaal teil. Dort trifft sie auf **Michel Barnier**, den ehemaligen französischen Aussenminister, EU-Kommissar und vor allem bekannt als unversöhnlicher EU-Chefverhandler für den Brexit – das Ausscheiden Grossbritanniens aus dem Staatenbündnis. Amherd, die bekannt dafür ist, dass sie ein institutionelles Abkommen mit Brüssel lieber heute als morgen abschliessen möchte, dürfte sich deshalb über den Titel des Vortrags von Barnier freuen und seinen Worten gespannt lauschen: «Bilaterale III: Was wir vom Brexit lernen können». Tatsächlich wird es interessant, zu erfahren, was die Briten



Viola Amherd.

alles ertragen müssen, weil die Regierung des Königreichs einen demokratischen Volksentscheid umsetzte.



Marcel Dettling.

«Mittelstand zahlt, wenige profitieren.» Mit diesem Slogan kämpften die Gegner der Prämien-Initiative wenige Tage vor der Abstimmung gegen das Anliegen der Linken an. Alle bürgerlichen Parteipräsidenten – **Marcel Dettling** (SVP), **Thierry Burkart** (FDP) und **Jürg Grossen** – erschienen mit Konterfei in der Abstimmungswerbung. Der Übungsleiter der Mitte, **Gerhard**

**Pfister**, scherte jedoch aus und wollte bei der Kampagne nicht mitmachen. Bis heute fragen sich seine Kollegen, aus welchem Grund der Zuger Nationalrat auf diesen Auftritt verzichtete. Schliesslich beschlossen die Delegierten der ehemaligen CVP, das Begehren abzulehnen. Wollte Pfister etwa die SP nicht verärgern, die in sozialpolitischen Fragen immer wieder mit der Mitte gemeinsame Sache mit den Genossen macht? An den gemachten Statements im Aufruf kann es auf jeden Fall nicht liegen. «Sparsame Kantone zahlen die Prämienverbilligung für ausgabefreudige Kantone. Das ist ungerecht.» Wenigstens auf dieses Argument hätte der Zentralschweizer Pfister eigentlich anspringen müssen.



Magdalena Martullo.

Kein Thema hat die Parlamentarier in den vergangenen Tagen mehr beschäftigt als das Sitzungszimmer 339 im Bundeshaus. SVP-Vizepräsidentin und Ems-Chemie-Unternehmerin **Magdalena Martullo** hat diesen Raum in letzter Zeit öfters reserviert, um neben der Session einen Raum zu haben, um Besprechungstermine wahrnehmen zu können. Anderen Volksvertretern ist das ein Dorn im Auge. SP-Nationalrat **David Roth** reichte gar eine Anfrage (!) beim Bundesrat ein. Vielleicht zur Beruhigung der aufgebracht Ratsmitglieder: Martullo überlegt sich gut, ob ihre Anwesenheit in Bern erforderlich ist. Obwohl die Bündner Nationalrätin den Kampf gegen das Stromgesetz anführt, tauchte sie am Abstimmungssonntag nicht in Bern auf, weil sie im Ausland weilte, und überliess es Parteichef Dettling, zu erklären, weshalb sich die Rechtspartei mit ihren Argumenten nicht durchsetzen konnte.

\*\*\*

\*\*\*

# Aus dem Leben eines Schuldners

Nein, ich würde nicht sagen, dass man den Tod fühlt, es ist eher ein schnelleres Sterben.



*An solchen Tagen fühlst du beinahe so etwas wie Rückenwind.*

Natürlich, antwortete er, lernt man, damit zu leben. Wie immer, man entwickelt Schutzmechanismen. Verdrängen, Fatalismus, man tagträumt ein Wunder. Zuerst funktioniert das, irgendwann nicht mehr. Es funktioniert noch ein wenig, wenn die eingeschriebenen Briefe kommen, kaum mehr, wenn die Betreibungen reinflattern. Ich erschrecke heute noch, wenn es unerwartet an der Tür klingelt.

Gar nicht mehr funktioniert es bei Pfändungsankündigungen. Weil du weißt, was dann kommt. Dann wird's existenziell. Sie pfänden dich runter auf das Existenzminimum, da bleibt nichts mehr, das ist ein Witz. Nein, die Schweiz ist kein soziales Land. Es gibt, so weit ich mich erinnere, zwei Arten von Pfändungen. Bei der stillen wird der Arbeitgeber nicht in Kenntnis gesetzt. Wusstest du, dass 75 Prozent aller Fälle bei einem Betreibungsamt auf nichtbezahlte Steuern zurückgehen? Wahnsinn ist das. Würde die Steuer direkt vom Lohn abgezogen, würde das Land eine Menge Geld sparen.

Es ist einfach so, dass du morgens damit aufwachst und abends damit schlafen gehst. Das ist die Kurzform. Nein, ich würde nicht sagen, dass man den Tod fühlt, es ist eher ein schnelleres Sterben. Natürlich vergisst man es manchmal, im Rausch, beim Sex, beim Rasenmähen oder beim Fussball, aber es kommt zurück, immer, mit Wucht.

Es kostet dich Energie, viel Energie. Es raubt Lebensfreude, Schlaf und Menschen. Es bringt

dir Panik, Gereiztheit und Wut auch. Es macht dich depressiv, und wenn es lange dauert, schlägt es dir auf die Gesundheit, den Magen meistens. Oder die Zähne, was im Grunde seltsam ist. Versagergefühle auch, aber die andern sind durchschlagender.

Die Dumpfheit ist schlimm, diese Kapsel, in der du feststeckst und die überall zu drücken scheint, sie macht dich manchmal lethargisch, als ob du starke Beruhigungstabletten genommen hättest, und dann wieder kommen Panikattacken. Dass du da nie rauskommst, dass du dein Leben verwirkt hast. All die Sätze von wegen lebe, Sorge dich nicht, es ist nur Geld, Gesundheit ist das Wichtigste; vergiss es, das hilft nicht wirklich.

Manchmal sehnst du dich mitten am Tag nach traumlosem Schlaf, um eine kurze Phase des Vergessens zu haben. Nachts wachst du auf, vielleicht hast du sogar von etwas anderem geträumt, das ist wie eine Erlösung, und kaum hast du die Augen offen, ist es da und geht nicht mehr weg.

Manchmal machst du Dummheiten, wenigstens solange du noch eine Kreditkarte hast. Kaufst dir irgendwas, was du nicht brauchst, was weiss ich, ein Hemd, Schuhe, wahrscheinlich ist es eine Kompensation. Aber danach fühlst du dich richtig mies, bist von dir selbst enttäuscht und hast ein unterirdisches Selbstwertgefühl, erhöhten Puls und Angst.

Meist folgt dann ein Tag, an dem du beinahe nichts aus gibst, ausser ein bisschen was für Essen, einen Espresso irgendwo und Zigaretten; oder für Tabak, weil du inzwischen aus Kostengründen deine Zigaretten selbst drehst. An solchen Tagen fühlst du beinahe so etwas wie Rückenwind, eine kleine Leichtigkeit, aber diese Sanftmut ist von kurzer Dauer. Du weisst, du brauchtest 300 solcher Tage, und das bringst du nicht.

Irgendwann öffnest du deine Post nicht mehr, gehst gar nicht mehr an den Briefkasten, das ist ein Produkt des Verdrängungsmechanismus, und natürlich macht das alles nur noch schlimmer. Du weisst es, öffnest die Umschläge aber trotzdem nicht. Da ist wie eine Blockade, eine massive Störung der Vernunftfähigkeit.

Einmal am Tag, mindestens, überlegst du dir, wen du anpumpen könntest, aber weil dir das nicht zum ersten Mal passiert und du alle potenziellen Kandidaten schon angepumpt hast, bringt das nichts. Faustregel beim Anpumpen ist: Die Armen geben eher, die Reichen müssen von selbst auf die Idee kommen.

Ja, und irgendwann ist es vorbei, und du findest dich ein paar Stockwerke tiefer wieder. Fliegen wirst du nicht können, aber ein bisschen mit den Flügeln flattern. Du nimmst dir vor, dass das nie mehr passiert, aber, na ja.

So ist das, antwortete er, als ich ihn fragte, wie sich das anfühlt, wenn man Schulden hat.

# Liberalismus der Unfreiheit

Wie eine grosse Idee in ihr Gegenteil umkippt.

Alexander Grau

Die Freiheit ist in Verruf geraten. Radikale Klimaschützer fantasieren davon, die Gesellschaften des Westens mit einem gewaltigen Katalog an Verboten und Vorschriften zu überziehen. Sozialisten träumen nach wie vor von der grossen Umverteilung im Namen der Gerechtigkeit. Eine Minderheit woker Aktivisten versucht der Mehrheit ihre Vorstellung von angeblich diskriminierungsfreier Sprache und Verhalten aufzunötigen. Und selbsternannte Verteidiger der Demokratie schränken die demokratische Meinungsfreiheit zunehmend ein.

Diese massiven Angriffe auf die Freiheit vollziehen sich jedoch immer im Namen der Liberalität, von Menschenrechten und Grundwerten. Die Freiheit, so hat man den Eindruck, wird derzeit vor allem von Menschen bedroht, die sich als liberal bezeichnen. Der Liberalismus zeigt sein autoritäres Gesicht. Wie konnte es dazu kommen?

## Kräfte einer Gesellschaft

Das Problem beginnt schon damit, dass die liberale Bewegung, wie sie sich im 18. Jahrhundert formierte, äusserst heterogen war. Im Grunde vereinte sie, nach heutigen Massstäben, Sozialisten und klassische Liberale, Republikaner und konstitutionelle Monarchisten.

Diese unterschiedlichen Strömungen spalteten sich spätestens mit den Revolutionen von 1848. Die linken Gruppierungen bildeten dabei die Vorläufer sozialistischer Bewegungen, die

## Das Grundproblem des Liberalismus lautet: Wie stark darf oder soll der Staat Freiheit erzwingen?

eher Moderaten die Basis bürgerlich-liberaler Parteien. Der Grund für dieses Auseinanderdriften lag in einem Grundproblem des Liberalismus, das – wenn auch unter anderen Vorzeichen – bis heute virulent ist: Wie stark darf oder soll der Staat Freiheit erzwingen?

Klassisches Beispiel: Bürgerliche Freiheiten sind gut und schön. Wenn ich jedoch in Armut



*Der Staat wird zur Super-Nanny.*

lebe und nicht weiss, wie ich am nächsten Tag meine Familie sattbekomme, ist Pressefreiheit eher nebensächlich. Ist es dann nicht naheliegend, dass der liberale Staat durch Zwangsmassnahmen wie etwa Steuererhebungen dafür sorgt, dass jedem Bürger ein Existenzminimum zukommt, so dass er seine Freiheitsrechte auch wahrnehmen und schätzen kann?

Das Problem ist offensichtlich: In der Menschheitsgeschichte hatten sich Gesellschaftsstrukturen herausgebildet, die ganzen Bevölkerungsgruppen grundlegende Freiheitsrechte vorenthielten: Sklaven, Fremden, Frauen, sozial Schwachen. Nur die wenigsten Liberalen würden behaupten, dass es keinerlei Eingriffe des liberalen Staates bedarf, um zumindest grundlegende Freiheiten zu garantieren. Doch wie weit der Staat tatsächlich in das freie Spiel der Kräfte einer Gesellschaft eingreifen darf, um Unfreiheiten zu beseitigen, ist umstritten. Genau

aus diesem Grund gibt es nicht den Liberalismus, sondern eine ganze Menge an Bindestrich-Liberalismen – ganz nach jeweiliger Präferenz. Dass liberale Gesellschaften Zwang ausüben, um Freiheit zu ermöglichen, ist jedoch nur das eine – offensichtliche – Dilemma des Liberalismus. Viel gravierender ist ein anderer Aspekt: die Tendenz, dass liberale Werte und Ideale selbst autoritäre Strukturen hervorbringen.

Am deutlichsten wird das an dem zentralen Anliegen des Liberalismus: der individuellen Freiheit. Über Jahrtausende waren Menschen eingebunden in feste soziale Strukturen und ebensolche Rollen. Aus diesen Zwängen gab es für den Einzelnen kein Entkommen. Das Nachdenken über Autonomie und Selbstverwirklichung war allenfalls Angehörigen einer kleinen Oberschicht vorbehalten.

Das änderte sich mit der Industrialisierung und dem damit einhergehenden Massenwohl-

stand. Fragen der Selbstverwirklichung und der Befreiung von Zwängen wurden Allgemeingut. Auch Angehörige der Mittelschicht begannen sich aus hergebrachten Abhängigkeitsverhältnissen zu lösen. Weiten Bevölkerungskreisen gelang der soziale Aufstieg. Die sexuelle Befreiung der 1960er Jahre entkoppelte Ehe und Sexualität, die Pille Sexualität und Fortpflanzung, die serielle Monogamie hielt Einzug in die gesellschaftliche Realität. Die Kleinfamilie löste die Grossfamilie endgültig ab und wurde schliesslich durch die Patchworkfamilie ersetzt.

Zusätzlich forciert wurde diese Auflösung traditioneller Sozialstrukturen durch technische und wirtschaftliche Entwicklungen, die die Menschen räumlich und beruflich mobiler machten. Nie zuvor in der Menschheitsgeschichte war das einzelne Individuum so ungebunden, so frei und hatte so viele Möglichkeiten, jederzeit sein Leben grundlegend zu ändern.

### Alles wird uniform

Erkauft wurde diese umfassende Liberalisierung der Lebenswirklichkeit der Menschen paradoxerweise durch eine Stärkung des Staates. Denn wo traditionelle soziale Netzwerke wie Dorfgemeinschaft oder Familie wegfallen, übernimmt der Staat die Rolle des sozialen Schutzraumes und stärkt damit seine Macht und Gestaltungsmöglichkeiten. Die Menschen, ausgebrochen aus jahrhundertealten Sozialstrukturen, werden abhängig von einem sich immer weiter aufblähenden Sozialstaat.

Das gilt nicht nur für Alter und Krankheit. Auch für die durchschnittliche Lebensplanung nimmt das emanzipierte Individuum selbstverständlich den Staat in Anspruch oder klagt dessen Hilfe sogar ein. Bestes Beispiel hierfür sind Betreuungsplätze in Kindergärten, die quasi zu einem Grundrecht hochstilisiert werden, damit sich die Eltern nicht in ihrer beruflichen oder privaten Selbstentfaltung einzuschränken brauchen. Der Staat wird zur Super-Nanny, die in allen Lebenslagen Hilfe und Unterstützung bereithält – und damit zugleich Macht und Einfluss auf das Leben und Denken der Menschen bekommt. Der amerikanische Politologe Patrick J. Deneen hat diesen Sachverhalt auf die kurze Formel gebracht: «Staatliche Lenkung ermöglicht Individualismus, Individualismus erfordert Verstaatlichung.»

So schafft das Bedürfnis nach persönlicher Emanzipation im Namen der Liberalität nicht nur den omnipräsenten Staat, sondern trägt zugleich zu einer Nivellierung der Gesellschaft bei. Die Vielzahl sozialer Abhängigkeiten – Familie, Ehe, Milieu, Dorf, Zunft, Landsmannschaft et cetera – wird ersetzt durch eine Abhängigkeit: die gegenüber dem Staat. Der Staat wird zum Erfüllungsgehilfen und Garanten individueller Emanzipation.

Zugleich schafft das Bedürfnis nach Individualität eine globale Massengüterkultur,



die ihrerseits alle lokalen, regionalen und sozialen Unterschiede ästhetisch eibnet. Der Versuch, Einzigartigkeit mit Hilfe von Konsumgütern zu zelebrieren, endet in globaler Uniformität. Wo früher tatsächlich Vielseitigkeit und Diversität herrschten, regiert nun, nachdem sich die Menschen im Namen des Individualismus aus ihren Traditionen befreit haben, der Einheitslook von H&M, Zara und Uniqlo. Und was für Kleidung gilt, gilt ebenso für Möbel, Autos oder das Aussehen unserer Innenstädte – letztlich für die gesamte Alltagskultur und ihre Symbole. Das Streben nach Einzigartigkeit und Buntheit erzeugt mit brutaler Logik weltweite Gleichförmigkeit.

Doch eine uniforme Lebenswelt bringt auch uniformes Denken hervor. Denn jeder Konsumartikel, jedes Produkt, jedes Erzeugnis der globalen Unterhaltungsindustrie ist nicht einfach nur bedeutungslose Ware, sondern immer auch Botschaft, die unser Denken und Fühlen formiert. Es bildet sich eine dominante Mehrheitskultur, die alle anderen Sichtweisen marginalisiert. Das gilt insbesondere in der westlichen Welt, aber zunehmend auch für Kulturen, denen westliches Denken und westliche Symbolik ursprünglich fremd waren.

Mit zunehmender Individualisierung zerstören liberale Gesellschaften also jene Vielfalt, aus der sie hervorgingen und die sie angeblich anstreben. Es bildet sich ein schmaler Korridor an Werten, Meinungen und Lebenshaltungen, von denen abzuweichen nicht als liberal wahrgenommen wird. Diese Minderheitenansichten werden erst marginalisiert, dann skandalisiert und schliesslich kriminalisiert. Es kommt zu einer Tyrannei der Mehrheit.

Schon 1859 forderte John Stuart Mill daher in seinem berühmten Essay «Über die Freiheit» einen «Schutz gegen die Tyrannei des vorherrschenden Meinens und Empfindens, gegen die Tendenz der Gesellschaft, durch andere Mittel als zivile Strafen ihre eigenen Ideen und Praktiken als Lebensregeln denen aufzuerlegen, die eine abweichende Meinung haben, die Entwicklung in Fesseln zu schlagen, wenn möglich die Bildung jeder Individualität, die nicht mit ihrem eigenen Kurs harmoniert, zu verhindern und alle Charaktere zu zwingen, sich nach ihrem eigenen Modell zu formen».

Dieser Grundwiderspruch des Liberalismus ist nicht durch ein Mehr an Liberalismus zu lösen. Feuer lässt sich mit Benzin nicht löschen. Um seine inneren Widersprüche aufzuheben, müsste der Liberalismus vielmehr auf Prinzipien zurückgreifen, die ihm nicht eigen sind. Das meinte der berühmte Staatsrechtler Ernst-Wolfgang Böckenförde mit seinem berühmten Diktum: «Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann.» Allerdings gilt diese Einsicht nicht nur für den Staat, sondern auch für die Gesellschaft als Ganzes.

Doch die Traditionen, von denen der Liberalismus lebte, sind schliesslich unter seinen permanenten Schlägen pulverisiert. Sie zu reaktivieren, etwa durch eine Renaissance der Religion, ist

### Das Bedürfnis nach Individualität schaffte eine globale Massengüterkultur.

ebenso albern wie aussichtslos. Allerdings ist die Verlockung eines illiberalen Backlash gross. Und so droht der Liberalismus entweder an sich selbst oder an den von ihm provozierten Gegenreaktionen unterzugehen – entweder an Political Correctness und Wokeness oder an Orbán, PiS und Co.

### Freiheit ruft nach Unfreiheit

Was nun? Das Problem ist ein grundlegendes. Es liegt in der DNA der Moderne selbst. Die Logik, nach der liberale Gesellschaften immer unfreier werden, ist systematischer Natur und lässt sich nicht auf alltagspolitischer Ebene lösen.

Worum es geht, ist jedoch klar: Im Rausch der Freiheit haben wir uns auf den Zweck fixiert: die Freiheit selbst. Wir haben das Mittel aus dem Blick verloren, mit dem man Freiheit erzeugt. Denn Freiheit selbst erzeugt keine Freiheit, im Gegenteil. Mit unerbittlicher Konsequenz erzeugt der Ruf nach immer mehr Freiheit schliesslich Unfreiheit.

Das Mittel, das allein Freiheit erzeugt, ist die Abschaffung des Zwangs. Wir müssen daher lernen, nicht für mehr Freiheit zu kämpfen, sondern für weniger Zwänge. Denn das ist ein erheblicher Unterschied. Nur der permanente Kampf gegen die Allgegenwart der Zwänge schenkt uns mehr Freiheit, ohne seinerseits neue Zwänge zu erzeugen.

Für die Politik bedeutet das: nicht immer neue Rechte zu erfinden, die der Bürger im Namen seiner Freiheit einklagen kann – und damit die Gesellschaft unfrei macht. Sondern Zwänge abzuschaffen, die uns alle hindern, wirklich frei zu sein.

Alexander Grau ist Publizist und Philosoph. Zuletzt erschienen: «Vom Wald. Eine Philosophie der Freiheit», Claudius Verlag, München 2023.

## MÖRGELI

### Maulkorb für die Medien

Die besten Pointen liefert die Wirklichkeit. Ausgerechnet die *Sonntagszeitung* aus dem Hause *Tages-Anzeiger* bedauert, dass unsere Geheimdienstler in ihrer Tätigkeit eingeschränkt sind. Weil sie dummerweise an «rechtliche Grenzen» stossen. Deshalb dürfe der Nachrichtendienst des Bundes (NDB) viel zu wenig unternehmen gegen die russische Einflussnahme auf die Schweizer Politik.

Neuerdings können die Journalisten nicht genug von den Schlapphüten bekommen. Die einstigen Ankläger gegen den Schnüffelstaat haben sich in dessen glühendste Anhänger verwandelt. Wohin eine Ausweitung der Kompetenzen unseres Nachrichtendienstes führen würde, macht Ex-Geheimdienstchef Peter Regli klar: «Wenn ein Schweizer Politiker oder ein Verlag Kontakte nach Moskau pflegt und entsprechende Propaganda verbreitet, kann der NDB nichts dagegen unternehmen, solange die Sicherheit der Schweiz nicht bedroht ist.»

Propaganda betreiben für Regli nur jene, die ihm nicht passen. Das sind für den kalten Krieger die Russen. Während die Ukrainer und die Amerikaner das Wort «Propaganda» nicht einmal buchstabieren können. Sondern jederzeit nichts als die lautere Wahrheit verkünden. Leider verdeutlicht Peter Reglis Geraune nicht, wen er mit den Schweizer Politikern und Verlagen meint, die vermeintlich verbotswürdige Kontakte nach Moskau pflegen.

Am liebsten nähmen die Geheimdienstler die Journalisten und ganze Verlage an die Kandare. Und den Politikern würden sie noch so gerne vorschreiben, was sie zu denken und zu sagen haben. Die Meinungs- und Pressefreiheit war den Fischeuren des Bundes schon immer lästig. Was gruselig genug ist. Noch gruseliger wird's, wenn Journalisten und Verlage Forderungen nach Medien-Maulkörben zustimmend zitieren. Oder wenn sogar SP-Ständerätin Franziska Roth geheimdienstlich aufrüsten will: «Der Nachrichtendienst braucht mehr Handhabe und Personal.» Die Berufsschnüffler faszinieren jetzt sogar die Linken. Der Grund ist klar: Nur ein Spion darf sich die Genüsse des Diebes verschaffen und zugleich ein ehrlicher Mensch bleiben.

Christoph Mörgeli

# Schlechte Zeiten für Orbán-Skeptiker

Die Europawahl hat Ungarns Parteienlandschaft unumkehrbar verändert. Aber der Verlierer ist nicht Premier Viktor Orbán, wie in manchen Medien schadenfreudig behauptet wird.

Boris Kálnoky

Budapest

Westliche Medien scheinen sich einig: Bei der Europawahl am 9. Juni erlitt Fidesz, die von Ministerpräsident Viktor Orbán geführte ungarische Regierungspartei, einen herben Rückschlag und erzielte ihr «schlechtestes Wahlergebnis seit 2006». Der Grund: ein neuer Herausforderer namens Péter Magyar und seine ebenfalls neue Partei Tisza. Orbán hingegen (und seine Mitstreiter) sprechen vom «besten Wahlergebnis, seit es Europawahlen gibt». Was stimmt?

Fidesz errang 44,79 Prozent der Stimmen, und damit weniger als 2019 (53 Prozent). In absoluten Zahlen kam allerdings ein historischer Rekord zustande: 2 040 848 Wahlbürger gaben Fidesz ihre Stimme, mehr als jemals zuvor bei Europawahlen, und ungefähr 10 Prozent mehr als 2019.

### Hohe Wahlbeteiligung

Das prozentuale Ergebnis ist dennoch schwächer als jedes andere landesweite Wahlergebnis für Fidesz seit 2006, weil die Wahlbeteiligung mit 58,47 Prozent auch einen Rekord darstellte (2019: 43,58 Prozent, 2014: 28,92 Prozent). Der Grund für die hohe Beteiligung war, dass die Europawahlen diesmal mit den Kommunalwahlen gekoppelt wurden. Zudem führte Fidesz einen sehr intensiven Wahlkampf. Von der hohen Wahlbeteiligung profitierte nicht nur Fidesz, sondern auch die neue Oppositionspartei Tisza (1 343 029 Stimmen, 29,53 Prozent) sowie die neue Rechtspartei Mi Hazánk («Unsere Heimat»), die auf 305 870 Stimmen und 6,71 Prozent kam.

Fidesz errang weniger Abgeordnetenmandate als 2019 (elf statt dreizehn), aber dafür zog Mi Hazánk mit einem Abgeordneten neu ins Europaparlament ein. Dessen Stimmverhalten dürfte sich von Fidesz kaum unterscheiden, das wahre Gewicht der ungarischen Konservativen beläuft sich also auf zwölf Abgeordnete. Immer noch weniger als dreizehn.

Allerdings – und jetzt müssen Orbán-Haser und sensationsheischende Medien ganz tapfer sein: Das prozentual niedrigere Wahl-

ergebnis von 44,79 Prozent hätte immer noch ausgereicht, um bei ungarischen Parlamentswahlen 135 Mandate und damit eine weitere Zweidrittelmehrheit zu erreichen. Wer Orbán niederringen will, muss also noch ein bisschen mehr Spinat essen.

Anders als in westlichen Medien dargestellt, waren der neue Akteur Magyar und seine Partei Tisza nicht für Orbán ein Problem, sondern für die linksliberale Opposition. Statt wie bisher sieben wird es nur noch zwei linke Europa-Abgeordnete aus Ungarn geben, von der demokratischen Koalition, die auf weniger als 9 Prozent kam (2019: 16 Prozent). Andere Linksparteien schafften erst gar nicht den Sprung über die 5-Prozent-Hürde. Alle ungarischen linken und liberalen Parteien zusammengerechnet erreichten miserable 16 Prozent der Stimmen.

Boris Kálnoky ist ehemaliger Osteuropakorrespondent. Seit 2020 leitet er die Medienschule des Mathias Corvinus Collegium, die der Regierungspartei Fidesz nahesteht.

liebe ist...



... mit dir selbst zufrieden zu sein.

# Der Ball lag auf dem Penalty-Punkt

Prämiendeckel: Im Leben geht mancher Schuss daneben. So auch am letzten Wochenende.



An der Fussball-WM 2006 waren die Schweizer gut unterwegs. Köbi Kuhn gewann mit den Seinen in der Vorrunde alle Spiele. Im Achtelfinal stand es gegen die Ukraine nach 117 Minuten unentschieden. Dann verschossen Marco Streller, Tranquillo Barnetta und Ricardo Cabanas ihre Penaltys kläglich. Die Fussballverrückten in der Schweiz verstanden die Welt nicht mehr.

Bei der SP-Krankenkassen-Initiative lag der Ball lange Zeit auf dem Penalty-Punkt. Die Linke und die Gewerkschaften hätten diese Abstimmung gewinnen können und müssen.

**Fehler 1** — Die beiden einzigen politischen linken Kampfpanzer – Pierre-Yves Maillard und Jacqueline Badran – blieben in ihren Unterständen. Nahezu alle ehemaligen und heutigen kantonalen SP-Gesundheitspolitiker versteckten sich ebenfalls im Unterholz. Jacqueline Fehr bildete in der Deutschschweiz eine löbliche Ausnahme. Mit allzu braven Kirchenmäusen kann man keine Abstimmung gewinnen. Vorab wenn diese – anders als Pierre-Yves Maillard – die Komplexität des Gesundheitswesens nicht im Ansatz begriffen haben.

**Fehler 2** — Die SP war nicht in der Lage, einen Prämienrechner aufzuschalten, der Kanton für Kanton aufgezeigt hätte, wie viele Menschen, vorab mit mittleren Einkommen, von dieser guten Initiative profitiert hätten. Und jetzt beklagt sich das Parteipräsidium in der NZZ darüber, dass die Stimmenden den Mechanismus nicht begriffen hätten. Selbstkritik geht anders.

**Fehler 3** — Die Gewerkschaften besitzen, über alles gerechnet, ein Vermögen von mindestens einer halben Milliarde Franken. Der

Gewerkschaftsbund investierte in diesen Abstimmungskampf offenbar nur 80 000 Franken. Vielleicht wollten sie gar nicht gewinnen.

**Fehler 4** — Die SP hätte gesundheitspolitisch ein Bündnis mit der Mitte schliessen müssen. Mit der SP-Initiative die Prämienlast deckeln. Und mit der Mitte-Initiative die Zunahme der Kosten dämpfen. Denn sparen will ja sowieso niemand. Ein Bündnis scheiterte, weil sich aus der Linken niemand rechtzeitig für dieses starkgemacht hat. Roger Nordmann kam zu spät.

**Fehler 5** — Die Schweizerinnen und Schweizer sind Sparfüchsinnen und Sparfüchse. Deshalb haben wir eine Schuldenbremse. Eine neutrale Schweiz braucht keine teure Nato-Armee,

*Schadenfreude ist die reinste Freude. Albert Rösti hat sich gegen die Herrliberger durchgesetzt.*

sondern eine Guerilla-Armee, die bereits zum halben Preis der heute schon allzu teuren Armee jeden Gegner abschrecken kann. Das lehrt uns der Gaza-Krieg. Die beste Guerilla-Kampfanleitung – die weltweit auch von vielen Terroristen genutzt wird – findet sich im Schweizer Zivilverteidigungsbuch aus den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts. Das VBS ist nach 25 Jahren SVP von oben bis unten in die Nato verknallt. Leider hat diese Kopfkrankheit inzwischen auch weite Teile der SP um den Verstand gebracht. Die «SP-Militär» will bei der Armee nicht sparen, sondern 10 Milliarden Franken an der Schuldenbremse vorbeismuggeln. Um mit 5 Milliarden der Ukraine unter die Arme

zu greifen. Inzwischen ist Fabian Molina der schärfste kalte Krieger der Schweiz.

**Fehler 6** — Natürlich hätten die 13. AHV-Revision und der Prämiendeckel zusammen 15 Milliarden Franken pro Jahr gekostet. In der deutschen Schweiz ging es in den letzten Wochen nur um eine Frage: Wie wollt ihr das finanzieren?

Dafür muss man keine Lohn- und Mehrwertsteuerprozent erhöhen. Es reicht, wenn man mit der Hälfte des Vermögens der Nationalbank endlich einen unabhängigen, mehr als 400 Milliarden Franken starken Staatsfonds schafft. Und mit seinen Erträgen eine sozialere Schweiz finanziert. Wie lange wird es dauern, bis die Linke dies begreift?

Der billige Trost: Die SVP kam mit ihrer Opposition gegen das Stromgesetz nur auf 31 Prozent der Stimmen. Die elektoral nur halb so starke Mitte brachte es auf 35 Prozent der Stimmen. SP und Gewerkschaften schafften es immerhin auf 44,5 Prozent.

Schadenfreude ist die reinste Freude. Albert Rösti hat sich gegen die Herrliberger durchgesetzt. Er und seine Werber setzten, alles vereinfachend, auf eine einzige Aussage: Die Schweiz braucht mehr Schweizer Strom. Kommen jetzt die Mühen der Ebene? Eher nein, denn der technische Fortschritt rast, wie selbst der deutsche *Spiegel* in der letzten Ausgabe bemerkt hat. Ein Quadratmeter Solarmodule kostet nur noch 30 Franken. Solarmodule als Baustoff der Zukunft.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



«Wir sind ein unabhängiges Land, das für Frieden steht»: Politiker Vucic.

---

# «Ich bin mir ziemlich sicher, wir werden eine Katastrophe erleben»

Serbiens Präsident Aleksandar Vucic bereitet sein Land auf einen grossen Krieg in Europa vor. Er glaubt nicht mehr daran, dass sich Russland und der Westen diplomatisch einigen.

Roger Köppel

**Weltwoche:** Herr Präsident, beginnen wir mit einem düsteren Thema, dem Krieg in der Ukraine. In einem Fernsehinterview sagten Sie kürzlich, dass wir uns wahrscheinlich in eine Situation begeben, die schlimmer sein könnte als der Zweite Weltkrieg. Wie besorgt sind Sie im Moment über die Eskalationsgefahr?

**Aleksandar Vucic:** Ich verfolge einen anderen Ansatz als viele andere grössere und wichtigere Politiker, denn ich würde gerne Frieden sehen, und die meisten anderen würden gerne den Sieg der einen oder anderen Seite sehen. Wenn man diese Art von Ansatz hat, dann ist auch alles andere anders. Und wenn man sich Frieden wünscht, dann kann man alle Probleme, mit denen wir konfrontiert sind, leicht durchschauen. Meiner Ansicht nach wird es von Tag zu Tag schlimmer und schlimmer. Mit den Worten des berühmten Historikers Alan J. P. Taylor: «Der Zug ist abgefahren, und niemand kann ihn aufhalten.» Und so sieht es auch aus. Wir sehen den finsternen Endpunkt all dessen, was in

*«Von Tag zu Tag wird es schlimmer: Der Zug ist abgefahren, und niemand kann ihn aufhalten.»*

der Ukraine geschieht, wenn die Grossmächte nichts tun. In einem kurzen Zeitraum, ja, da bin ich mir ziemlich sicher, werden wir eine echte Katastrophe erleben.

**Weltwoche:** Die westlichen Führer erlauben der Ukraine, mit westlichen Waffen Ziele in Russland anzugreifen. Putin drohte mit Konsequenzen, doch sie sagen, das sei nur Bluff. Wie sehen Sie das? Wo sind die roten Linien von Präsident Putin? Wann überschreitet der Westen die rote Linie?

**Vucic:** Wenn Sie darauf wetten, dass jemand blufft, haben Sie keine besseren Karten, Sie glauben einfach, dass die andere Seite schwächere Karten hat. Aber Sie sind sich nicht sicher, denn Sie wissen es nicht. Sie haben weder seine noch die eigenen Karten wirklich gesehen. Ich war immer sehr vorsichtig bei der Beurteilung von Putins Willen oder Putins möglichen zu-

künftigen Schritten. Natürlich, ich stecke nicht in seiner Haut. Ich sehe die Dinge nicht mit seinen Augen. Ich glaube aber, dass die jüngste Verschärfung nur zu einer weiteren Verschlechterung der Situation beitragen kann. Damit ist niemandem geholfen.

**Weltwoche:** Führende Leute im Westen und unsere Medien behaupten, Putin sei ein imperialer Diktator. Nach der Ukraine werde er weitere Länder angreifen. Der deutsche Verteidigungsminister hat soeben erklärt, Putin habe ausdrücklich gesagt, er werde andere Länder angreifen. Sie kennen den russischen Präsidenten, was ist seine Agenda? Ist er ein imperialer Eroberer? Ist das der Grund für diesen Krieg?

**Vucic:** Ich sehe die Sache ein wenig anders. Zunächst einmal verurteile ich das Eindringen in das ukrainische Hoheitsgebiet. Aber es ist viel komplexer als kompliziert. Ich muss die Gegenfrage stellen: Was haben die Westmächte 1999 und 2008 mit Serbien gemacht? Darauf gibt es keine Antworten. Putin hat in seiner jüngsten Erklärung den Präzedenzfall Kosovo angeführt. Auch darauf gibt es keine Antworten.

**Weltwoche:** Putin begründet seinen Einmarsch damit, dass er einen Genozid im Donbass habe stoppen müssen, einen seit acht Jahren tobenden Krieg der Regierung gegen die abtrünnige Region. Genauso rechtfertigte damals die Nato ihr Eingreifen und die Bombardierung Serbiens 1999. Man habe einen Genozid stoppen müssen – für den allerdings bis heute die Belege fehlen.

**Vucic:** Die einzige Antwort, die er bekam, von Angela Merkel, lautete sinngemäss: «Okay, es war ein Blutvergiessen, das fast acht Jahre lang im Kosovo dauerte», was allerdings nicht ganz richtig und nicht ganz wahr ist. Und Putin fügte hinzu: «Im Donbass gab es tatsächlich ein Blutvergiessen, acht Jahre lang.» Und jetzt ist es ein grosser politischer Kampf, denn Putin wird immer wieder den Präzedenzfall Kosovo anführen, was für uns Serben nicht gut ist. Wäre ich an seiner Stelle gewesen, hätte ich wahrscheinlich dasselbe getan. Warum soll-

te ich mich zu sehr um die Serben in Serbien kümmern? Ich würde es tun, weil es im Interesse Russlands ist und es keine angemessene Antwort von der anderen Seite gibt. Ich spreche über das internationale öffentliche Recht und die Dinge, die einige Länder im Einklang mit der Uno-Charta und den Uno-Resolutionen

*«Ich kann nicht behaupten, dass der Westen sich überschätzt. Aber er unterschätzt Putin und Russland.»*

und dem internationalen öffentlichen Recht im Allgemeinen getan oder nicht getan haben. Was die Situation noch komplizierter macht, ist die Tatsache, dass alle nur vom Krieg sprechen. Niemand will den Frieden erreichen. Niemand spricht über Frieden. Frieden ist fast ein verbotenes Wort geworden. Sie sagen, dass wir gewinnen müssen, um den zukünftigen Frieden zu sichern. Ich finde es sehr merkwürdig, dass niemand versucht, den Krieg zu beenden. Es gibt noch eine andere Theorie, die ich nachvollziehen kann. Ich heisse sie zwar nicht gut, aber ich verstehe, dass der Westen glaubt, er könne leicht gegen Putin gewinnen. Sie wollen ihn in der Ukraine erschöpfen. Dann wird, so die Überlegung, Russland auf dem heutigen Territorium und in der heutigen Form nicht mehr existieren, und Putin wird gestürzt werden und so weiter. Ja, vielleicht ist das möglich, aber ...

**Weltwoche:** Ist es möglich?

**Vucic:** Nun, es schwächt Russland sowieso. Aber reicht das aus, um Russland zu zerstören und Putin zu stürzen? Das glaube ich nicht. Ich kann nicht behaupten, dass der Westen sich überschätzt. Aber ich glaube, man unterschätzt Russland und Putin.

**Weltwoche:** Wie erklären Sie sich die Kriegs- und Konfrontationsbegeisterung in Europa? Man redet nur noch über Waffen und darüber, dass Putin keinesfalls gewinnen dürfe.

**Vucic:** Als ich von vielen Leuten hier aufgefordert wurde, einen Krieg gegen die Albaner und die Nato im Kosovo zu beginnen, weil sie unsere Leute vertrieben, unsere Leute um-

brachten und so weiter, habe ich nur gesagt: «Okay, ich verstehe deine Gefühle. Ich verstehe deinen Standpunkt. Aber würde es dir wirklich gefallen, wenn deine Mutter einen Sarg nach Hause geschickt bekäme? Mit dem Sohn, Ehemann, Vater, wem auch immer.» Im heutigen Europa benehmen sich alle wie grosse Helden, aber sie haben ihren Leuten nicht gesagt, dass sie einen sehr hohen Preis zahlen werden. Sie und all diese Führer sollten absolut alles tun, um jede Art von Kriegstreiberei zu stoppen. Doch am Ende denken die Menschen an ihre eigenen Interessen. Ich verstehe, warum Präsident Macron Nato-Truppen in die Ukraine schicken möchte. Seine Haltung ist wahrscheinlich, dass es besser ist, sich Russland auf ukrainischem Boden zu stellen als auf europäischem oder mitteleuropäischem Boden, wenn es denn sein muss. Die Deutschen haben, mit einigen Unterschieden, die gleiche Einstellung. Doch bevor man so etwas sagt, sollte man meiner Meinung nach versuchen, einen Waffenstillstand zu erreichen, um dann über zehn, zwanzig, dreissig oder fünfzig Jahre zu verhandeln, egal, wie lange. Das ist besser als ein Tag erbitterten Kampfes, wie wir es heute erleben.

**Weltwoche:** Werden die Nato-Staaten eine Niederlage der Ukraine akzeptieren?

**Vucic:** Ich danke Ihnen für diese Frage. Warum spreche ich davon, dass wir uns dem Abgrund nähern? Analysieren Sie die Situation der Nato und der Vereinigten Staaten. Sie können es sich nicht leisten, einen Krieg in der Ukraine zu verlieren. Russland darf nicht gewinnen. Die Westmächte würden ihr politisches

*«Wir sind nicht mehr weit entfernt von einer grossen Konfrontation. Nicht länger als drei, vier Monate.»*

Erbe verwirken. Zweitens: Die Position Europas und des kollektiven Westens in geopolitischer Hinsicht würde sich zu sehr verschlechtern. Dies öffnete, drittens, die Büchse der Pandora für weitere Feindseligkeiten gegen den kollektiven Westen in der Zukunft. Aber nehmen Sie die andere Seite. Wenn Putin den Krieg verliert, wird er persönlich alles verlieren. Er wollte eine Art gemeinsamen Nenner für Iwan, Peter den Grossen und Katharina die Grosse schaffen. Dieses Erbe wäre dahin. Und Russland würde, drittens, nicht mehr existieren und nicht mehr so gestaltet sein, wie es heute ist. Wenn also beide Seiten in diesem Krieg so weit voneinander entfernt sind, mit ihren Wünschen, mit ihren Erwartungen, dann sieht man, dass alles auf dem Spiel steht. Alles steht für beide Seiten auf dem Spiel. Keiner kann sich eine Niederlage leisten. Deshalb habe ich öffentlich gesagt und es nicht verschwiegen, dass wir einer echten Katastrophe näher kommen. Doch da sind wir schon bei einer weiteren Frage: Wer ist bereit, eine



Million, zwei Millionen, fünf Millionen, zehn oder fünfzehn Millionen Menschen zu verlieren? Fragen Sie sich selbst. Ich bin nicht bereit, einen einzigen Mann zu verlieren, und wir werden uns daran nicht beteiligen. Aber das ist eine Frage für andere Leute.

**Weltwoche:** Im Westen heisst es, die Schuld liege allein bei Putin. Es sei ein unprovokeder Krieg. War es ein unprovokeder Krieg?

**Vucic:** Ich bin nicht hier, um es zu definieren, und es besteht kein Zweifel, dass es eine Art Verstoss gegen das internationale öffentliche Recht war. Das Problem ist, dass es Minsk gab, die Sezessionisten, die Minsker Vereinbarung, auf die Putin pochte, weil sie immer wieder gebrochen und verletzt wurde. Wie auch immer. Meine Frage ist: Warum waren sie nicht so streng, als wir eine ähnliche Situation in Serbien hatten?

**Weltwoche:** Doppelte Standards?

**Vucic:** Ja, ja. Zweifellos. Doppeltzüngigkeit, Doppelmoral, Ablenkungsmanöver, was immer Sie wollen. Kein Zweifel.

**Weltwoche:** Gibt es in der westlichen Politik, ich zögere, solche Ausdrücke zu verwenden, eine Art antislawischen Rassismus? Man hat sich angewöhnt, auf die Menschen im Osten bestenfalls wohlwollend herabzublicken?

**Vucic:** Ich bin der Präsident des Landes, und ich kann diese Art von Ausreden, Rechtfertigungen, Plattitüden, was auch immer, nicht verwenden. Aber ich kann sagen, dass es einige alte Bündnisse gibt, die erneuert wurden. Doch die Ukrainer sind auch ein slawisches Volk. Die serbische Sprache ist morphologisch und phonetisch dem Ukrainischen sehr ähnlich. Hier sprechen mehr Menschen Russisch als Ukrainisch, aber die ukrainische Sprache ist der serbischen Sprache ähnlicher als der russischen, und ich denke, das ist eine katastrophale Situation für die slawischen Völker. Für alle zusammen.

**Weltwoche:** Nach jüngsten Erkenntnissen verhinderten die USA vor zwei Jahren einen greifbaren Frieden in Istanbul. Wie sehen Sie die Rolle der Amerikaner?

**Vucic:** Eine grosse Macht haben natürlich ihre Interessen. Es gibt da keine Liebe. Und wenn sie jemanden als Sicherheitsbedrohung betrachten, gehen sie, wenn möglich, bis zum Ende. Aber ich glaube, das war eine falsche

Einschätzung. Auch wenn die Amerikaner jetzt glauben, sie hätten die Russen stark geschwächt, ihr Ansehen bei vielen Leuten vermindert. Trotzdem: Ich bin mir nicht sicher, ob sie mit dem Ergebnis sehr zufrieden sind bis jetzt. Es gab zwei grosse Gelegenheiten für Frieden, erstens die, die Sie bereits erwähnt haben, und zweitens die grosse ukrainische Offensive. Das war der beste Moment, als die Ukrainer die Initiative hatten, um Frieden zu schliessen. Doch niemand wollte es tun, weil jeder dachte, das Momentum sei auf seiner Seite.

**Weltwoche:** Sie hatten gerade Besuch vom ukrainischen Aussenminister Dmytro Kuleba. Was war Ihr Eindruck? Wäre die ukrainische Regierung bereit, mit Russland zu verhandeln, oder herrscht totale Konfrontationsstimmung?

**Vucic:** Ich kann nicht sagen, dass es sich um eine konfrontative Stimmung handelt. Sie befinden sich in einer nicht einfachen Situation, und ich verstehe ihre Lage. Das heisst nicht, dass ich zu 100 Prozent mit der ukrainischen Haltung übereinstimme, aber ich verstehe ihren Standpunkt. So, wie ich mein Bestes tue, um auch die russische Position zu verstehen. Ich fürchte, wir sind sehr, sehr weit davon entfernt, eine Einigung zu erzielen. Ich habe auch mit dem chinesischen Präsidenten Xi Jinping gesprochen, und er vertritt in dieser Frage dieselbe Auffassung wie ich. Von einer Einigung sind wir noch sehr weit entfernt.

**Weltwoche:** Wie nah sind wir an einem dritten Weltkrieg?

**Vucic:** Ich kann nicht von einem dritten Weltkrieg sprechen, aber von einer grossen Konfrontation. Wie weit wir sind? Ich glaube, dass wir davon nicht mehr weit entfernt sind. Nicht länger als drei oder vier Monate. Und es besteht die Gefahr, dass dies schon vorher geschieht.

**Weltwoche:** Wo stehen Sie in diesem ganzen Wahnsinn? Wo steht Serbien in diesem Konflikt?

**Vucic:** Wir bewahren den Frieden, die Stabilität und die Ruhe in der Region und in unserem Land. Wir werden unser Bestes tun. Immerhin waren wir einer der Weltmeister des Krieges im 20. Jahrhundert: Erster Balkankrieg, Zweiter Balkankrieg, Erster Weltkrieg. Im Ersten Weltkrieg, wussten Sie das, verloren wir 28,9 Prozent unserer Gesamtbevölkerung. Serbien war das grösste Opfer des Ersten Weltkriegs, und niemand hat das je anerkannt. Aber diese Daten sind Daten, die auf der Pariser Friedenskonferenz gezeigt wurden. Frankreich hat 10,5 Prozent der Bevölkerung verloren, wir aber 28,9 Prozent. Dann kam der Zweite Weltkrieg mit dem schrecklichen Konzentrationslager in Kroatien, Jasenovac, und vielen anderen Dingen. Während des Zweiten Weltkriegs wurden eine Million Serben getötet. Wir waren die Einzigen, die sich von Anfang an als ganze Region gegen die Nazibewegung stellten. Am Ende des Krieges sind alle zu uns gestossen, wie das immer so ist. Nachher hatten wir all diese

Kriege in den 1990er Jahren und dann die Nato-Aggression im Jahr 1999. Und nach all diesen Kriegen ist es mein grosser Traum, den Frieden und die Stabilität hier zu bewahren, und ich werde mein Bestes tun, um das Land sicher und stabil zu halten. Deshalb bin ich bei jeder einzelnen Äusserung sehr vorsichtig, sehr umsichtig. Wissen Sie, ich kämpfe mit niemandem, ich bewahre nur die Ruhe, und das war's. Heute ist das Vokabular sehr grob. Das Vokabular ist auf allen Seiten, insbesondere auch auf der europäischen Seite, sehr hart.

**Weltwoche:** Werden Sie an der «Friedenskonferenz» in der Schweiz teilnehmen? Denken Sie, dass dies eine gute Konferenz ist?

**Vucic:** Ich habe das mit Wolodymyr besprochen. Ich habe mit den Chinesen darüber gesprochen. Wir haben noch keine Entscheidung getroffen. Wir werden sehen, welches Niveau es geben wird, wer kommt, wer nicht kommt. Wir werden die Entscheidung in ein paar Tagen treffen. Aber ich würde gerne beide Seiten an einem Tisch sehen, um ganz ehrlich zu sein.

**Weltwoche:** Haben Sie eine Erklärung dafür, warum wir gerade jetzt in so verrückten Zeiten leben, den verrücktesten Zeiten seit langem?

**Vucic:** Es ist leicht, lieber Freund, dies zu sehen. Sie haben völlig unterschiedliche Interessen. China ist eine Grossmacht auf dem Vormarsch, deren Interessen mit denen des Westens kollidieren. Die USA und Europa, nennen wir sie den kollektiven Westen, möchten alles bewahren, wofür sie gearbeitet haben in den letzten 300 Jahren. Und die anderen wollen, aus ihrer Sicht, mehr Gerechtigkeit, eine gleichere Welt. Mit dem Wunsch nach Bewahrung und dem Wunsch nach Veränderung hat man den Konflikt und völlig unterschiedliche wirtschaft-

liche und politische Interessen. Die Welt verändert sich, auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen und es nicht zugeben wollen, aber sie verändert sich täglich und viel schneller als je zuvor. Das gibt Konflikte, Zusammenstösse, vielleicht grosse Kriege. Ich sehe keine Möglichkeit, wie jemand das verhindern kann, doch ich würde mir das mehr als alles andere wünschen, um Ihnen die Wahrheit zu sagen. Heute habe ich alle Daten über unsere Ölreserven, über Zucker bis hin zu Salz und allem anderen überprüft. Denn ich weiss nicht, was die Zukunft für uns alle bringen wird.

**Weltwoche:** Sie haben heute in Belgrad auch einen Schnellzug eingeweiht, und das war sehr interessant. Es handelt sich um eine Zusammenarbeit zwischen Serbien und China. Viele im Westen halten China für eine Bedrohung. Wie sehen Sie das?

**Vucic:** Viele Menschen im Westen tun ihr Bestes, um so viele Gegner und so viele Feinde zu produzieren, wie man sich das bisher nicht vorstellen konnte. Wir hatten bisher eine sehr gute Beziehung zu den Chinesen, und ich bin stolz darauf. Wie Sie sehen können, verstecke ich es nicht. Aber die meisten Züge haben wir aus der Schweiz gekauft, und wir kaufen immer noch bei Stadler, aber wir brauchen mehr Züge, und wir haben auch chinesische Züge gekauft. Wir sind gut mit ihnen befreundet, und wir sehen keine Gefahr, und sie werden uns nicht in Gefahr bringen. Wir werden sie nutzen, bevor wir der EU beitreten, und niemand weiss, wann dies geschehen wird oder ob es je geschehen wird. Wir werden auch Freihandelsabkommen mit China, Ägypten und den Vereinigten Arabischen Emiraten nutzen. Meine Aufgabe ist es, mich um dieses Land und um unsere Bürger zu küm-

mern. Sie haben gesehen, dass Belgrad eine Stadt der Kräne geworden ist, es ist vielleicht die Stadt in der Region, die den grössten Fortschritt und die beste Entwicklung zu verzeichnen hat. Ich möchte Ihnen nur ein Beispiel nennen. Stellen Sie einen Vergleich zwischen Serbien und Bosnien an. Als ich vor zehn Jahren Premierminister wurde, lag das Durchschnittsgehalt in Serbien bei 329 Euro, in Bosnien bei 378 Euro. Das bedeutet 50 Euro mehr, also 16, 17 Prozent mehr. Nun liegt das Durchschnittsgehalt in Bosnien bei 650 und in Serbien bei 830. Nach nur zehn Jahren liegt die Staatsverschuldung im Verhältnis zum Bruttoinlandprodukt (BIP) in diesem Land bei weniger als 50 Prozent. Und wir sind Teil von Eurostat. Die anderen sind es nicht.

*«Viele im Westen tun ihr Bestes, um so viele Feinde zu produzieren, wie man sich das nicht vorstellen konnte!»*

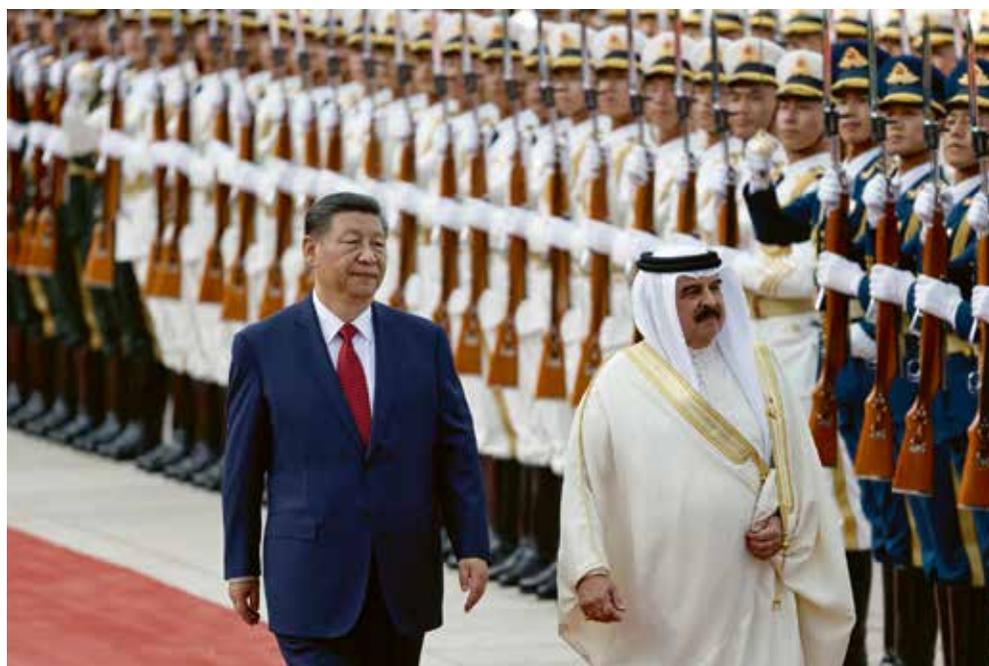
Wir haben unsere Arbeit erfolgreich gemacht, aber wir haben es geschafft, weil wir viele EU-Investitionen angezogen haben, aber auch viele amerikanische, schweizerische, japanische sowie chinesische und arabische Investitionen. Wir arbeiten mit allen zusammen. Und wir werden mit dieser Art von Politik weitermachen. Das ist es, was die rekordverdächtig hohe Beschäftigungsquote sichert. Jetzt konzentrieren wir uns voll und ganz auf die Steuern im Jahr 2027, denn das ist entscheidend für alle Arbeiten, die wir erledigen müssen, einschliesslich eines besseren Bildungssystems und zahlreicher Infrastrukturarbeiten. Ausserdem entwickle ich den Bereich KI, und wir wurden das vorsitzende Land dieser Partnerschaft für künstliche Intelligenz, von 29 Ländern und auch von Frankreich und der Schweiz unterstützt. Das sind gute Dinge. Das ist es, was wir tun müssen. Ich kann nicht über Kriege nachdenken.

**Weltwoche:** Die EU, die USA reden von einer Art neuem kaltem Krieg. Es gelte, die Demokratie des Westens gegen die Despotie des Ostens zu verteidigen. Dagegen stehen die Verfechter der «multipolaren Welt». Was kommt auf uns zu: Blockdenken oder multipolare Zusammenarbeit?

**Vucic:** Ich habe eine Frage an Sie. Kann man in der Schweiz, sagen wir mal, chinesisches oder russisches Fernsehen sehen?

**Weltwoche:** In der Schweiz können wir Russia Today anschauen. In Deutschland ist alles verboten.

**Vucic:** Okay. Wenn es verboten ist, ist es dann Demokratie? In Serbien können Sie ukrainisches und russisches Fernsehen, chinesisches Fernsehen, aber auch amerikanisches Fernsehen sehen. BBC, Schweizer Fernsehen, französische Kanäle, ARD, ZDF. Was auch immer Sie wollen. Das ist Ihre Entscheidung. Wer definiert, was Demokratie ist? Als ich noch sehr jung war, fast



*«China ist eine Grossmacht, deren Interessen mit denen des Westens kollidieren»:*  
Staatspräsident Xi mit dem König von Bahrain, Hamad bin Isa Al Khalifa, 31. Mai.

noch ein Kind, war ich sehr schlecht im Zeichnen. Ich war total unbegabt. Einmal musste ich ein Pferd zeichnen. Es sah aber überhaupt nicht wie ein Pferd aus. Ich musste die Zeichnung mit «Pferd» anschreiben. Genau das tun sie heute. Wenn niemand sieht, dass es eine Demokratie ist, schieben sie mit Leuchtschrift darunter: Wir sind die Demokratie! Ihr seid es nicht, und das war's. Ich möchte Sie nur an die dummen Geschichten über Wahlbetrug im Dezember in Serbien erinnern. Ich habe ihnen gesagt, dass es keinen Wahlbetrug gab. Wir werden mit einem grösseren Vorsprung gewinnen. Jetzt hatten wir Wahlen, wiederholte Wahlen, und wir haben mit viel grösserem Vorsprung gewonnen. Was ist mit Wahlbetrug? Jeder hat diese dummen Geschichten vergessen, und niemand kommentiert sie noch weiter. Hier, in diesem Land, kann man sagen, was man will. Ich bin die am meisten angegriffene Person. Wenn das nicht demokratisch genug ist, würde ich diese Art von Kanälen gerne in anderen Ländern sehen, aber ich sehe sie nicht. Das alles erinnert mich an meine Kindheit und an das Pferd, das ich zeichnen wollte.

**Weltwoche:** Die meisten Medien in Deutschland, aber auch in der Schweiz vermitteln ein kritisches Bild über Sie, manche nennen Sie einen Autokraten, der die Journalisten gängelt. Was antworten Sie?

**Vucic:** Ich verstehe ihre Interessen, aber sie wissen, dass wir unser Wort halten. Egal, was sie mit uns machen. Meine Frage lautet: Wie würden die anderen mit jemandem umgehen, der ihnen 13,5 Prozent ihres Gebiets abgenommen hat? Das haben sie mit unserem Gebiet gemacht. Sie würden sagen, es sei alles auf legale Weise geschehen, aber ich sage, dass es illegal war. Für jeden ist es offensichtlich, dass dies illegal war. Daher glaube ich, wir sind sehr tolerant, sehr geduldig und gut erzogen, wenn wir über unsere Einstellung und unsere Haltung ihnen gegenüber sprechen. Wenn wir gerade über Demokratie und Autokratie reden, hätte ich noch ein paar andere Fragen, aber die lasse ich jetzt lieber weg, weil ich nicht die Interessen der serbischen Bevölkerung gefährden will.

**Weltwoche:** Wofür steht Serbien in der Welt?

**Vucic:** Wir sind ein unabhängiges Land, ein souveränes Land, das für Frieden steht, das für echte Werte steht, zu denen auch der Respekt vor Unterschieden und unterschiedlichen Ansätzen in verschiedenen Ländern gehört. Und wir sind ein Land, das mit allen Menschen in der Welt zusammenarbeiten möchte. Wir sind auf unserem EU-Weg. Aber ja, wir haben unseren eigenen Verstand, und wir entscheiden selbst. Wir lassen nicht alle Verbindungen zu unseren traditionellen Freunden abreißen. Und ja, wir sind hartnäckig. Wir sind von Zeit zu Zeit stur, um unsere Entscheidungsfreiheit zu behalten. Und so werden wir auch weiterhin arbeiten. Schliesslich engagieren wir uns sehr

für den Erhalt und den wirtschaftlichen Fortschritt unseres Landes. Wir wurden zu einem Motor für eine ganze Region. Serbien hat in den letzten vier Jahren mehr als 62 Prozent der gesamten ausländischen Direktinvestitionen in den westlichen Balkanländern angezogen. Auf uns entfallen 50 Prozent des gesamten BIP des Westbalkans und 55 Prozent der gesamten Exporte der westlichen Balkanländer. Das war vor zehn Jahren noch nicht der Fall. Jetzt ist es so. Und diese Art von Kluft zwischen uns und den anderen wird noch grösser werden.

**Weltwoche:** An Ihrem Land wird oft herumkritisiert. Sagen Sie uns: Was sind die grössten Qualitäten Serbiens? Worauf sind Sie stolz?

**Vucic:** Die Welt sieht nicht, was wirklich grossartig ist, was wir getan haben. In erster Linie geht es darum, über die Serben zu sprechen. Die Serben sind ein stolzes und würdevolles Volk, aber natürlich denkt dies jedes Volk von sich. Es gibt eine gute und eine schlechte Seite an uns. Wir haben grossartige Menschen in allen möglichen Bereichen, hervorragende Individualisten, aus den sozialen Sphären, von Wissenschaftlern bis hin zum kulturellen Leben, zu Sport und allem anderen. Aber wenn es um kollektives Vorgehen und kollek-

*«Hier, in diesem Land, kann man sagen, was man will. Ich bin die am meisten angegriffene Person.»*

tive Erfolge geht, sind wir schlechter als viele andere. Deshalb gibt es auch Serben wie Nikola Jokic, drei Mal wertvoller Spieler der nord-amerikanischen Basketball-Liga. Deshalb hatten wir Nikola Tesla. Er war zu 100 Prozent Serbe, natürlich, dann amerikanischer Staatsbürger; von Mihajlo Pupin bis Novak Djokovic und vielen anderen. Wir sind hartnäckig und konsequent. Aber uns fehlt das System. Wir dachten immer, Talent genüge, was nicht der Fall ist. Ich glaube, dass wir damit begonnen haben, unsere eigene Denkweise zu ändern. Ich glaube wirklich an harte Arbeit von strenger Systematik. Was wir niemals preisgeben, ist unsere Freiheit. Wir sind unabhängig, wir sind keine Marionetten von irgendjemandem, und niemand kann uns vorschreiben, was wir in den einzelnen Fragen zu entscheiden haben. Heute kann man einfach eine E-Mail oder einen Fax von jemandem in Brüssel, Washington, Moskau oder sonst woher bekommen. Wir bekommen diese E-Mails, wir lesen diese E-Mails, aber wir entscheiden selbst. Das ist der Unterschied zwischen uns und vielen anderen. Dann lächle ich ab und zu, wenn sie sagen: «Hey, weisst du, jeder ist zu 100 Prozent mit unserer Politik einverstanden. Nur Serbien ist nicht zu 100 Prozent auf unserer Linie.» Dann sage ich ihnen oft, sehr oft: «Aber wenn ihr alle zu 100 Prozent übereinstimmt mit den anderen, wozu habt ihr

noch eigene Regierungen, lasst euch doch einfach eine E-Mail schicken und kreuzt das erwünschte Kästchen an.» Wir glauben, dass wir Entscheidungen selber treffen sollten. Wissen Sie, auch in der Schweiz, in der Landsgemeinde, haben Sie sich um Ihre Rechte gekümmert und Entscheidungen selbst getroffen. Wir sind uns, zumindest in diesem Punkt, relativ ähnlich.

**Weltwoche:** Wie sehen Sie die Zukunft Europas und die Zukunft der Europäischen Union?

**Vucic:** Sie werden eine sehr kurze Antwort erhalten. Ich bin sehr hoffnungsvoll, aber gleichzeitig habe ich auch grosse Angst vor der europäischen Zukunft.

**Weltwoche:** Serbien hat während Jahrhunderten Europa vor dem imperialen Islam beschützt. Was raten Sie den Deutschen, Franzosen, Schweizern: wie umgehen mit dem radikalen Islam?

**Vucic:** Es wird nicht viel besser werden. Es wird noch schlimmer werden. Wir sollten in all diesen Fragen zusammenarbeiten, von der Migrationsfrage bis zu allen Sicherheitsfragen. Und ich habe immer dafür plädiert, die europäische Sicherheit anders zu definieren, nicht nur über die Nato. Aber niemand wollte den kleinen Leuten aus kleinen Ländern zuhören. Jetzt bin ich überfragt. Diese Videoschnipsel waren so schrecklich, so erschreckend. Ich hoffe, dass so etwas in meinem Land nie wieder vorkommt, und ich wünsche den Deutschen, dass sie es nicht noch einmal erleben.

**Weltwoche:** Welche Bedeutung hat die Kosovo-Frage für Sie und für Ihr Land?

**Vucic:** Wenn ich anfangs, über die Vergangenheit und über das serbische Volk zu sprechen, sagt jeder im Westen: «Okay, dieser Typ ist vergangenheitsorientiert, rückwärtsgerichtet und bla, bla, bla.» Ich werde das einfach übergehen. Das eigentliche Problem ist heute, dass die Menschen diese Art von Doppelmoral am meisten hassen, die der Westen in Bezug auf das Kosovo und die Ukraine an den Tag legt. Das werden Sie hier in Belgrad immer hören, von absolut jedem. Als sich das Kosovo von Serbien löste, galt die territoriale Souveränität unseres Landes nichts. Bei der Ukraine ist es genau umgekehrt. Wir brauchten eine Kompromisslösung. Wir waren nahe dran an dieser Kompromisslösung. Doch das wollten sie nicht. Von Kompromisslösungen sind wir heute weit entfernt. Wir sprechen nicht einmal miteinander, obwohl wir immer bereit waren, jede einzelne Frage mit ihnen zu besprechen. Aber sie respektieren nicht, wozu sie seit der ersten Vereinbarung vor elf Jahren verpflichtet sind, diesem Verband der serbischen Gemeinden. Es ist eine schwierige Situation, aber wir werden unser Möglichstes tun, um Ruhe und Frieden zu bewahren.

**Weltwoche:** Warum ist das Kosovo so wichtig für Serbien, und warum akzeptieren Sie die Unabhängigkeit nicht?

**Vucic:** Wir müssen von den anderen respektiert werden, was bedeutet, dass es keine ein-

seitige Lösung sein kann, bei der die Albaner alles bekommen oder die Serben alles. Keiner ist dumm. In Serbien wissen wir, wie schwierig die Situation ist, aber deshalb bestehen wir auf einer Kompromisslösung. Und ich glaube an die hart arbeitenden Menschen in Serbien. Ich glaube an die Region, um die Wahrheit zu sagen, wir brauchen offene Grenzen oder keine Grenzen zwischen Bosnien und Serbien, Albanien und Montenegro und Montenegro und Serbien, Nordmazedonien und Serbien. Aber davon sind wir noch weit entfernt. Leider. Wir müssen die Wirtschaft zum wichtigsten Thema für uns alle machen. Andererseits ist da noch der Krieg in der Ukraine, der die Gemüter erhitzt. Hier in der Region sind Sie mit dem gleichen Problem konfrontiert. Und wenn Sie mit Serben über das Kosovo sprechen: Jedes einzelne Lied, das wir singen, alles, was aus dem Kosovo kommt, ist nicht gegen irgendjemanden gerichtet, aber wir sind auf eine sehr tiefe Weise mit dem Kosovo verbunden. Das kann man nicht auf eine Art und Weise lösen, wie es die Menschen im Westen wollen.

**Weltwoche:** Bevor wir versuchen, Lichtstrahlen der Hoffnung am Horizont zu finden, müssen wir über ein anderes fürchterliches Thema sprechen: den Krieg in Gaza. Wie sehen Sie das? Hängt dieser Krieg mit dem sehr explosiven Umfeld zusammen?

**Vucic:** Ja. Sie sehen jetzt, dass die Hisbollah ein grösseres Problem darstellt als die Hamas im Gazastreifen. Und ich hoffe, dass alle Seiten versuchen werden, eine angemessene und friedliche Lösung zu finden. Seit wir die Bewegung der blockfreien Staaten gegründet haben, standen wir sowohl dem jüdischen als auch dem arabischen Volk immer sehr nahe. Wenn Sie sich erinnern, können wir einfach für einen Frieden eintreten. Als sie in der Uno den Völkermord-Resolutionsentwurf zum Massaker von Srebrenica auf den Weg brachten, erhielten sie Tausende von Anfragen aus mindestens hundert Ländern aus der ganzen Welt: «Warum gibt es keine Völkermord-Resolution in Bezug auf Gaza?» Die natürlich inoffizielle Antwort lautete: Das ist der Grund, warum wir es mit Bosnien und Serbien tun. Das ist einfacher, als es mit Gaza zu versuchen, denn die Amerikaner und die anderen werden es niemals zulassen. Um zu zeigen, dass wir die Muslime nicht hassen, gehen wir gegen die Serben vor, denn gegen Israel können wir nicht vorgehen. So haben wieder einmal wir den Preis bezahlt und nicht jemand anderes.

**Weltwoche:** Namhafte Historiker sagen, das Massaker von Srebrenica war fürchterlich, eine Untat, aber kein Völkermord, denn das Massaker traf ausschliesslich Männer, Soldaten. Es gab auch Massaker gegen Serben zuvor. Das



«Alles steht für beide Seiten auf dem Spiel»: Präsident Putin mit Weltbank-Chefin Rousseff.

alles sind Verbrechen, aber kein Genozid. Was hat man Ihnen auf solche Einwände erwidert?

**Vucic:** Ich bin nicht einmal auf die rechtliche Haftung eingegangen, weder individuell noch kollektiv oder wie auch immer. Meine Frage war sehr einfach. Ob es sich nun um einen Völkermord oder um ein schreckliches Verbrechen handelte und alles andere. Ich habe drei andere Fragen gestellt. Erstens: Warum tun Sie das, nachdem Sie die Resolution zu allen Völker-

*«Die Schweiz ist ein wichtiges Land, und wir würden gerne eine grössere Rolle der Schweiz sehen.»*

morden von 2015 verabschiedet haben? Zweitens: Warum tun Sie das gerade jetzt? Drittens: Sind Sie sicher, dass Sie jemanden versöhnen werden, oder wird es zu mehr Spannungen und politischen Unruhen in der Region führen? Und viertens: Sie haben ja nicht einmal die Zustimmung innerhalb Bosniens erhalten. Bringt es die Menschen näher zueinander oder weiter voneinander weg? Auf all diese Fragen habe ich keine Antwort erhalten. Überhaupt nichts. Warum brauchten sie das?

**Weltwoche:** Ja, warum?

**Vucic:** Gaza ist ein Teil der Antwort. Der andere Teil der Antwort lautet: Ja, wir sollten etwas gegen diese Serben unternehmen,

denn Milorad Dodik, der Präsident der serbischen Republik in Bosnien, macht uns Probleme. Das war's. Sie analysieren nicht die Tatsache, dass nicht Dodik, sondern sie selbst gegen das Friedensabkommen von Dayton verstossen. Sie nutzen die Uno-Strukturen, um Länder zu bestrafen, die sich bestimmten geopolitischen Interessen widersetzen. Natürlich, das passiert nicht zum ersten Mal. Aber sie wurden fast zurückgeschlagen, und sie fanden ein Land vor, das sich sehr, sehr stark wehrte. Tatsächlich haben wir die Mehrheit der Länder nicht deshalb gewonnen, weil die Menschen nicht wussten, was in Srebrenica passiert ist, sondern weil sie die Dynamik nicht mochten, die Doppelmoral. Den Menschen gefiel der Mangel an Inklusivität nicht. Die Menschen sahen nicht, worum es dabei ging und was dies für die Region und auch für das Land bedeuten würde.

**Weltwoche:** Wo ist heute die Hoffnung? Welche Politiker sind Lichtblicke?

**Vucic:** Ich kann aus ganz offensichtlichen Gründen nicht öffentlich darüber sprechen. Aber ja, wir brauchen ... Wir brauchen eine Menge Veränderungen in der Welt, um die Situation zwischen den Nationen zu beruhigen. Das ist von grösster Bedeutung, und es ist höchste Zeit.

**Weltwoche:** Welche Bedeutung hat die Religion für Sie in der heutigen Zeit?

**Vucic:** Man war automatisch modern, urban, modisch, wenn man Agnostiker oder Atheist wurde. Ich persönlich werde zusehends religiöser, obwohl ich kein besonders religiöser Mann bin. Jedenfalls bin ich total anti-woke-orientiert, und ich kann nicht glauben, dass diese Werte die Werte der heutigen Welt sein werden. Ich glaube an die Tradition. Ich glaube an rationale Konservative, an vernünftigen Konservatismus und Wirtschaftsliberalismus und Modernismus.

**Weltwoche:** Wo steht die Schweiz in Ihrem Weltbild?

**Vucic:** Die Schweiz ist ein wichtiges Land, und wir würden gerne eine grössere Rolle der Schweiz sehen, aber auch eine objektivere Betrachtungsweise der Situation hier im Balkan. Ich werde niemanden über irgendetwas belehren, denn die allermeisten sind viel klüger als ich. Aber im Balkan sehen wir doch ein etwas einseitiges Vorgehen. Wir haben mit der Schweiz eine sehr gute Beziehung aufgebaut und werden unser Bestes tun, um sie noch weiter zu verbessern.

**Weltwoche:** Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?

**Vucic:** Sein Vermächtnis, sein Erbe. Was nach seinem Leben geschehen wird.

**Weltwoche:** Herr Präsident, vielen Dank für dieses Gespräch.

Das Video-Interview mit Aleksandar Vucic finden Sie auf [Weltwoche.ch](http://Weltwoche.ch)

# Die Welt im Banne der Hamas

Die Gaza-Islamisten drangsalierten ausländische Hilfsorganisationen und Medien. Dennoch wird die brutale Diktatur schöngeredet.

Pierre Heumann

Die Hamas fordert nicht nur von den Palästinensern absoluten Gehorsam. Ein Interview eines französischen Arztes mit der französischen Zeitung *Le Journal du Dimanche* zeigt, dass auch ausländische Hilfsorganisationen die Herrschaft der Radikal-Islamisten vorbehaltlos anerkennen und sich ihr unterwerfen müssen.

Der Arzt, der vor zwei Jahren während vier Monaten für «Ärzte ohne Grenzen» im Al-Shifa-Spital palästinensische Chirurgen und Anästhesisten weitergebildet hat, begriff sehr schnell, dass das Krankenhaus der Hamas auch als Terrorzentrale diente. «Ich sah eine grosse Zahl von Bewegungen, die mit medizinischen Dienstleistungen nichts zu tun hatten», sagt er im Interview. Jedem sei klar gewesen, dass die Hamas im Krankenhaus eine Terrorbasis eingerichtet und Tunnel gegraben habe. Man habe ihm zu verstehen gegeben, dass der Zutritt zu einem Teil des Gebäudes verboten war. Wer sich ihm ohne Bewilligung näherte, begebe sich in Lebensgefahr. Die Präsenz der Terroristen auf dem Gelände war zwar unübersehbar, aber das Thema sei tabu gewesen, sagt der Arzt im Interview, der anonym bleiben wollte, um sich und seine damaligen Kollegen nicht zu gefährden.

## Keine kritischen Fragen!

Wahrscheinlich war er nicht überrascht, als die israelischen Verteidigungstreitkräfte (IDF) das Krankenhaus belagerten, um das Terrornest auszuheben. Er hatte bei seinem Einsatz in Gaza schnell erkannt, wie dominant die Hamas im Küstenstreifen ist. Wer sich bei ihr nicht als Mitglied einschreibe oder zumindest mit ihr sympathisiere, habe keine Chancen auf Kaderpositionen. Das gelte auch für westliche Hilfsorganisationen: «Alle Amtspersonen sind auf den Segen der Hamas angewiesen.»

Der Anspruch von Ärzten ohne Grenzen, Menschen in Kriegs- und Krisenregionen «unbeein-

flusst von politischen, militärischen oder sonstigen Interessen» zu helfen, wie es auf der Website der Organisation heisst, lässt sich deshalb in Gaza nicht erfüllen. Wer sich gegenüber der Hamas kritisch äussere oder unbequeme Fragen stelle, könne im Küstenstreifen unmöglich arbeiten. Das gelte nicht nur für Ärzte ohne Grenzen. Auch Organisationen wie die UNRWA müssen sich mit der Präsenz der Hamas und deren Terrornetzwerk stillschweigend abfinden – sonst würde sie die Hamas nicht arbeiten lassen. Interessant, dass von UNRWA-Offiziellen derartige Einschränkungen bisher nie öffentlich anerkannt wurden.



**Terrorist im Nebenjob:**  
Al-Dschasira-Reporter  
Ismail Abu Omar.

Die Hamas hat nicht nur westliche NGOs fest im Griff, sondern lenkt auch die ausländische Berichterstattung über sich und den Krieg. Reporter stehen oft in den Diensten der Hamas. Deren Boten verbreitet sie hauptsächlich über den ihr sehr gewogenen Sender Al-Dschasira im Emirat Katar, wo ein wichtiger Teil der Hamas-Führung seit Jahren Asylrecht genießt. Al-Dschasira unterstützt die Hamas uneingeschränkt und dient ihr rund um die Uhr als Propaganda-Megafon. Obwohl Katars Fernsehen das Massaker vom 7. Oktober rechtfertigt und es als Sieg feiert, der der islamischen Nation Stolz und Ehre gebracht habe, ist die Haltung der westlichen Presse gegenüber Al-Dschasira erstaunlich positiv geblieben.

Wie eng der katarische Sender mit der Hamas verbunden ist, zeigte sich einmal mehr bei der Befreiung israelischer Geiseln am Samstag. Drei wurden in der Wohnung des Journalisten Abdullah al-Jamal gefangen gehalten, der auch für Al-Dschasira gearbeitet hatte. Er muss gewusst haben, dass die Geiseln von der Hamas absichtlich in einem dichtbewohnten Gebiet festgehalten wurden, um die Gekidnappten für den Fall einer israelischen Befreiungsaktion als menschliche Schutzschilde einzusetzen. Dass beim Vorrücken der Spezialtruppen auch die eigene Bevölkerung

geopfert würde, gehörte einmal mehr zum zynischen Kalkül der Radikal-Islamisten.

Al-Jamal, der bei der Befreiungsaktion der Geiseln ums Leben kam, war nicht der einzige Reporter mit einer engen Verbindung zur Hamas. Samir Muhammad Wishah war tagsüber Journalist bei Al-Dschasira, nachts Kommandant einer Panzerabwehreinheit der Hamas. Ein Foto, das ihn zusammen mit Hamas-Chef Yahya Sinwar zeigt, lässt auf herzliche Beziehungen zwischen den beiden schliessen.

## Entwicklung von Drohnen

Ein weiterer Al-Dschasira-Gazakorrespondent, Ismail Abu Omar, war am Massaker vom 7. Oktober beteiligt und dokumentierte es aus dem Gazastreifen heraus. Er wurde später von der israelischen Armee als stellvertretender Kommandant eines Hamas-Zuges identifiziert. Dafür zeigte sich die Hamas ihm gegenüber erkenntlich. Er wurde Mitte Februar zur me-

## *Al-Dschasira dient der Hamas rund um die Uhr als Propaganda-Megafon.*

dizinischen Behandlung nach Doha geflogen, nachdem er eine Woche zuvor bei einem israelischen Luftangriff in Rafah verletzt worden war.

Mustafa Thuraya, ein unabhängiger Journalist, der von Al-Dschasira-TV und Agence France-Presse eingesetzt wurde, war nach Dokumenten, die von der israelischen Armee in Gaza gefunden wurden, ein Mitarbeiter der Qassam-Brigaden in Gaza-Stadt und auf die Entwicklung von Drohnen spezialisiert. Hamza al-Dahdouh, ein weiterer Al-Dschasira-Reporter und Kameramann, der Sohn des Bürochefs von Al-Dschasira in Gaza, war Mitglied der Elektronikabteilung einer Dschihadisten-Brigade im Norden des Gazastreifens gewesen. Er wurde Anfang Januar von einem israelischen Fliegerangriff getroffen, als er zwischen Chan Yunis und Rafah unterwegs war. Dass nicht nur Al-Dschasira die Szenen live ausstrahlte, versteht sich von selbst.

# Zu heiss, um nicht zu explodieren

Liebeserklärung an die britische Band Girls Aloud.

**G**irls Aloud sind meine liebste Popgruppe überhaupt. Ich war in den Siebzigern als Siebzehnjährige ins Musikbusiness eingestiegen und wurde mit der Zeit blasiert. Doch als diese Band 2002 auftauchte, wurde ich wieder zum Fan, so sehr, dass etwas, was ich über sie schrieb, Cheryl zum Weinen brachte (vor Glück, ganz was Neues für mich). Ihre Mähnen schüttelnd, dominierten diese Lipgloss-Gigantinnen die Nullerjahre und verkörperten alles, was Pop in seiner Reinheit und Verdorbenheit ausmacht. Böse Stimmen sagten, die Gruppe sei gecastet, also etwas «Künstliches», aber das hatte auch für die Sex Pistols gegolten (an die Girls Aloud seltsamerweise erinnerten, ich bezeichnete ihre Musik als «Slipinlagen-Punk»): Malcolm McLaren hatte eine ganze Reihe Rotzjungen angestellt und gefeuert, bis er mit John Lydon das perfekte Gesicht fand.

## Hits von unwirklicher Qualität

Girls Aloud wurden dank einer Reality-TV-Show erfolgreich, in der eine Boyband gegen eine Girlband antrat; zwar hiess es, die Boys hätten gewonnen, doch es war die Single von Girls Aloud, «Sound of the Underground», die an die Spitze der Hitparade schoss. Zusammen mit dem Songwriter-Team Xenomania gelangen der Gruppe gleich mehrere Hits von so hoher Qualität, dass es einem schon fast unwirklich vorkam. Es war, als wäre die Popmusik noch einmal von Grund auf neu erfunden worden, und zwar diesmal perfekt, als hätte es Alben oder Album-orientierten Rock nie gegeben, und als hätte Sting nie versucht, den Regenwald zu retten. In den Singles dieser Band gab es Anklänge an alles, vom verrückten Twang-Gitarrensound und urigen Rock'n'Roll bis zum Pin-up-Nihilismus von Kurt Cobain. Sie waren unübertrefflich.

2012 wurden sie zur erfolgreichsten britischen Girlgroup des 21. Jahrhunderts erklärt mit über vier Millionen Singles und über vier Millionen verkauften Alben allein in ihrer Heimat. Doch sie waren zu heiss, um nicht irgendwann zu explodieren, und so lösten sie sich 2013 auf. Der Tod von Sarah Harding, die mit 39 an Brustkrebs starb, brachte die Band dazu, sich wieder



Als wäre die Popmusik von Grund auf neu erfunden worden: Girls Aloud, 2003.

zusammenzutun und auf Tournee zu gehen mit einem Programm, das der Erinnerung an die Frau gewidmet ist, die sie «Hardcore» genannt hatten. Harding war immer die Einzeldarstellerin der Gruppe gewesen, und dem tragen die übrigen Bandmitglieder auf berührende Weise Rechnung, indem sie am Ende jeder Show hochblicken zu einer Montage von Bildern der singenden Sarah, bevor sie einander die Hände reichen und dann von der Bühne gehen.

Dass sie aus der Arbeiterschicht stammen, hat immer wieder zu versnobten Reaktionen ge-

führt, und noch in den Nachrufen machte sich manch einer lustig über junge Menschen, die dank «künstlichen» Bands reich und berühmt geworden sind. Doch in einem Musikbusiness, das zunehmend von Absolventen teurer Schulen dominiert wird, sind «künstliche» Bands seit einiger Zeit die einzige Möglichkeit für Kids aus der Arbeiterschicht. «Künstlich»? Mehr als jede andere Band, die mir einfällt, waren und sind Girls Aloud das einzig Wahre.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

# Talfahrten mit Nicoletta della Valle

Die Chefbeamtin war beteiligt am grössten Schweizer Justizskandal der jüngeren Geschichte. Jetzt soll sie vom Bund 340 000 Franken Abgangsschädigung erhalten.

*Christoph Mörgeli*



*Jederzeit überaus sanft gelandet:* Fedpol-Chefin della Valle.

**D**er parlamentarische Ärger an den goldenen Fallschirmen für Chefbeamtinnen entlud sich letzte Woche mit lautem Donnerrollen in der Kleinen Kammer. Dort wurde ein Vorstoss des früheren Ständerats Thomas Minder (parteilos) überwiesen, der den Geldregen für ausscheidende Topbeamte auf Kosten der Steuerzahler stoppen will. Die 63-jährige Nicoletta della Valle, Chefin des Bundesamts für Polizei (Fedpol), braucht dies allerdings weiter nicht zu kümmern. Auch

*Bei einer Umfrage gab beinahe die Hälfte der Teilnehmer an, dass die Leitung kein Vertrauen geniesse.*

wenn die Ständeräte bei ihrer Stimmabgabe vor allem an ihre 340 000 Franken dachten, hat sie ihre Abgangsschädigung wohl in trockenen Tüchern. Dabei wirft die hohe Summe gerade in ihrem Fall durchaus Fragen auf. Denn

das Geschenk eines fetten Jahreslohns gilt ansonsten bei einem «Rücktritt», wie ihn das Justizdepartement von Beat Jans (SP) explizit verkündet hat, als ausgeschlossen.

## «Kann nur gewinnen»

Die Zahlung ist aber auch darum ein Ärgernis, weil Nicoletta della Valle ihren happigen Vermögenszuwachs unter keinem Titel verdient hat. Ihre Person und ihr Verhalten bleiben vielmehr verbunden mit der schändlichsten Politintrige seit Bestehen des Schweizer Bundesstaates. Sie sass am 24. Juli 2007 als stellvertretende Direktorin des Bundesamtes für Polizei im Raum, als sechs Bundesangestellte rechtswidrig beschlossen, harmlose Privatnotizen des fälschlich beschuldigten Privatbankiers Oskar Holenweger an die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Nationalrats auszuhändigen. In naiv anmutender, in Wahrheit aber böswilliger Fehlinterpretation von Holenwegers Aufzeichnungen vermuteten

die Sitzungsteilnehmer, SVP-Bundesrat Christoph Blocher sei als damaliger Chef des Eidgenössischen Justiz- und Polizeidepartements (EJPD) in eine Verschwörung gegen die Bundesanwaltschaft verwickelt.

Neben vier Anwälten des Bundes nahm an jenem verhängnisvollen hochsommerlichen Treffen auch Kurt Blöchlinger als Chef der Bundeskriminalpolizei (BKP) teil. Blöchlinger und Nicoletta della Valle unterhielten damals eine Liebesbeziehung, was Amtschef Jean-Luc Vez später gegenüber der *Weltwoche* bestätigen musste. Irgendeinen Interessenskonflikt schloss er aber aus, weshalb della Valle auch bei Geschäften der BKP nicht in den Austausch trat. Obwohl Holenwegers Notizen dem Amtsgeheimnis unterstanden, beschloss das verschwörerische Sextett, diese an die parlamentarische GPK auszuliefern.

Ziel des politisch motivierten Manövers der Topbeamten war es, Bundesrat Blocher zu unterstellen, er sei Kopf eines Komplotts, das nicht weniger als den Umsturz des schweizerischen Rechtsstaates zum Ziel habe. Der Grund des Ressentiments der Chefbeamten lag darin, dass Blocher von der Bundesanwaltschaft und der Bundeskriminalpolizei nach medialen Berichten über deren auf Holenweger angesetzte «Vertrauensperson» Ramos Auskunft verlangte. Dieser kolumbianische, in den USA zweimal lebenslänglich verurteilte Schwerstkriminelle wurde vom Bund 2002 bis 2004 beschäftigt und bezahlt.

## Liebhaber gedeckt

Statt ihren Vorgesetzten, Bundesrat Christoph Blocher, über das Komplott gegen seine Person zu informieren, meinte Nicoletta della Valle gemäss Protokoll an jener Sitzung vom 24. Juli 2007, «dass die Bundesanwaltschaft mit der Weiterleitung der Akten an die GPK nur gewinnen könne». Was dann auch prompt geschah, allerdings keineswegs zum «Gewinn» der involvierten Politiker. Die Geschäftsprüfungskommission übernahm die Fehldeutung der Beamten eins zu eins und produzierte den grössten Schweizer Justizskandal der Neuzeit. Dieser

kostete zwar etlichen Tätern und Verschwörern das Amt, in erster Linie aber dem Opfer Christoph Blocher. Die politisch blamierte Parlamentsmehrheit verweigerte dem EJPD-Vorsteher im Dezember 2007 die Wiederwahl.

Die Mitverschwörerin della Valle überstand die Staatsaffäre unbeschadet. Bei der parlamentarischen Aufarbeitung deckte sie ihren Liebhaber Kurt Blöchlinger und unterdrückte gegenüber der GPK vorsätzlich die wesentlichen Informationen über Ramos. Dieser war nämlich seinen Aufsehern von der Bundeskriminalpolizei völlig aus dem Ruder gelaufen, hatte heimlich amerikanische Agenten getroffen und Informationen andernorts zu verkaufen versucht. Nach seinem gescheiterten Einsatz wurde Ramos klammheimlich wieder abgeschoben.

Nicoletta della Valle verhinderte im September 2010 auch, dass die «Ramos»-Akten – wie vom Bundesstrafgericht verlangt – nach Bellinzona ausgehändigt wurden. Dabei war ihr absolut bewusst, dass deren Veröffentlichung das Vertrauen in den Rechtsstaat und das gesamte Justizwesen auf Bundesebene in den Grundfesten erschüttert hätte. Kurt Blöchlinger hat die Bundeskriminalpolizei 2008 verlassen müssen und wurde Kommandant der Schaffhauser Kantonspolizei. Wegen «Täuschung der politischen Behörden» und eines «Klimas der Angst» trennte sich der Regierungsrat 2018 fristlos von ihm.

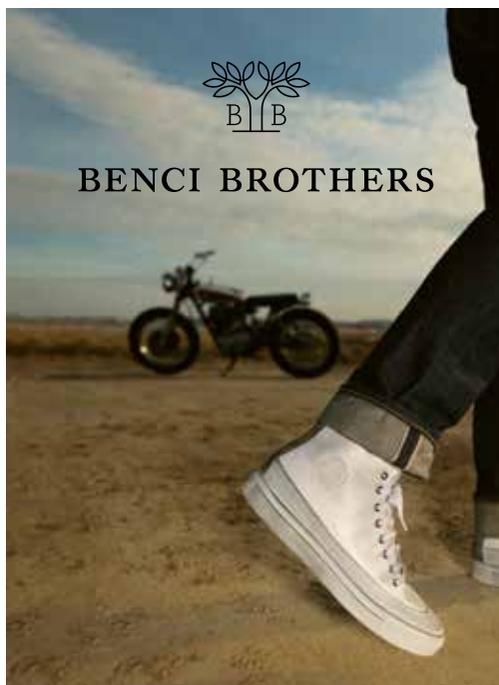
### Miserable Stimmung

2012 wechselte das frühere SP-Mitglied Nicoletta della Valle als Direktorin Dienste und Betriebe zu den Universitären Psychiatrischen Diensten Bern (UPD). Nach nur gerade gut einmonatiger Amtszeit unterzeichnete sie einen Brief, in dem sie den 1300 Angestellten mitteilte, dass eine weitere Zusammenarbeit mit dem ärztlichen Direktor Werner Strik nicht in Frage komme. Der Regierungsrat kam indessen nach einer Untersuchung zum Schluss, dass es für eine Entlassung von Strik keinerlei stichhaltige Gründe gebe. Della Valle war den Intrigen und falschen Anschuldigungen durch UPD-Direktorin Regula Mader (SP) aufgesessen. Diese hatte wegen der Anstellung einer Hochstaplerin nationale Berühmtheit erlangt, ihr Abgang kostete den Kanton Bern 200 000 Franken.

Während der international renommierte Professor Werner Strik 2024 in allen Ehren emeritiert wurde, verliess Nicoletta della Valle nach gut zwei Jahren ihren bernischen Posten und folgte 2014 einem erlösenden Ruf von SP-Bundesrätin Simonetta Sommaruga. Della Valle durfte nunmehr die Direktion des Bundesamtes für Polizei übernehmen. Dass die neue Chefin am früheren Ort ihres Wirkens auf erhebliche Vorbehalte stiess, versteht sich von selber. Ihre Rolle als meuternde Politaktivistin gegen Bundesrat Blocher sowie die

delikate Konstellation der Privatbeziehung zu ihrem Untergebenen, dem obersten Bundeskriminalpolizisten Blöchlinger, waren im Fedpol keineswegs vergessen.

Die weiteren zehn Jahre von della Valles Wirken im Fedpol prägten ein äusserst rupziger Führungsstil und ein Arbeitsklima, das in keinem anderen Bundesamt so miserabel war. In dieser Ära sassen etwa ihre beiden Direktionsassistenten auf ihren Stühlen so bequem wie einst Freiherr von Münchhausen auf der Kanonenkugel: Laut *NZZ am Sonntag* haben sich dort nicht weniger als zwanzig Personen abgelöst. Bei einer Fedpol-Umfrage gab beinahe die Hälfte der Teilnehmer an, dass die oberste Leitung kein Vertrauen geniesse



und dass dort Entscheidungen nicht «auf der Basis von Fakten und sachlicher Argumentation» getroffen würden. Die Präsidentin des Bundespersonalverbands bezeichnete dieses Urteil über die oberste Fedpol-Leitung als «sehr schlecht». Die solcherart qualifizierte Nicoletta della Valle verabschiedete sich von ihren Mitarbeitern per Mail so: «Ich habe fertig. Oder anders gesagt – basta.»

Damals war von der 340 000-Franken-Zahlung an die ungeliebte Chefin noch nichts bekannt. Fertig kassiert hat della Valle jedenfalls noch nicht. Wenn man die Reaktion von Medien, Politik und Bevölkerung auf diesen in jeder Hinsicht unverdienten Geldregen beurteilt, dürfte das Wort «basta» noch nicht gesprochen sein. Bundesrat Jans sollte diesen goldenen Fallschirm noch einmal gründlich überdenken. Die Beschenkte ist in ihrem öffentlich finanzierten Berufsleben ohnehin jederzeit überaus sanft gelandet.



## INSIDE WASHINGTON

### Zeit für eine Gruppentherapie

BBC-Korrespondentin Katty Kay ist ratlos, warum der frisch verurteilte Spitzenkandidat für die Präsidentschaftswahlen 2024, Donald Trump, sein Recht auf freie Meinungsäusserung ausüben darf.

Während eines morgendlichen Gesprächs auf Sendung bat die verwirrte Britin den Rechtsanalysten des Senders um eine Erklärung: «Wie kommt es, dass Donald Trump ausserhalb des Gerichtssaals stehen und sagen kann, das System sei manipuliert worden, dies sei ein Scheinprozess, es sei ein korrupter Richter gewesen?»

Nach fast zwei Jahrzehnten der Berichterstattung über die US-Politik in Washington schaffte es Kay, die «Vermutung» zu äussern, dass es sich um eine Frage der Redefreiheit handle. In der Tat schützt der gleiche erste Verfassungszusatz Trumps Gedonner wie auch das Geschwätz der Kabelnachrichten.

Wie immer, wenn es um Donald J. Trump geht, übertrumpft die Teilnahme die Prinzipien der Mainstream-Presse. Noch vor ein paar Sommern waren die Medien Feuer und Flamme für die Anprangerung eines systemisch korrupten Rechtssystems, das missliebige Gruppen verfolgt. Jetzt, da der Mann von Mar-a-Lago in seine Fänge geraten ist, ruft man nach der vollen Härte des Gesetzes.

Bill Lueders, Chefredaktor des Magazins *The Progressive*, erklärt: «Man muss davon ausgehen, dass das [Trump-]Urteil rechtmässig ist.» Die Nachrichten- und Kulturkritikerin der *Los Angeles Times*, Lorraine Ali, warnt: «Das Volk gegen das Rechtssystem auszuspielen, ist nicht nur unaufrichtig, sondern auch gefährlich.»

Die Kolumnistin der *Chicago Tribune*, Sabrina Haake, vergleicht Trump mit einem Mann, der seiner Frau die Schuld gibt, während er sie die Treppe hinunterstösst. Zeit für eine Gruppentherapie.

Amy Holmes

# Bidens Falkner auf dem Bürgenstock

Leichtfüssig wie Fred Astaire ist Jake Sullivan zum Strippenzieher im Weissen Haus aufgestiegen. Wo er steppt, ziehen Gewitterwolken auf.

Urs Gehriger

**A**lles Drängen hat nichts geholfen. Joe Bidens Absenz auf dem Bürgenstock würde ein gefährliches Signal aussenden, warnte Wolodymyr Selenskyj. «Putin würde applaudieren.» Doch der «grosse Freund» hat Wichtigeres zu tun. Er reist nach Beverly Hills. Wahlkampfkasse füllen steht auf dem Programm.

Auf dem *Swiss hill* spielt nun Kamala Harris den *leading act*. Das Drehbuch jedoch schreibt ein anderer: Jake Sullivan, 47, Strippenzieher in der Regierung Biden seit Tag eins.

Leichtfüssig wie Fred Astaire ist der Mann aus Minnesota die Wendeltreppen des Demokraten-Establishments emporgestept. Seinen ersten grossen Job landete er bei Hillary Clinton. Als Direktor aussenpolitische Planung studierte er ein, was ihn bis heute auszeichnet: die Kunst des Falkners, der Raubvögel ausschickt, die in der weiten Welt Beute machen. Er reiste mit Clinton durch 112 Länder. Und zog die Fäden, als 2011 Libyens Diktator gestürzt wurde.

«Wir kamen, wir sahen, und er starb», verkündete Clinton triumphierend. Sullivan und seine Chefin rissen nicht nur Gaddafi vom Thron, sondern das ganze Land in einen Bürgerkrieg und sprengten dabei das Tor gegen Massenmigration aus Afrika weg, das Italien mühsam mit Gaddafi installiert hatte. Mit verheerenden Folgen für Europa.

## Libyen, Maidan, «Russiagate»

Der Architekt des Libyen-Debakels indessen setzte seinen Aufstieg ungebremst fort. Zuerst beriet er Präsident Obama, dann holte ihn Vizepräsident Biden als Sicherheitsberater an Bord. In dieser Position verfolgte Sullivan die Maidan-Proteste in der Ukraine aus nächster Nähe. Er war Verbindungsmann zu Victoria Nuland, die die Unterstützung der USA für die Opposition in Kiew koordinierte.

2016 dockte er bei seiner alten Chefin an. Sullivan war ein führendes Mitglied des Hillary-Clinton-Teams, das «Russiagate» in die Welt setzte: die falsche Behauptung, dass Trump heimlich Absprachen mit Putin getroffen habe.

Als Biden 2021 ins Weisse Haus einzog, war der agile Stratege aus dem Midwest prompt zur Stelle. Frisch im neuen Amt des Nationalen Sicherheitsberaters, verrannte sich Sullivan in Afghanistan. Und zwar so gehörig, dass die Taliban im Handstreich das gesamte Land unter ihre Kontrolle brachten. Auf den sozialen Medien machte man sich über das Fiasko lustig: «Wenn du dich wieder mal nutzlos fühlst, denk daran, dass es zwanzig Jahre, Billionen von Dollar und vier US-Präsidenten brauchte, um die Taliban durch die Taliban zu ersetzen.»

## «Wenn es regnet, dann schüttet es»

Sullivan überlebte auch diese Havarie unverehrt. Doch die nächste sollte alsbald kommen: Angespornt durch das Afghanistan-Debakel, massierte Putin Truppen um die Ukraine. Vier Jahre lang, als in Washington Trump regierte, hatte er Gewehr bei Fuss gestanden. Jetzt witterte er Schwäche und setzte an zum Panthersprung.

Seit Februar 2022 wird in der Ukraine gestorben. Und zwischen dem Westen und Russ-

land herrscht ein neuer kalter Krieg. Mit allen Facetten, wie dem Sabotageakt gegen die Gaspipelines Nord Stream 2. Bis dato gibt es keine Klarheit über die Täterschaft. Investigativ-

*Die Lage sei «so ruhig wie seit Jahrzehnten nicht mehr», schrieb er kurz vor dem Hamas-Terror.*

journalist Seymour Hersh ist überzeugt, dass Sullivan auch hier die Finger im Spiel hatte: «Biden beauftragte Jake Sullivan, eine behördenübergreifende Gruppe zusammenzustellen, die einen Plan ausarbeiten sollte.»

«When it rains, it pours» – Wenn es regnet, dann schüttet es –, lautet ein englisches Sprichwort. Seit Sullivan für Biden in Washington das Zepter führt, ziehen auch über anderen Weltgegenden dunkle Wolken auf.

Vom Aufzug des heftigsten Gewittertiefs merkte Sullivan freilich nichts. Wenige Tage vor dem Hamas-Angriff in Israel, dem schlimmsten Massenmord an Juden seit dem Zweiten Weltkrieg, veröffentlichte er einen Artikel in *Foreign Affairs*, in dem er mit Genugtuung feststellte, dass der Nahe Osten «so ruhig ist wie seit Jahrzehnten nicht mehr».

Nach dem Massaker reagierte Sullivan sofort. Und liess in der Onlineversion des Artikels den Hinweis auf die «ruhige» Lage entfernen.

## Deutungen des Beizjagdmeister

Im selben Artikel bezeichnete Sullivan Amerikas Unterstützung für die Ukraine als «nachhaltig». Selenskyjs grösstem Wunsch hat er allerdings jüngst einen Korb erteilt. Ein Nato-Beitritt der Ukraine sei auch nach einem Waffenstillstand nicht zu haben. Frieden, so Biden in einem Interview, «bedeutet nicht Nato». Wie Frieden aussehen könnte, lässt der Chef nun seinen Beizjagdmeister deuten.

Gemessen an der Blutspur, die Sullivan bisher durch die Weltgegend gezogen hat, darf man gespannt sein, was ihm diesmal einfällt.



Blutspur in der Welt: Jake Sullivan.

# Unser Tipp: Werden Sie Journalist

Ein neues Urteil zeigt: Um einer Strafverfolgung zu entgehen, muss man bei einer Zeitung sein.



Der frühere Chauffeur von Ringiers CEO Marc Walder erzählte nach seiner Pensionierung eine interessante Geschichte. Wenn Walder in seinem Dienstwagen sass, telefonierte er regelmässig mit Bundesrat Alain Berset. Mitunter telefonierten Walder und Berset während der Fahrten mehrmals die Woche.

Die Geschichte zeigt ein weiteres Mal, wie eng der Kontakt zwischen dem Departement Berset und dem Haus Ringier während der Corona-Phase war. Neben Bundesrat Berset war es sein

## *Nix da, sagte nun das Berner Gericht, das den schönen Namen Zwangsmassnahmengericht trägt.*

Kommunikationschef Peter Lauener, der Ringier-Chef Walder ständig mit internen Informationen fütterte, meist via E-Mail.

Aber Vorsicht, strafrechtlich kann das nicht verfolgt werden. Ein Berner Gericht entschied soeben, dass die Mails von Marc Walder nicht ausgewertet werden dürfen. Dies hatte die Bundesanwaltschaft verlangt, weil sie bei Bersets PR-Mann Lauener Amtsgeheimnisverletzung vermutete.

Nix da, sagte nun das Berner Gericht, das den schönen Namen Zwangsmassnahmengericht trägt. Die Mails von Walder, so das Urteil, unterliegen dem journalistischen Quellenschutz und dem Redaktionsgeheimnis. Sie sind darum für die Untersuchungsbehörde gesperrt.

Nehmen wir mal an, die Bundesanwaltschaft würde auch bei Bundesrat Berset eine Amtsgeheimnisverletzung vermuten. Sie möch-

te darum Bersets Telefonate mit Ringier-CEO Walder im Dienstwagen untersuchen. Auch das wäre nicht zulässig, weil Walders Daten durch Quellenschutz und Redaktionsgeheimnis tabuisiert sind.

Damit sind wir beim originellsten Aspekt des Urteils. Es ist der Aspekt, wie weit es das Berufsbild des Journalisten fasst. Ringier-CEO Walder, dessen Mails versiegelt bleiben, ist de facto kein Journalist. Er war zwar Chefredaktor von *Schweizer Illustrierte* und *Sonntagsblick*, arbeitet aber seit sechzehn Jahren im Unternehmen ausschliesslich als Manager. Schwerpunkt seiner Arbeit sind nicht seine Blätter, die ihn kaum kümmern, sondern die digitalen Handelsplattformen, auf denen der Verlag sein Geld verdient.

Dennoch hat das Gericht diesem Handelsmanager nun die Rechte eines Journalisten zugebilligt, also Quellenschutz und Redaktionsgeheimnis.

So betrachtet, können auch Migros-Chef Mario Irminger und der Coop-Vorsitzende Philipp Wyss für sich Quellenschutz und Redaktionsgeheimnis in Anspruch nehmen. Schliesslich publizieren sie Zeitungen wie das *Migros-Magazin* und die *Coopzeitung*, deren Auflagen zwanzig Mal höher liegen als jene des *Blicks*. Sie sind Ringiers Walder also mehr als gleichgestellt.

Erst recht gilt das für Swisscom-CEO Christoph Aeschlimann. Swisscom ist der führende Anbieter im Schweizer Fussball wie der Champions League, betreibt eigene TV-Kanäle und ist mit Blue News einer der stärksten Anbieter im Newsgeschäft. Mit all ihren Medien macht die

Swisscom einen Umsatz von über einer Milliarde Franken, also mehr als Ringier.

Und was ist mit der Schweizer Mobiliar? Die Versicherung ist zu 25 Prozent an Ringier beteiligt und dadurch prominent im Verwaltungsrat vertreten. Stefan Mäder, der Chef der Mobiliar, ist laut Gerichtsurteil damit ein typischer Redaktor.

Wenn wir das Berner Urteil ernst nehmen, dann wissen wir, was Unternehmen tun müssen. Sie müssen sich als Verlage präsentieren. Dann sind sie auf der sicheren Seite.

Unser Tipp darum an die UBS: Kauft den *Tages-Anzeiger*. Der ist nicht allzu teuer. Dann passiert es nicht mehr, wie in der Vergangenheit, dass die UBS zu Bussen verurteilt wird, weil die Strafbehörden Mails der Bank auswerten. Nun gilt Quellenschutz und Redaktionsgeheimnis.

Unser Tipp an die Raiffeisen-Bank: Kauft das *St. Galler Tagblatt*, das sicher zu einem fairen Preis zu haben ist. Dann passiert es nicht mehr, wie in der Vergangenheit, dass der Staatsanwalt in euren Mails herumschnüffelt.

Unser Tipp darum an Roche: Kauft die *Basler Zeitung*, die billig zu haben ist. Unser Tipp an die Ems-Chemie: Kauft die *Südostschweiz* in Chur, die auch nicht allzu teuer ist. Unser Tipp an die Swatch-Gruppe: Kauft den *Bund* aus Bern, der fast gratis zu haben ist.

Die Chefs von Ringier, Migros, Coop, Swisscom, Schweizer Mobiliar, UBS, Roche, Ems-Chemie und Swatch sind damit allesamt Medienschaffende. Sie unterliegen dem journalistischen Quellenschutz und dem Redaktionsgeheimnis. Jetzt kann ihnen nichts mehr passieren.

# Europas blonde Königinnen

Giorgia Meloni, Marine Le Pen und Ursula von der Leyen sind die Gewinnerinnen der EU-Wahlen. Erstmals könnte die Brüsseler Zentrale nach rechts rücken.

Nicholas Farrell



Grösste Fraktion: Ursula von der Leyen.



Joe Biden singt für sie: Giorgia Meloni.



«Entdiabolisierung»: Marine Le Pen.

Ob die sogenannte extreme Rechte – wir kommen auf den Begriff zurück – sich zusammenschliessen kann, um zum ersten Mal das Gleichgewicht der Kräfte im Europäischen Parlament zu verschieben, hängt von den drei mächtigsten Frauen in Europa ab. Das sind Giorgia Meloni aus Italien, Marine Le Pen aus Frankreich und Ursula von der Leyen aus Deutschland.

Bei den zehn Wahlen seit der ersten Wahl im Jahr 1979 hat keine Partei oder Gruppe von Parteien jemals die Mehrheit der Sitze im EU-Parlament errungen. Die EU wird geführt von einer unheiligen Allianz aus der christdemokratischen Europäischen Volkspartei (EVP) und der Linksfraktion der Sozialisten und Demokraten (SD) sowie gelegentlich der Mitte-links-Fraktion der Liberalen (Renew). In den letzten 25 Jahren war die EVP die grösste Fraktion, die SD die zweitgrösste.

Doch nun haben die rechten Parteien ihr bisher bestes Ergebnis bei einer Europawahl erzielt. Ihre Fraktionen im Parlament kommen auf genügend Sitze – falls sie sich zusammenschliessen können –, um die linke SD als Bündnispartner der christdemokratischen EVP abzulösen. Ein solches Bündnis würde das

Parlament nach rechts verschieben und nicht nach links, wie es bisher immer der Fall war.

Ob es dazu kommt, hängt von Italiens Ministerpräsidentin Giorgia Meloni ab, die sich aufgrund ihrer anhaltenden Beliebtheit im In- und Ausland, der Unbeliebtheit von Frankreichs Präsident Emmanuel Macron und der Schwäche von Deutschlands Bundeskanzler Olaf Scholz immer mehr zur Nachfolgerin von Angela Merkel als De-facto-Chefin der EU entwickelt. Dies wird den Medien weltweit diese Woche von Donnerstag bis Samstag vor Augen geführt, wenn Meloni als Gastgeberin des G-7-Gipfels in Apulien in Süditalien wirkt.

Die Zukunft der EU wird weiter von Marine Le Pen abhängen, deren Rassemblement national (RN) Macrons Erneuerung eine so schwere Niederlage zufügte, dass er sich gezwungen sah, eine vorgezogene Neuwahl auszurufen. Und schliesslich von Ursula von der Leyen, der EU-Kommissions-Präsidentin, die für eine zweite Amtszeit kandidiert. Sollte die «extreme Rechte» zum ersten Mal eine entscheidende Rolle im EU-Parlament spielen, bedeutet das nicht – wie die Euro-Linke und ihre vielen Freunde in den Medien fieberhaft warnen – das Ende der liberalen Demokratie, wie wir sie kennen. Aber es

wird bedeuten, dass die EU viel härter gegen illegale Einwanderer und Menschenhändler und viel weniger hart bezüglich Wärmepumpen und «netto null» vorgeht und auch viel stärker auf weniger Europa setzt – nicht auf mehr.

## Angst und Abscheu

In einer normalen Demokratie besteht die Regierung aus einem Premierminister und Ministern, die von einem Parlament gewählt werden. Nicht so in der EU. Ihre Regierung – die EU-Kommission – ist eine nicht gewählte Bürokratie. Dennoch hat das Europäische

*Diese Parteien seien «rechtsextrem», heisst es. Zutreffender ist «rechts» oder einfach «konservativ».*

Parlament ein gewisses Mitspracherecht bei der Ernennung derjenigen, die die Kommission leiten – des Präsidenten und der Kommissare –, und bei der Verabschiedung von EU-Gesetzen.

Natürlich erfüllt die Aussicht, dass die Parteien der Rechten – eine viel zutreffendere Definition als «rechtsextrem», da es sich bei den meisten von ihnen um ordentliche konservative

Parteien handelt – das Gleichgewicht der Macht halten, die Euro-Linken mit Angst und Abscheu. Aber können sie es auch schaffen?

Die meisten rechtsgerichteten Parteien sind entweder Mitglieder der Europäischen Konservativen und Reformisten (ECR), die bei der Wahl ihre Sitze auf 73 (plus 4) erhöht haben, oder der Partei für Demokratie und Identität (ID), die ihre Sitze auf 58 (plus 9) erhöht hat.

Melonis Fratelli d'Italia, die mit 24 Sitzen die meisten Sitze in Italien errungen haben, sind in der ECR, und Le Pens RN, das mit dreissig Sitzen die meisten in Frankreich errungen hat, ist in der ID. In einer Supergruppe kämen die beiden auf 131 Sitze, die sich auf 141 erhöhen würden, wenn die derzeit unabhängige Fidesz des ungarischen Ministerpräsidenten Viktor Orbán wie erwartet der ECR beiträgt. Damit wäre die vereinigte Rechte die zweitgrösste Fraktion im Europäischen Parlament vor der linken SD, die 139 Sitze (-15) gewann.

Die EVP gewann wie üblich die meisten Sitze – 184 (plus 15). Zusammen hätten die Mitte-rechts-Partei EVP und eine rechte Supergruppe 325 Sitze – nicht weit entfernt von den 361, die für eine Mehrheit erforderlich sind. Sie könnten die fehlenden Sitze mit Abgeordneten jener 95, die keiner Fraktion angehören, auffüllen.

### Orbán's Rede von Madrid

Vor den Wahlen machte Le Pen, die das RN in einem Prozess, den sie «Entdiabolisierung» nennt, von einem Grossteil des Rassismus und Philonazismus ihres Vaters Jean-Marie Le Pen befreit hat, deutlich, wie sehr ihr an einer Vereinigung von ID und ECR gelegen ist.

Vergangenen Monat war sie Ehrengast bei einer Wahlkampfveranstaltung in Madrid, die von der spanischen nationalistischen Partei Vox organisiert wurde, die Mitglied der konkurrierenden ECR ist. Sowohl Meloni als auch Orbán sprachen per Videolink. Orbán forderte die Vereinigung der ID mit der ECR. Anschliessend sagte Le Pen dem *Corriere della Sera*: «Der Moment ist gekommen, sich zu vereinigen. Wir dürfen uns diese Gelegenheit nicht entgehen lassen.» Sie erzwang dann den Ausschluss der deutschen Alternative für Deutschland (AfD) aus der ID, nachdem deren Spitzenkandidat Maximilian Krah einem Journalisten gesagt hatte, dass nicht alle Angehörigen der SS Kriegsverbrecher seien.

Der Ausschluss hatte sich schon seit einiger Zeit abgezeichnet, und in Verbindung mit den rekordverdächtigen Sitzgewinnen scheint eine umfassende Neuordnung der rechten Parteien sicher. Die AfD schnitt mit fünfzehn Sitzen gut ab und wurde Zweite hinter der christdemokratischen Union, aber vor Scholz' Sozialisten, die vierzehn Sitze erhielten, und den Grünen, die zwölf Sitze bekamen. Dank ihrem Ausschluss aus der ID scheint das Schicksal der AfD als isolierte Kraft im Europäischen Parlament für die nächsten fünf Jahre jedoch besiegelt.

Es gibt Spekulationen, dass die Fidesz sich mit der AfD zusammenschliessen wird, anstatt der ECR beizutreten, aber das scheint unwahrscheinlich. Denn wie Orbán der französischen Wochenzeitung *Le Point* im Mai sagte: «Die Zukunft des souveränistischen Lagers in Europa und der Rechten im Allgemeinen liegt jetzt in den Händen von zwei Frauen.»

Nicht nur in den Händen von den beiden Frauen, die er meinte – Meloni und Le Pen –, sondern von dreien.

Seit sie im Oktober 2022 die erste Ministerpräsidentin Italiens wurde, hat Meloni nicht nur Le Pens Weg in die Mitte, sondern auch von der Leyens Weg nach rechts begleitet. Das Wahlprogramm der EVP – deren führende Partei die CDU/CSU ist – enthält das dezidiert rechte Versprechen, die EU dazu zu bringen, Melonis Plan zu kopieren, der im Herbst an

Überfahrt über das Mittelmeer abhalten. Die Abkommen haben dazu beigetragen, dass die Zahl der nach Italien kommenden Migranten im Jahr 2024 um 65 Prozent gegenüber dem gleichen Zeitraum im Jahr 2023 gesunken ist.

Es ist Melonis glühende Unterstützung für die Bewaffnung der Ukraine, die sie im Ausland so beliebt gemacht hat, insbesondere bei Präsident Joe Biden, der eigentlich ihr natür-

### *Es ist Melonis Unterstützung für die Ukraine, die sie im Ausland so beliebt gemacht hat.*

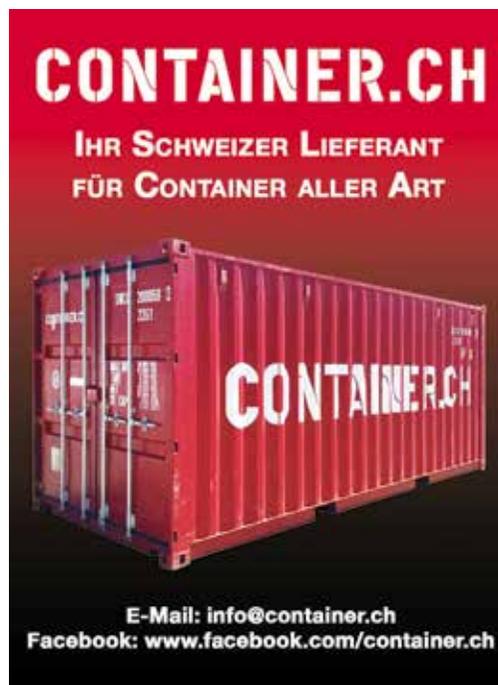
licher Feind sein sollte, sie aber letztes Jahr ins Weisse Haus einlud: Er sang «Giorgia» für sie und küsste sie auf den Kopf. Vor allem ihre Ukraine-Politik hat alle zum Schweigen gebracht, die sie als Nachfolgerin Mussolinis gebrandmarkt hatten, denn ihre Partei hat ihre Wurzeln im Neofaschismus.

### «Katastrophe für die Menschen»

Der EVP-Vorsitzende Manfred Weber hat angedeutet, dass ein Bündnis mit ihrer ECR in Ordnung wäre, schloss aber im Februar ein Bündnis mit jeder Fraktion aus, die nicht «pro Europa, pro Ukraine und pro Rechtsstaatlichkeit» ist. Doch auch wenn Le Pen und Matteo Salvini – Melonis Koalitionspartner in Italien, dessen Lega jedoch Mitglied der ID ist – zunehmend von der Notwendigkeit von Friedensgesprächen mit der Ukraine sprechen, könnte Weber diese Definitionen leicht umgehen, um eine Einigung zu erzielen. Da die AfD nun nicht mehr im Spiel ist, sehe ich voraus, dass Meloni und Le Pen einen Weg finden, eine Supergruppe zu bilden. Und die EVP wird einen Weg finden, ein Bündnis mit ihnen einzugehen.

Bleibt noch das Problem der dritten Frau, deren Ambitionen, ein zweites Mal EU-Kommissions-Präsidentin zu werden, das Ganze torpedieren könnten: von der Leyen. So, wie sie die Idee eines EVP-Bündnisses mit Le Pen – und Salvini – ablehnt, haben diese geschworen, ihre Wiederernennung niemals zu unterstützen, da sie sie als gefürchtete Zentristin betrachten. Sie sei «eine Katastrophe für die Menschen in Europa», wiederholte Le Pen erst neulich. Aber sie können erkennen, dass von der Leyen und die EVP im letzten Jahr deutlich nach rechts gerückt sind. Wir werden also sehen. Die Parteien der Linken sagen inzwischen, dass sie ihre Kandidatur nicht unterstützen werden, wenn die EVP ein Bündnis mit den rechten Parteien eingeht.

Die Entscheidungen, die diese drei Frauen in den kommenden Wochen treffen, werden darüber entscheiden, ob die EU zum ersten Mal in ihrer Geschichte nach rechts schwenkt. Meloni wartet ab, bis sich die Wogen geglättet haben, bevor sie ihren nächsten Schritt macht.



den Start gehen soll, bis zu 36 000 Migranten pro Jahr nach Albanien zu verlagern, das nicht zur EU gehört.

### Küsse auf den Kopf

Während die Linke darin eine grobe Verletzung der Menschenrechte sieht, lobt von der Leyen das Albanien-Programm als «unkonventionelles Konzept». Sie hat auch angedeutet, dass sie kein Problem mit einer Allianz der EVP mit Melonis ECR hat – allerdings nicht mit Le Pens ID. Aber das war vor dem Ausschluss der AfD.

Sie und Meloni waren für den Abschluss von zwei ebenso rechtsgerichteten, milliardenschweren Abkommen verantwortlich, zunächst mit Tunesien im letzten Sommer und dann mit Ägypten in diesem Frühjahr, um diese Länder dafür zu bezahlen, dass sie Migranten von der

## Hunter Biden, Spitze des Korruptionsbergs

Erstmals ist in den USA ein Präsidentensohn als Straftäter verurteilt worden. Ein Geschworenengericht im Bundesstaat Delaware hat Hunter Biden wegen Verstößen gegen das Waffengesetz in allen Anklagepunkten für schuldig befunden. Was Medien jetzt als tragischen Fall eines drogenabhängigen Präsidentensohns darstellen, ist in Wirklichkeit die Spitze eines Skandals, der bis ins Innerste der Präsidentenfamilie, der Bundesjustiz und der Geheimdienste reicht.

Ein Kernstück des Falls ist der Hunter-Biden-Laptop. Jener Computer also, den Hunter Biden in seinem Drogendelirium bei einem Reparatteur liegenliess. Und auf dem Belege für ein globales Finanznetzwerk der Biden-Familie zu finden sind.

Kurz vor der Präsidentschaftswahl 2020 hat die *New York Post* Auszüge aus dem Laptop publik gemacht. Doch in einer Art medialer Omertà schwiegen die Journalisten. Wie inzwischen detailliert dokumentiert wurde, hat das Biden-Team in einer konzertierten Aktion interveniert. Unter anderem in Person des heutigen Aussenministers Antony Blinken. Er hat Geheimdienstler kurz vor der Wahl aufgefordert, den Inhalt des Laptops zu diskreditieren. Was diese auch taten. Nur dank Elon Musk und den von ihm veröffentlichten Twitter-Files weiss die Öffentlichkeit, wie der Geheimdienst Druck auf soziale Medien ausübte. Das Verdikt von Delaware zeigt: Der Laptop ist echt. Er hat der Justiz Daten geliefert, die dazu beitrugen, Hunter Biden zu verurteilen.

Doch mit dem Verdikt kratzte die Justiz bloss an der Oberfläche des Biden-Netzwerks. Hunter, Joes Bruder James und ihr Team nutzten den Einfluss von Joe Biden, damals Vizepräsident, um Millionen in die eigenen Taschen zu scheffeln. Etliche Familienmitglieder haben profitiert.

Die Saga um den Präsidentensohn und dessen Deals ist längst nicht zu Ende. Im September muss sich Hunter erneut vor Gericht verantworten. Dann geht es um Steuerhinterziehung von 1,4 Millionen Dollar. Dieser Prozess birgt Sprengstoff für die Wiederwahl des amtierenden Präsidenten. Dann stehen Fragen im Zentrum wie: Woher kam das Geld, das Hunter einkassierte? Was hat er verkauft? Wer hat ihm die Türen geöffnet? Was wusste Papa Joe?

Urs Gehriger

# Schotten erfanden den schönen Fussball

Sie sind die Pioniere des eleganten Passspiels – und Gegner der Schweiz an der Fussball-EM.

Peter Hartmann



Hergeleitet vom Rugby: Glasgow Derby, um 1890.

Die Schotten destillieren fabelhaften Scotch, es gibt den Schottenrock und das Schottenmuster, den Schottenwitz und die schottische Sparmanie. Und der beste James Bond war bekanntlich ein Schotte: Sean Connery, der im richtigen Leben sein Heimatland von der britischen Krone befreien möchte wie einst Braveheart, der legendäre Aufständische, den die Sieger vierteilten.

Aber sich die Schotten in ihren Kilts als Erfinder des modernen Fussballs vorzustellen, als Vorläufer von Maradona und Messi, ist ziemlich herausfordernd. Als historisches Mutterland des Fussballs und des Sports heutigen Zuschnitts überhaupt gilt England. Nun hat die BBC in einem Dokumentarfilm («Bringing Football Home») den Fussball an seine Wurzeln zurückgeführt und schlüssig aufgezeigt, dass das moderne Passspiel tatsächlich im schottischen Glasgow beim Klub Queens Park Rangers vor rund 150 Jahren entwickelt wurde.

Nach der Aufspaltung des ursprünglichen Spiels in das traditionelle kämpferische Rugby und den neuen, eher körperlosen Football war das schottische Glasgow das Epizentrum des Fortschritts. Hier entstand der Hampden Park, die erste Grossarena der Welt, die in ihrer Blütezeit fast 150 000 Zuschauer fasste. Hier wurden die ersten Drehkreuze an den Eingängen installiert. Der Hampden Park galt als Vorbild für eine Generation von Stadionsplanern.

Die Rangers, der Klub der Protestanten im Unterschied zu ihren Rivalen, den katholischen Celtics, erfanden das flüssige Passspiel, das sich vom Rugby, einem ausgesprochenen Kombinationsspiel, herleitete. Der frühe englische Football hingegen war ein Kick-and-rush,

eine wilde Jagd nach dem Ball mit vielen Soloeinlagen. Der schottische Fussball hingegen stand für die Teamidee.

Schottische, nicht nur englische, Gastarbeiter im Eisenbahnbau, Seemänner und Kaufleute exportierten als Missionare den Fussball nach Kontinentaleuropa und nach Lateinamerika. Der Ingenieur Thomas Donohue propagierte das Passspiel in Rio de Janeiro, in São Paulo führte Charles Miller den Football ein. Alexander Watson Hutton gehörte zu den Pionieren in Argentinien. Aber auch im eigenen Land standen Fussballer für den Fortschritt: Andrew Watson war im Jahr 1881 der erste dunkelhäutige Fussballer im schottischen Nationalteam.

### Wilhelm Tell vs. William Wallace

Kein Wunder, spielten schottische Trainer bis in die Neuzeit auch im wirtschaftlich überlegenen Fussball Englands dominierende Rollen. Bill Shankly (1913–1974), jüngstes von elf Kindern einer mausarmen schottischen Familie, legte eine legendäre Karriere beim FC Liverpool hin. Er hinterliess die Erkenntnis: «Es gibt Leute, die denken, Fussball sei eine Frage von Leben und Tod. Ich kann ihnen versichern: Es ist noch viel schlimmer.»

Sir Alex Ferguson, heute 82, dirigierte 27 unverwundbare Jahre lang als Schotte den englischen Topklub Manchester United und gewann 49 Trophäen.

Was hat die Schweiz diesem geballten Heldentum entgegenzusetzen? Vielleicht Wilhelm Tell. Der schweizerische und der schottische Freiheitskämpfer William Wallace in der Saga «Braveheart» sollen etwa zur gleichen Zeit gelebt haben. Als es noch keinen Fussball gab.

# Endlich ehrlich

Die «Re:publica» ist eine Art Gesamtparteitag des deutschen Staats der Zukunft. Die Absage an Debatte und Dialog wird dort mit grossem Beifall willkommen geheissen.

Harald Martenstein

Wenn es bei uns in Deutschland eine Gipfelkonferenz der Wokeness gibt, eine Veranstaltung, wo, nach ihrer Selbsteinschätzung, sensible und fortschrittliche Menschen sich selbst weitgehend ungestört feiern, dann ist es die Re:publica. Diese alljährliche, staatlich geförderte Konferenz befasst sich, meist in Berlin, mit der digitalen Gesellschaft, Netzpolitik, den sozialen Medien und dergleichen. Die erste Konferenz trug 2007 den Titel «Leben im Netz», in späteren Jahren wurde das Motto origineller. Konferenzen zum Thema «Shit Happens» oder «Into the Wild» machen ja schon ein bisschen neugierig. In diesem Jahr hiess der Titel «Who Cares» – also: «Was soll's».

Zu der Re:publica kommen inzwischen Tausende, darunter Regierungsvertreter, sogar der Bundespräsident war schon da. Das Ganze wirkt wie eine Art Gesamtparteitag des deutschen Staates der Zukunft mit all seinen halbstaatlichen, netzaaffinen Vorfeldorganisationen und dem angeschlossenen bunten Blogger- und Influencer-Volk. Nur die Bundeswehr war unerwünscht, als sie 2018 in uniformierter Gestalt aufkreuzte und unter den Internetkids Nachwuchs anwerben wollte. Dies, so hiess es von Veranstalterseite, wirke auf die Teilnehmer «irritierend». Irritation ist ja so ziemlich das Schlimmste, was man in diesem Sektor der Gesellschaft jemandem antun kann.

## «Lesen Sie den Kram nicht!»

Eine Kritikerin nannte die Re:publica ein «digitales Wohlfühlfestival für Leute, denen irgendwer das Ticket bezahlt». Das war bei mir nie der Fall, folglich war ich nie da, was ich inzwischen bereue. Denn in diesem Jahr haben Videos zweier Rednerauftritte im weniger sensiblen Teil des Netzes für Fassungslosigkeit gesorgt.

Die in Deutschland prominente Autorin Carolin Emcke sagte auf dem Podium: «Ich würde wirklich dazu aufrufen, dass niemand, der eingeladen wird, in einer Rahmung, die «Pro und Kontra» heisst, teilnimmt. Es muss aufhören. Wir müssen

aufhören, diese Rahmung zu bedienen. Es wird uns ständig vorgemacht, es gebe zu allen Fragen gleichermassen wertige, gleichermassen vernünftige, einander widersprechende Positionen. Das ist einfach Bullshit. Wir müssen es

## Tilo Jung, geboren 1985, legte ein Bekenntnis zu den journalistischen Prinzipien des heutigen Russland ab.

abschaffen, ja? Es führt zu dem, was dann anschliessend als Spaltung der Gesellschaft thematisiert wird [...] Lesen Sie den Kram nicht, lassen Sie sich nicht einladen. Man muss es abschaffen.»

Diese Absage an Debatte und Dialog, mehr noch, generell an die Idee, Widerspruch könnte legitim sein, mehr noch, eine Absage an die offene Gesellschaft insgesamt, wurde mit grossem Beifall und Jubel willkommen geheissen.

Die Moderatorin sagte, von innen her leuchtend: «You made my day.» Noch ein bisschen weiter ging Tilo Jung, ein bekannter Podcaster: «Es ist nicht die Aufgabe von Journalismus, über die Themen die Leute zu informieren, über die die Leute informiert werden wollen. Also wenn jetzt angeblich tatsächlich

Migration in einer Umfrage die grösste Sorge ist, ist es aber nicht unsere Aufgabe, das abzubilden. Journalistinnen und Journalisten sollen die Leute darüber informieren, was sie wissen sollen, und nicht, was sie wissen wollen [...] Journalisten informieren, worüber die Bevölkerung informiert werden soll.»

Das ist eine Absage an so ziemlich alles, was Journalisten noch vor ein paar Jahren über ihren Beruf beigebracht wurde. Eine Absage daran, kein Erzieher des Publikums sein zu wollen oder sogar ein Werkzeug der Regierung, sondern eher ein Dienstleister. Eine Absage daran, dass über Fakten auch dann berichtet werden muss, wenn sie nicht zum eigenen Weltbild passen. Im Grunde legte dieser Mann, geboren 1985, womöglich ohne es zu wissen, ein Bekenntnis zu den journalistischen Prinzipien der DDR und des heutigen Russland ab.

## Abschaffung freier Wahlen?

Ich fand das gut. Ich hatte das noch nie so klar gehört, so offen, ehrlich und unverbrämt. Ich dachte an den Moment eines venezianischen Maskenballs, wenn die Masken fallen und man einander ins Gesicht schaut. So seid ihr also! Das ist es, was ihr wirklich wollt und aussprecht, wenn ihr unter euch seid.

Zugleich sind diese Zitate auch das Eingeständnis, in die Defensive geraten zu sein. Es gibt keine Chance für eine Gesellschaft ohne Pro und Kontra, wie die woke Linke sie sich vorstellt, auf demokratischem Weg in Deutschland eine Mehrheit zu gewinnen. Alle Umfragen zeigen es. Um zum Beispiel die ungesteuerte Massenmigration noch lange so weiterlaufen zu lassen, bräuchte man die Abschaffung freier Wahlen und eine gleichgeschaltete Justiz. Das aber, daran glaube ich fest, lässt sich in Deutschland kein drittes Mal machen. Auch wenn ihr es noch so gern hättet, wie man jetzt weiss.

Harald Martenstein zählt zu den bekanntesten Kolumnisten Deutschlands. Kürzlich erschien von ihm: «Alles im Griff auf dem sinkenden Schiff». C. Bertelsmann, 224 S., Fr. 27,90



Wenn die Masken fallen: Autorin Emcke.



«Eine Reise, geteilt mit Freunden»: Piero Antinori mit seinen Töchtern Albiera, Allegra, Alessia (v.l.).

## LEBENSKUNST

# Marchese Antinoris Meisterwerk

Der majestätische Tignanello ist eine Legende. Als erster Supertoskaner veränderte er die Weinwelt.

*Oliver Schmuki*

**W**as mögen sie sich wohl gedacht haben, die Vögel, an jenem sonnigen Sommertag, beim Anblick der filmreifen Szene, die sich unter ihnen abspielte, hier, irgendwo zwischen dem Greve- und dem Pesa-Tal, also mitten im Weinbaugebiet Chianti Classico. Liegt doch da tief unter ihnen einer mitten im saftigen Grün, alle Viere von sich gestreckt, satt und mit einer stattlichen Sangiovese-Fahne friedlich vor sich hindösend.

### Himmel über Florenz

Bei dem Herrn, der da im Gras lag, handelte es sich um Richard Kägi. Kägi war damals in seiner Rolle als Foodscout für das Warenhaus Globus in der Toskana unterwegs gewesen, als ihm bei

einem Lunch in der «Osteria di Passignano» eine Position auf der Weinkarte ins Auge fiel: Tignanello, 2010, 190 Euro. Ein hervorragender Jahrgang, ein sehr guter Preis. Als Kägi zu seinem Erstaunen vom Kellner darüber aufgeklärt wurde, dass es sich hierbei, *attenzione!*, um eine Magnumflasche handelte, zögerte er bloss zwei, vielleicht drei Sekunden. Dann bestellte er die 1,5-Liter-Flasche und dazu 1,2 Kilo Bistecca alla fiorentina. Das Fleisch schaffte er nicht ganz, doch den Tignanello, den kostete Kägi bis zum letzten Tropfen aus.

Rund sieben Jahre später ist es exakt derselbe Wein, der am Tag nach der grossen Feier teilweise noch immer im Körper, nicht in Kägis, sondern in jenem des Schreibenden kursiert.

Schauplatz ist erneut die Toskana, der Palazzo Antinori, um genau zu sein. Hier wurde Ende Mai angestossen auf fünfzig Jahre Tignanello, ein halbes Jahrhundert Supertoskaner. Gastgeber Marchese Piero Antinori, Erfinder des Weins, lud in den Innenhof seines nicht gerade bescheidenen Wohnsitzes – und Geburtsorts! – mitten in der Stadt. Mit seiner Frau Francesca und einer ihrer drei Töchter wohnt er, wie Generationen seiner Familie vor ihm, im oberen Geschoss des Renaissance-Baus aus dem 15. Jahrhundert. Im Erdgeschoss empfängt die berühmte «Cantinetta Antinori» seit 1957 Gäste. Sie ist das Vorbild für die gleichnamigen Ableger, die es inzwischen an der Avenue Princesse Grace in Monte Carlo gibt, am Stephansplatz

in Wien, im Hotel «The Veil» in Kasachstans Hauptstadt Astana, an der Moskauer Denezhny Pereulok, im Knightsbridge-Viertel in London und natürlich am Zürcher Paradeplatz.

Das Schweizer Restaurant, ein «Gemeinschaftswerk der Familien Antinori und Bindella», wie es auf der Website heisst, besteht seit 1994 und hat seither täglich von Mittag bis spätabends geöffnet. Auf Nachfrage gibt Bindella bekannt, dass in der «Cantina Antinori» im letzten Jahr 1300 Flaschen Tignanello verkauft wurden und somit rund

*«Ein guter Wein ist wie ein guter Song. Er muss eine Geschichte erzählen», sagt Sting.*

drei Promille von dessen Gesamtproduktion. Preislich liegt die Flasche dort derzeit zwischen 198 Franken für den 2019er und 895 Franken für den 2012er.

Doch zurück nach Florenz, zurück in den Antinori-Palast, dessen Bau dem Architekten Giuliano da Maiano zugeschrieben wird. Die Luft an diesem Tag Ende Mai ist warm, der Himmel über Florenz vergiesst Freudenstränen. Die Tische und Tafeln für die Festgesellschaft wurden deswegen in letzter Minute vom quadratischen Innenhof in den Kreuzgang umplatziert. Neben der Familie Antinori haben sich viele enge Freunde und langjährige Geschäftspartner, darunter auch die Bindellas, eingefunden. Medienschaffende sind zugegen, lokale Prominenz, der italienische Zauberer Mago Zen, aber auch Dario Nardella, Bürgermeister von Florenz, genauso wie dessen potenzieller Nachfolger, der ehemalige Uffizien-Direktor Eike Schmidt.

Nachdem alle Platz genommen haben, erhebt sich ein Mann mit kurzem blondem Haar und geht auf die improvisierte Bühne zu, auf der ein Holzstuhl steht, auf dem eine akustische Gitarre liegt. Es ist Sting. Er sei ein Freund des Hauses, hört man, und schaue hie und da vorbei, auch um sich technischen Rat zu holen. Der britische Musiker, muss man nämlich wissen, ist selbst ein engagierter Weinbauer. Auf seinem Weingut Il Palagio produziert er Bioweine wie den «When We Dance», eine rote Cuvée aus Sangiovese, Canaiolo und Colorino.

Sting, inzwischen 72, beginnt, mit sonorer Stimme ins Mikrofon zu sprechen: «Ein guter Wein ist wie ein guter Song. Er muss eine Geschichte erzählen. Er muss ein schlüssiges Narrativ haben mit einem Anfang, einem Mittelteil und einem Ende. Zuallererst jedoch muss der Wein unsere Sinne ansprechen und uns faszinieren – mit seiner Farbe, seinem Klang, wenn wir den Korken entfernen, seiner Musik, wenn er aus der Flasche ins Glas gegossen wird, seinem Geruch, seiner einzigartigen Signatur. Dann, während wir ihn kosten, nimmt unser

Verstand auch seine Struktur wahr, seine Architektur, seine Komplexität.

Doch nicht nur der Intellekt ist gefordert, da der Wein auch mit unseren Gefühlen in Austausch treten muss, indem er als Prüfstein für unsere emotionalen Erinnerungen dient – für Emotionen wie Freude, Melancholie, Leidenschaft, Aufregung, Humor und Nachdenklichkeit. Und, ganz wichtig, ein guter Wein benötigt, wie ein gutes Lied, ein befriedigendes Ende. Ein Finale. Das Bewusstsein dafür, eine Reise angetreten und beendet zu haben. Die erworbene Weisheit des Reisenden. Eine Reise, geteilt mit Freunden. Geteilte Geschichten. Eine Gemeinschaft, die uns das Gefühl gibt, weniger allein zu sein auf der Welt, weniger isoliert.»

«This, my friends, is my message in a bottle, and this is my song», schliesst Sting, greift in die Saiten und stimmt seinen Police-Hit an. Die Ironie dabei, an der Botschaft des Songs, ist, dass jemand, der sich in Gesellschaft eines Tignanello befindet, höchst selten unfreiwillig allein ist. Und wenn, dann muss er oder sie auf der Suche nach Gesellschaft bestimmt kein SOS-Signal versenden. Denn wo ein Tignanello auf dem Tisch steht, finden Menschen zusammen. Nicht nur an dessen 50. Geburtstag.

### Moderner, besser

Für alle, die sich die ganze Zeit über schon fragen, wie es ein Wein wie der Tignanello fertigt, bringt, dass Sting im Innenhof eines Palasts aus der Renaissance-Zeit gemeinsam mit Gianna Nannini «You've Got a Friend» intoniert, um den weiteren Verlauf des feucht-fröhlichen Abends vorwegzunehmen, folgt hier die kurze Antwort: Der Tignanello ist, wie bereits gesagt, ein Supertoskaner. Und zwar «das Original», wie es der Ostschweizer Master of Wine Philipp Schwander ausdrückt. «Der Tignanello war ein Meilenstein in der Entwicklung des italienischen Weins», so Schwander.

Für die längere Antwort muss man etwas ausholen. Um den Nimbus des Tignanello nachvollziehen zu können, muss man zum Beispiel erst verstehen, in was für eine Weinwelt dieser 1974 regelrecht hereingeplatzt ist. Die sechzi-

*«Tignanello war ein Meilenstein in der Entwicklung des italienischen Weins», so Schwander.*

ger Jahre waren für die Weinproduktion Italiens eine dunkle Periode, es dominierten dünne, säurebetonte Massenweine, die nicht viel mehr als eine Alternative zu anderen Getränken darstellten. «Italien verfügte damals über keine ausgeprägte Weinkultur, wie man sie etwa in Frankreich findet», sagt Philipp Schwander.

Die avantgardistische Vision von Piero Antinori und dem von seinem Vater Niccolò ein-

gestellten Önologen Giacomo Tachis war es nun, auf dem Weingut Santa Christina einen italienischen Wein zu keltern, der es mit den grossen Namen aufnehmen konnte. Das bedeutete, die DOC-Produktionsvorgaben für den Chianti Classico links liegenzulassen. Antinori und Tachis, ein Schüler des Weingurus Émile Peynaud aus dem Bordeaux, produzierten auf Peynauds Rat einen ersten Jahrgang aus der Ernte von 1971 – ohne die vorgeschriebenen Weissweintruben zu verwenden. Zudem bauten sie den Wein, den sie in der Folge als simplen «vino da tavola» verkaufen mussten, wie Erzeugnisse niederer



## WEIN

### Der Visionär hinter Tignanello

Marchese Piero Antinori, geboren 1938, repräsentiert die 26. Generation der Antinori-Dynastie, einer der ältesten und angesehensten Weinproduktionsfamilien der Welt. Unter seiner Leitung erlebte die Firma eine bedeutende Renaissance und wurde international bekannt, insbesondere durch die Kreation des legendären Weins Tignanello im Jahr 1971. Dieser sogenannte Supertoskaner revolutionierte die italienische Weinlandschaft durch die Verwendung von nicht-traditionellen Rebsorten und französischen Eichenfässern. Piero Antinori führte die Antinori-Weingüter zu weltweiter Anerkennung, erweiterte das Portfolio durch den Erwerb von Weingütern in Kalifornien, Chile und Ungarn. Weitere Verdienste der Dynastie, die seit 1385 in der Weinherstellung tätig ist, umfassen die Produktion hoch angesehener Weine wie Solaia und Guado al Tasso, die Modernisierung der Weinkellereien unter Bewahrung traditioneller Techniken.

Heute setzt die neueste Generation der Antinori-Familie, vertreten durch Piero Antinoris Töchter Allegra, Alessia und Albiera, die Tradition fort und führt das Erbe mit innovativen Ideen und einem tiefen Respekt für die Familiengeschichte weiter. (WW)

Qualität genannt wurden, in Barriques aus, in französischen Eichenfässern.

Nochmals einen Schritt weiter gingen sie beim zweiten Jahrgang, als man sich entschloss, für den Tignanello auch Cabernet Sauvignon zu verwenden. «Indem Tachis das Bordelaiser *winemaking* in der Toskana einführte, machte er den italienischen Wein moderner und besser», fasst Philipp Schwander zusammen.

Und so verfeinerten Marchese Piero Antinori und dessen Wein-Druide Tachis sukzessive die Rezeptur, auf deren Basis bis heute ausdrucksstarke Weine mit viel Kraft und beachtlichem Lagerpotenzial gekeltert werden, ein toskani-

Weine in der Art eines Tignanello, eines Sassicaia oder eines Solaia war geboren. Letzterer gedeiht als Tignanello-Nachbar ebenfalls auf einem Antinori-Hügel der Tenuta Tignanello – der 1997er erhielt vom Magazin *Wine Spectator* gar die Auszeichnung «Wein des Jahres 2000».

Philipp Schwander sieht im Tignanello heute einen modernen, sehr gut gemachten Markenwein, der sich sein Renommee ordentlich Geld kosten lässt. «Inzwischen lassen sich preiswertere Weine von ähnlicher Qualität finden», so der Inhaber der Weinhandlung Selection Schwander. Dass allerdings der Tignanello, der heute eine Cashcow für Antinori darstelle, auch

eine Zeitlang einen Lifestyle-Blog, den sie «The Tig» nannte – als liebevolle Hommage an ihren Lieblingswein. Der Verfasser dieser Zeilen wiederum war einst zu einer privaten Geburtstagsfeier in einer Bar in Basel eingeladen, bei der es um Mitternacht zu einem regelrechten Aufschrei kam, als der Tignanello ausging und sich die Festgemeinde unwillig zeigte, auf eine Alternative umzuschwenken.

### Schwierige Preispolitik

Und woran denkt Rudi Bindella, der heute in vierter Generation die Gesamtverantwortung des Zürcher Gastro-Unternehmens trägt, wenn



**Kongeniales Marketing:** Piero Antinori (oben links) mit Önologe Giacomo Tachis; Tachis-Nachfolger und Antinori-CEO Renzo Cotarella;

scher Zaubertrank, der nicht nur die Römer aus den Socken haut. Inzwischen hält man sich beim Tignanello eng an den Schlüssel 85–10–5, was die prozentuale Verteilung der Sorten Sangiovese, Cabernet Sauvignon und Cabernet Franc betrifft.

### Renegat und Cashcow

Der Tignanello, lässt sich zusammenfassen, war in seinen Anfängen ein Fremdkörper, der quer in der lokalen Weinlandschaft stand, ein Renegat, der neue Wege beschritt, dabei auch aneckte, immer mehr Menschen aber immer besser schmeckte. Gleichzeitig war er ein Paradebeispiel für die Kraft von kongenialem Marketing. Nachdem nämlich auch andere Weinbauern in der Region erfolgreich mit Cabernet zu experimentieren begannen, adelte in den frühen achtziger Jahren ein unbekannter amerikanischer Autor die herausragendsten dieser unkonventionellen Weine mit dem Spitznamen «Super Tuscans». Eine neue Sparte für

ihn schon früh faszinierte, zeigt eine Episode, die sich vor vielen Jahren im Hause Schwander abspielte. Eines Morgens habe ihm sein Vater erzählt, dass er und seine Freunde am Vorabend im Weinkeller auf einen Italiener gestossen seien – mehrere Flaschen, interessanterweise

### *Der Tignanello war ein Fremdkörper, der quer in der Weinlandschaft stand und auch aneckte.*

alle aus einem anderen Jahr. Diese seien, ob schon teilweise bereits etwas älter, gar nicht so schlecht gewesen. «Dabei hatte ich diese Tignanello-Jahrgänge von 1971 bis zirka Ende achtziger Jahre zu Hause mühselig gesammelt für eine Vertikalverkostung», so Schwander, der heute darüber schmunzeln kann.

So wie Kägi und Schwander halten viele Freunde exklusiver Weine eine Tignanello-Anekdote griffbereit. Meghan Markle betrieb

er den Namen Tignanello hört? Er werde dabei an seine Jugend erinnert, sagt er, an Besuche in der Toskana und an Weinverkostungen im «Swissôtel» in Zürich Oerlikon, wo er mit Piero Antinoris Tochter Alessia hinter der Theke stand. Es erfülle ihn mit Stolz, sagt er, dessen Vater Rudi Bindella sen. seit 1955 Antinoris Weine in der Schweiz verkauft, dass man bereits seit drei Generationen miteinander verbunden sei. «Ohne die Familie Antinori hätte der italienische Wein nicht sein heutiges Prestige», so Bindella. Dabei habe der Tignanello seine persönliche Leidenschaft für den Wein noch stärker entfacht. Besonders beeindruckend sei jedoch, dass alle Weine im Portfolio überzeugen würden – «vom preiswerten Alltagswein bis hin zu Ikonen wie eben dem Tignanello oder dem Cont'Ugo».

«Der Tignanello ist ein Brand», sagt Stefano Petta, der amtierende, vom «Gault Millau Schweiz» ernannte «Sommelier des Jahres». Der 37-jährige gebürtige Italiener leitet das Restau-

rant «Widder» in Zürich und übernimmt in den nächsten Tagen das Amt des Director of Wine der Gastronomie-Gruppe The Living Circle, zu der neben dem «Widder» auch Betriebe wie das «Castello del Sole» in Ascona oder, seit neuestem, das «Château de Raymontpierre» im Jura gehören. 2023 habe man 240 Flaschen kredenzt.

Petta könne auf wunderbare private Tignanello-Erlebnisse mit Wolfgang Kuchler von der «Taverne zum Schäfli» in Wigoltingen mit Jahrgängen aus den Neunzigern zurückblicken. Am Wein schätze er dessen Frische, die Länge sowie die «angenehme Säurestruktur», bedingt durch die Rebsorte und

von der Geschichte seiner Familie, deren Wurzeln zurückreichen ins Jahr 1385, als Giovanni di Piero Antinori in die Florentiner Zunft der Winzer eintrat. Lieber spricht der Vater des

### Dem Jubiläumswein wird wenig überraschend ein hervorragendes Lagerpotenzial vorhergesagt.

Tignanello von der «Schönheit der Traube», der Landschaft mit ihren kalk- und schieferhaltigen Mergelböden. Dass diese Schönheit im Herzen des Chianti Classico ihren Weg in den Wein fin-

schöpft, aber zufrieden. Er dürfe sich glücklich schätzen, eine Epoche miterlebt zu haben, in der sich der italienische Wein stärker verändert habe als in den Tausenden von Jahren davor. «Interessanterweise realisieren wir erst jetzt, wie wichtig der Tignanello war», so Piero Antinori.

Er erinnere sich gut an die Anfangszeit: «Der Tignanello war ein Widerspruch in sich selbst. Offiziell trug er die niedrigste aller Klassifikationen, doch qualitativ und preislich bewegte er sich über vielen DOC-Weinen.» Das sei durchaus kontrovers gewesen, doch die Konsumentinnen und Konsumenten hätten seine Qualität und Stilistik zu schätzen gewusst –



Blick auf den Tignanello-Weinberg; Barrique-Keller; Niccolò Antinori; Rudi Bindella sen. mit Sohn Rudi.

das Klima. Diese vermisse er bei südlicheren Weinen, etwa aus Bolgheri. Im Restaurant sei der Tignanello ein Selbstläufer, der keiner Sommelier-Empfehlung bedürfe. Die Preispolitik der Supertoskaner bezeichnet Petta als «schwierig». Als Essensbegleitung empfiehlt er für diesen ein Ossobuco, ein Ragout, eine Bolognese, «etwas, das Kraft hat». Kein Mistkratzerli aus dem Ofen.

#### Kontinuität an erster Stelle

Am Tignanello-Geburtstag in Florenz tischt das örtliche Drei-Sterne-Restaurant «Enoteca Pinchiorri» grüne Lasagne auf, Risotto mit geröstetem Tomatensaft, Mozzarella-Crème, getoasteten Semmelbröseln und Kapern sowie Taubenbrust vom Grill. Dazu gibt es Tignanello aus den Jahren 2010, 2016 und 2021 – dem Jubiläumswein wird wenig überraschend ein hervorragendes Lagerpotenzial vorhergesagt.

Bei seiner Rede erzählt Marchese Piero Antinori nicht von Aromen, Preisen, von sich oder

det, folge für ihn einer gewissen Logik. Dort findet man sich tags darauf wieder. Im Keller dürfen weitere Tignanello-Vintages verköstigt werden.

Beim anschliessenden Mittagessen geht es sehr familiär zu und her. Das Geschirr ist wie am Vorabend mit dem Logo der Familie geprägt, das auf der unverkennbaren Tignanello-Etikette über der untergehenden Sonne prangt. An den Tischen sitzen Antinoris Töchter Allegra, Alessia und Albiera. Der Enkelsohn Niccolò, der seit einem Jahr als Produktionsassistent im Unternehmen tätig ist, erzählt von gemeinsamen Jagdausflügen und davon, dass Piero Antinori vor drei Jahren im Golf ein Handicap von 7 hatte. Was ist das Geheimnis des so vitalen 85-Jährigen? Viel Bewegung, eine erfüllende Tätigkeit, guter Wein – «mein Grossvater trinkt wohl seit zwanzig Jahren eine Flasche pro Tag». Piero Antinori, könnte man sagen, ist selbst ein lebender Supertoskaner.

Nach den Reden, dem Bistecca, den Abschiedsküssen sitzt der Marchese allein am Tisch, er-

genauso wie die Sommeliers, *opinion leaders* und Restaurateure wie Giorgio Pinchiorri.

«Er verstand, dass der Tignanello etwas anderes war, etwas, worauf man stolz sein durfte», so Antinori. Das Wichtigste sei es, sicherzustellen, dass es innerhalb der Firma eine Kontinuität gebe. «Das Vorgehen, die Philosophie müssen gleichbleiben. Die Wirtschaft Italiens steht auf den Schultern von kleinen bis mittelgrossen Familienunternehmen. Über einen längeren Zeithorizont zu planen, ist etwas, das wir in unseren Genen haben. Genauso, wie das auch Familien wie die Bindellas in der Schweiz tun, wo inzwischen die dritte Generation am Ruder ist.» Und was hat ihn der Tignanello gelehrt? «Er gab uns das Vertrauen, qualitativ hochstehenden Wein produzieren zu können, der es mit den besten Weinen der Welt aufnehmen kann.»

Der Tignanello aus dem Chianti hat, wie es aussieht, die notwendigen Voraussetzungen, um das zu erlangen, wonach derzeit so viele geradezu verzweifelt trachten: Unsterblichkeit.

# «Der politische Islam ist heute die grösste Gefahr»

Mit Glück überlebte der deutsche Islamismus-Kritiker Michael Stürzenberger das Messer-Attentat von Mannheim. Im Gespräch mit der *Weltwoche* warnt er vor einer Armee fanatisierter Glaubenskrieger. Er hofft auf ein Umdenken in Medien und Politik.

Roger Köppel

**M**ichael Stürzenberger arbeitete als Reporter für RTL und Sat1 und als Pressesprecher der CSU München unter Monika Hohlmeier, der Tochter von Franz Josef Strauss. Seit dem Terroranschlag von Mumbai 2008, bei dem er seinen Parteifreund Ralph Burkei verlor, warnt er vor den Gefahren des politischen Islam. Am 31. Mai 2024 wurde er in der Mannheimer Innenstadt Opfer eines islamistischen Attentats. Wir erreichten ihn am 6. Juni per Video-Anruf in seinem Krankbett.

**Weltwoche:** Herr Stürzenberger, wie geht es Ihnen? Wie haben Sie diese fürchterliche Messerattacke verkraftet?

**Michael Stürzenberger:** Es geht einem natürlich bescheiden nach so einem Anschlag, wenn man mit einem dreissig Zentimeter langen Kampfmesser sieben Stiche in den Körper bekommt, zwei in den Oberschenkel, einen in den Oberkörper und die restlichen ins Gesicht. Aber den Polizisten hat es viel schlimmer erwischt. Das hat mich fürchterlich geschockt, dass er gestorben ist. Das ist fürchterlich, und da kann man nur den Familienangehörigen und den Polizeikollegen die grösste Anteilnahme aussprechen.

**Weltwoche:** Erinnern Sie sich an die Tat?

**Stürzenberger:** Es war wie ein Schuss aus blauem Himmel. Plötzlich kam dieser Mensch auf mich zugerannt, in atemberaubender Geschwindigkeit, und sticht auf mich ein, stösst mich um, sticht weiter auf mich ein. In wenigen Sekunden ist das Inferno über mich hereingebrochen.

**Weltwoche:** Was geht da in einem vor?

**Stürzenberger:** Man spürt den Schmerz, dann habe ich das Messer gesehen, dann war ich darauf bedacht, ihn mit dem Bein von mir wegzustossen. Dann waren auch schon Freunde da, die versucht haben, ihn wegzuziehen. Ohne sie hätte ich wohl keine Chance gehabt. Der war geübt mit dem Messer. Also, wie der zugestochen hat. Das war eine Kampf- und Tötungsmaschine, die da wie ein Hurrikan über uns hereinbricht.

**Weltwoche:** Wie erlebten Sie die Reaktionen auf diese Tat? Reine Anteilnahme? Oder auch Anfeindungen wegen Ihrer Islamkritik?



«In wenigen Sekunden ist das Inferno über mich hereingebrochen»: Journalist Stürzenberger.

**Stürzenberger:** Wenn ich «Islamkritiker» lese, bin ich schon erfreut, denn ich kenne aus der Vergangenheit den Begriff «Islamhasser» für mich. Immer wieder dieselben Stigmata: vom Verfassungsschutz beobachtet. Und: Es liegen Anhaltspunkte vor, dass es verfassungsschutzrelevante Islamfeindlichkeit geben könnte. Das wurde auch jetzt wieder rausgekramt. Aber ich habe das Gefühl, dass es sich verschiebt, dass man

*«Ich habe mich immer bemüht, mich nicht pauschal über Muslime zu äussern.»*

sagt: Er ist ein Kritiker des politischen Islam. Dass er versucht, das Thema differenziert anzugehen. Auch moderne Muslime leiden ja unter dem politischen Islam.

**Weltwoche:** In den ersten Berichten über den Anschlag ist mir aufgefallen, dass da eine Art Täter-Opfer-Umkehr versucht wird: Wir wollen das zwar nicht rechtfertigen, aber der Stürzenberger ist ein Extremist, da darf er sich nicht wundern. Haben Sie das auch so erlebt?

**Stürzenberger:** Ein bisschen schon. Wer ein Islamhasser ist, der braucht sich nicht wundern, dass früher oder später so einer auftaucht. Ich habe mich immer bemüht, mich nicht pauschal über Muslime zu äussern und nicht den Islam generell oder den Propheten zu beleidigen, sondern den politischen Islam oder die verfassungsfeindlichen Bestandteile des Islam. Ich habe niemals den Koran verbrannt oder Seiten rausgerissen oder respektlos behandelt.

**Weltwoche:** Was, glauben Sie, hat den Angriff auf Sie aktuell ausgelöst?

**Stürzenberger:** Die Hetzpropaganda, die seit dem 7. Oktober ganz intensiv über Israel hereinbricht, in der die Juden als schlimme Killermaschinen und die armen Muslime als Opfer dargestellt werden. Offensichtlich hat da etwas Ähnliches auch über mich stattgefunden. Ich kann es nur so erklären, dass dieser Afghane etwas davon aufgenommen hat. Sonst wäre es wohl nicht zu dieser Messerattacke gekommen.

**Weltwoche:** Würden Sie sagen, dass Sie ein Opfer dieser emotionalisierten Zuspitzungen im Internet sind? Vielleicht auch ein Opfer eines aufwieglerschen Journalismus?

**Stürzenberger:** Ich erlebe es bei Teilen des Mainstreams, gerade bei den etwas links orientierten Medien, dass man gerne versucht, mich zu brandmarken, weil meine Botschaft unerwünscht ist. Diese Journalisten und auch viele Politiker finden, dass damit alle Muslime stigmatisiert werden. Dass damit anti-muslimischer Rassismus gefördert wird und dass das Wasser auf die Mühlen entsprechender Parteien ist. Deswegen darf man das nicht ansprechen.

**Weltwoche:** Was genau ist Ihre Botschaft?

**Stürzenberger:** Die grundlegende Erkenntnis ist, dass der Islam sich von den meisten anderen Religionen unterscheidet, weil er nicht nur eine spirituelle Religion ist, sondern weil in ihm auch ein politischer Aspekt steckt, die-

### «Junge Afghanen sehen diese leichtbekleideten, ungläubigen Frauen als Freiwild.»

ser politische Islam. Er hat einen alleinigen weltlichen Machtanspruch. Er will herrschen, und er will sein Gesetz, die Scharia, allen Menschen aufzwingen. Der Prophet Mohammed war eben nicht nur Religionsbegründer, sondern auch Staatsführer, Gesetzgeber, Feldherr in einer Person. Er hat alle Gewalten in sich vereinigt. Deswegen sind bis heute Staat und Religion in den meisten islamischen Ländern nicht getrennt. Darüber kläre ich auf. Es gibt natürlich modern eingestellte Muslime, die nur die spirituellen Aspekte für sich rausziehen. Das ist in Ordnung. Aber beim politischen Islam haben wir eine Unterdrückung der Frauen, der Juden, der Homosexuellen, Feindlichkeit gegen Andersgläubige. Das sind gefährliche Aspekte, die wir heutzutage nicht mehr wollen. Wir haben ja ganz bewusst eine Aufklärung durchlebt. Das hat bei uns auch Jahrhunderte gebraucht, und wir sind jetzt an dem Punkt Gleichberechtigung von Mann und Frau. Schutz von Minderheiten. Gesetze werden in Parlamenten gemacht.

**Weltwoche:** Also, das eine ist der Islam als Glaubensbekenntnis, das andere der politische Islam, der die Politik gestalten will?

**Stürzenberger:** Exakt. Das zeigt sich in den verschiedensten Bereichen. Wir haben Schulen, wo schon junge muslimische Schüler einfordern, dass die Scharia akzeptiert wird, sprich: Da wurden die Jungs vorn hingesezt im Klassenraum, und die Mädchen mussten sich hinten hinsetzen. Oft wurde das Kopftuch gefordert. Das geht weiter, dass kein Schweinefleisch gegessen werden darf, am Ramadan nicht getrunken und gegessen werden darf, und es wird dann auch den Nichtmuslimen quasi aufgezwungen.

**Weltwoche:** Wie lauten Ihre wichtigsten Forderungen an den Staat?

**Stürzenberger:** Endlich mal das Thema ansprechen. Das muss natürlich von Massnahmen begleitet werden. Es ist wichtig, dass sich alle is-

lamischen Organisationen vom politischen Islam und von der Scharia verabschieden, und zwar glaubhaft und für alle Zeiten. Wir erleben den verhängnisvollen Einfluss bei Gewaltverbrechen. Bei Vergewaltigungen gibt es einen erschreckend hohen Anteil an Ausländern und entsprechend auch Muslimen. Besonders afghanische Flüchtlinge sind zwanzigfach überrepräsentiert bei Gruppenvergewaltigungen. Das liegt daran, dass sie aus einer Gesellschaft kommen, in der Frauen komplett verhüllt sind. Wenn diese jungen Männer dann nach Deutschland kommen, wo leichtbekleidete Frauen herumlaufen, sehen sie die als Freiwild. Wenn Sie diese Ideologie verinnerlicht haben, dass sich muslimische Frauen verhüllen, damit sie nicht belästigt werden, dann sind im Umkehrschluss diese leichtbekleideten, ungläubigen Frauen selber schuld, wenn sie belästigt werden. Deshalb muss diese Ideologie jetzt öffentlich kritisch diskutiert werden und dann auch als verfassungsfeindliche Ideologie bekämpft werden.

**Weltwoche:** Was heisst das konkret? Wenn Sie Berater von Bundeskanzler Scholz wären, was würden Sie ihm sagen?

**Stürzenberger:** Als Erstes, dass seine Innenministerin Nancy Faeser den Expertenkreis Politischer Islamismus wieder ins Leben ruft, den sie aufgelöst hat. Dann muss sie diesen ominösen Kampf gegen rechts umbenennen in Kampf gegen Extremismus, damit Rechtsextremismus, Linksextremismus und der politische Islam gleichermassen bekämpft werden. Der politische Islam ist heute die grösste Gefahr für Deutschland. Bei der Masseneinwanderung muss endlich genau hingeschaut werden, wer zu uns kommt.

**Weltwoche:** Es gibt in Deutschland laut Experten etwa 500 sogenannte Gefährder und rund 25 000 dem islamistischen Terrorismus nahestehende Personen. Wie sehen Sie das? Wie weit ist Deutschland schon unterwandert?

**Stürzenberger:** Das ist eine Armee, und wir wissen natürlich nicht, wie es in den Köpfen von vielen anderen aussieht. Da muss man rangehen. Der politische Islam muss als Gefahr angesprochen werden. Wer an ihm festhält, muss aus dem Verkehr gezogen werden. Ganz einfach. Das ist verfassungsfeindlich, und das ist auch die Brutstätte für Gewalt, und da muss man jetzt ohne Tabus ran und ohne Scheuklappen.

**Weltwoche:** Seit dem Hamas-Angriff sehen wir in vielen europäischen Städten, dass Sympathisanten der Hama auf die Strassen gehen. Hat Deutschland durch seine Migrationspolitik auch den Nahostkonflikt importiert?

**Stürzenberger:** Nicht nur Deutschland. In ganz Westeuropa gibts Massendemonstrationen

von radikalen Muslimen, die ihren Hass auf Israel skandieren, die am liebsten Israel auslöschen wollen. Das ist auch das Programm der Hamas. Ich würde mir wünschen, dass jetzt für den getöteten Polizisten Demonstrationen ausgerufen werden. Aber da sehe ich bisher nichts.

**Weltwoche:** Es gibt auch moderne Muslime. Wie haben Sie jetzt Reaktionen aus der muslimischen Community erlebt? Gab es da Stimmen, die gesagt haben: Das tut uns leid, wir verurteilen, was mit Ihnen passiert ist.

**Stürzenberger:** Solche Statements gab es. Das nimmt man gerne zur Kenntnis. Das ist das eine. Das andere ist, dass sich genau diese muslimischen Repräsentanten noch nie kritisch zur Scharia und zum politischen Islam geäussert haben. Aber wenn sie sich schon mal gegen Gewalt aussprechen, ist das schon sehr, förderlich.

**Weltwoche:** Haben sich deutsche Politiker wie der Bundeskanzler oder prominente Muslimvertreter bei Ihnen persönlich gemeldet?

**Stürzenberger:** Nee, also das nicht. Mir geht es auch nicht um mich. Mir wäre es viel wichtiger, wenn bei öffentlichen Statements von Politikern und von Muslimen, die in Verbänden organisiert sind und da wirklich was zu sagen haben, auch gesagt würde: Ja, wir müssen jetzt beim radikalen politischen Islam genauer hinschauen.

**Weltwoche:** Erschütternd an Ihrem Fall ist, dass Sie und andere Islamismus-Kritiker eingeschüchtern werden sollen.

**Stürzenberger:** Der Druck von radikalen Muslimen, die Kritiker des politischen Islam einzuschüchtern versuchen, wird immer stärker. Sie wollen diese zum Verstummen bringen, damit sie sich leichter ausbreiten können, um letztlich dann an die Macht zu kommen.

**Weltwoche:** So ein Messerangriff ist etwas, was sich kein Mensch vorstellen kann. Verändert das die Lebensperspektive?

**Stürzenberger:** Ja, ich bin geschockt, obwohl mir schon lange bekannt war, was diese Ideologie anrichten kann. Jeder kann das Pech haben, an einem Konzert, in einer Fussgängerzone, einer Kirche oder sonst wo zu sein, wo Radikale zuschlagen. Das war mein Antrieb:

durch journalistische Aufklärung dazu beizutragen, dieses Unheil in den Griff zu bekommen.

**Weltwoche:** Sehen Sie einen Lichtblick?

**Stürzenberger:** Ich hoffe, dass das Problem des politischen Islam jetzt öffentlich intensiver thematisiert wird, dass wir auch über die Medien dazu beitragen können, Druck auf die Politik auszuüben, dass wir für unser aller Sicherheit und für die Bevölkerung in ganz Europa etwas erreichen können.

Das ausführliche Video-Interview finden Sie auf [Weltwoche.de](http://Weltwoche.de).

# «Die Positionen der AfD klingen nicht extremistisch»

Einschätzungen zu den Europawahlen von *Elon Musk*, *Emmanuel Macron*, *Luisa Neubauer* und vielen anderen.



«Klimaprogramm, trotz dieser Wende»:  
Luisa Neubauer.



«Nö.»:  
Olaf Scholz.



«Brüssel: Stopp. Krieg: Stopp»:  
Viktor Orbán.



«Ich kann nicht so tun»:  
Emmanuel Macron.

«Nö.»  
*Bundeskanzler Olaf Scholz (SPD) nach der Wahl auf die Frage, ob er das Resultat kommentieren wolle*

«Das Wahlergebnis war für alle drei Regierungsparteien schlecht. Keiner ist gut beraten, der jetzt einfach zur Tagesordnung übergehen will.»  
*Nochmals Scholz am Tag danach*

«In welcher Welt lebt ihr eigentlich?»  
*Der Journalist Philipp Piatov in einem Kommentar in Bild über die SPD, die nach der EU-Wahl weiter tun will, «was wir bisher erfolgreich getan haben»*

«Ich kann am Ende dieses Tages nicht so tun, als ob nichts geschehen wäre.»  
*Frankreichs Präsident Emmanuel Macron zu seiner Entscheidung, Neuwahlen auszurufen*

«Diese Regierung ist im Grunde genommen fertig. Und es muss jetzt ähnlich wie in Frankreich sein: Da hat es Neuwahlforderungen gegeben, da gibt es Neuwahlen durch Macron.»  
*Bayerns Ministerpräsident Markus Söder*

«Der Wahltermin ist im Herbst nächsten Jahres regulär, und das planen wir auch so umzusetzen. Am Ende der vier Jahre wird abgerechnet. Da hat der Wähler wieder das Wort, und so ist die Politik auch gestaltet.»  
*Der deutsche Regierungssprecher Steffen Hebestreit zur Frage nach Neuwahlen*

«Das Wahlergebnis als Telegramm zu schicken, ist einfach: Migration: Stopp. Gender: Stopp. Krieg: Stopp. Soros: Stopp. Brüssel: Stopp.»  
*Ungarns Ministerpräsident Viktor Orbán*

«Generation Hoffnung! Die Jugend ist nicht mehr links.»  
*FPÖ-Politiker Maximilian Krauss über die Resultate bei jungen Wählern*

«Die mächtigste Fraktion unter den Jugendwählern während dieser Europawahl, trotz dieser rechten Wende, war das Klimaprogramm.»  
*Luisa Neubauer, Klimaaktivistin*

«Eines zeigt der Wahlsonntag doch überdeutlich: Der vor allem von den Grünen verfolgte politische Ansatz, den Menschen zu erklären, wie sie sich zu verhalten haben, ist an ein Ende gekommen.»  
*Wolfgang Kubicki, stellvertretender Bundesvorsitzender der FDP*

«Falls es noch eines Beweises bedurfte, dass die Ampelkoalition das Vertrauen der Deutschen verloren hat – hier ist er.»  
*Dominique Eigenmann, Deutschland-Korrespondent beim Tages-Anzeiger.*

«Seit Jahren werden die Themen der Rechten rauf- und runtergenudelt, die CDU übernimmt ihre Rhetorik, und auch SPD und Grüne

knicken in der Migrationsfrage immer weiter ein. Dann wundern wir uns, dass die AfD so stark wird. Es braucht glaubwürdige Antifaschist\*innen.»  
*Elisabeth Kula, Linke-Politikerin*

«Weil die Menschen den Eindruck haben, das ist so eine Art Flugzeugträger für Zorn und Unbehagen, und über diesen Flugzeugträger sind wir in der Lage, unsere fundamentale Kritik am Establishment zu artikulieren.»  
*Die Erklärung des Politikwissenschaftlers Wolfgang Schroeder von der Universität Kassel zum Erfolg der AfD*

«Warum reagieren einige so negativ auf die AfD? Sie reden ständig von «Rechtsextremen». Die politischen Positionen der AfD, von denen ich gelesen habe, klingen nicht extremistisch. Vielleicht übersehe ich etwas.»  
*Tesla-Gründer und X-Inhaber Elon Musk*

«Wer rechts wählt, ignoriert die Erfolgsgeschichte der EU.»  
*Birgit Wentzien, Chefredaktorin des Deutschlandfunks*

«In sozialen Netzwerken lese ich nach der Europawahl jetzt Sätze wie: «Wo bleibt die Dankbarkeit der Ostdeutschen?» Das sind Fragen, die wir gerade jetzt nicht brauchen.»  
*Bodo Ramelow, Ministerpräsident von Thüringen*

«Wir sehen jetzt, dass der Fahrstuhl noch ein paar Etagen kennt.»

Ludwig Stiegler, SPD-Landesvorsitzender, zum Ergebnis seiner Partei in Bayern

Da muss ich jetzt ein Jahr vor der Bundestagswahl einfach festhalten: Wenn das so bleibt, gewinnen wir damit keine Bundestagswahl.»

Kevin Kühnert, Generalsekretär der SPD

«Eine Stimmung war dort wie bei einem Leichenschmaus.»

FPÖ-Chef Herbert Kickl über die Wahlabschlussveranstaltung der ÖVP



«Vielen Dank!»  
Sibylle Berg



«Warum so negativ?»:  
Musk

«Vielen Dank! Zu zweit werden wir jetzt den Überwachungsfaschismus gütig beenden. Jede Hilfe ist willkommen.»

Schriftstellerin Sibylle Berg nach ihrer Wahl für die Satirepartei «Die Partei», deren Vorsitzender Martin Sonneborn ebenfalls gewählt wurde

«Es ist für alle Demokratinnen und Demokraten beunruhigend, das zu sehen, wir reden über den verlängerten Arm des Kremls.»

Omid Nouripour, Co-Vorsitzender der deutschen Grünen, über den Wahlerfolg der AfD.

«Der Wahlsieger sitzt in Moskau.»

Der Journalist Maxim Kireev in der Zeit.

«Die Dominosteine fallen. Der Trump-Effekt hat Europa erreicht.»

Matt und Mercedes Schlapp, Vorsitzende der CPAC, der Konferenz der US-Rechtskonservativen

Zusammengestellt von Stefan Millius



# Plötzlich sind alle «rechtsextrem»

Nach den Europawahlen gibt es keine Rechten, keine Rechtspopulisten mehr. Alle sind nun «rechtsextrem». Die Kampfzone der Begriffe weitet sich aus.

Roger Köppel

Auf einmal sind alle Rechten «rechtsextrem». Über Nacht, wie auf Befehl sind aus den «Rechtspopulisten» nach den EU-Wahlen «Rechtsextreme» geworden.

Nur eine kleine Auswahl an Schlagzeilen aus den letzten Tagen: «Rechtsextreme Welle bedrängt Europas Mitte» (Tages-Anzeiger).

— «Wie sage ich es meiner Tochter, dass Rechtsextreme gesiegt haben?» (Blue News).

— «Nach EU-Wahl: Was plant die Rechtsextreme?» (Arte).

— «Rechtsextreme Wahlerfolge bei den Europawahlen – was jetzt zu tun ist.» (Ama-deu Antonio Stiftung).

— «Rechtsextreme Erfolge gefährden Zusammenarbeit» (Deutsche Wirtschaftsnachrichten).

— «Rechtsextremer Ruck nach Europawahl» (Euronews).

— «Europawahlen: Rechtsextremistische Parteien legen deutlich zu» (Frankfurter Allgemeine).

— «Rechtsextreme können punkten» (Süddeutsche).

In einer deutschen Talk-Show beschimpft SPD-Chef Lars Klingbeil seine Kollegin Alice Weidel von der AfD und deren Partei als «Nazis».

Wie ferngesteuert übernehmen deutsche und Schweizer Leitmedien die Kampfbegriffe. Aus rechts wurde rechtspopulistisch, aus rechtspopulistisch rechtsextrem.

Das politische Ziel dahinter ist klar. Das von rechts bedrängte Mitte-Links-Lager, das mit den Grünen zusammenspannte, sieht sich bedroht.

Anstatt den Gegner mit Argumenten zu widerlegen, greift man zum bequemeren Mittel der Verleumdung. Erstaunlich ist, wie willfährig die Medien mitmachen.

In der Schweiz verweigern sich immerhin die NZZ und das nationale Fernsehen bis jetzt dieser Wortwahl. In Deutschland mutet der Gleichschritt gespenstisch an.

Hier wirkt sich aus, dass der deutsche Verfassungsschutz die demokratische Rechte fast pauschal als «rechtsextrem» abstempelt. Darauf berufen die sich jetzt.

Die Verschiebung ist politisch folgenreich. Ausgehend von Deutschland darf es offensichtlich keine legitime demokratische Rechte mehr geben.

Heute gilt als «rechtsextrem», wer für begrenzte Zuwanderung und direkte Demokratie eintritt.

Alles, was ausserhalb des etablierten Mainstreams einer seit Merkel nach links gerückten CDU/CSU und FDP steht, gilt als «rechtsextrem», gehört somit verboten.

Unter «rechtsextrem» verstand man früher gewaltbereite Banden, Rassisten, Verherrlicher der Diktatur und eines undemokratischen Staates.

Heute gilt bereits als «rechtsextrem», wer für begrenzte Zuwanderung, direkte Demokratie und souveräne Eigenstaatlichkeit eintritt.

Selten hat man einen derartigen Sturzbach an regierungsfreundlicher Propaganda in jüngerer Zeit erlebt. Establishment und Medien bilden einen festen Block.

Dabei entlarven sich viele Verlagshäuser als willige Hofschranzen der Macht, als gefügige Nachbeter der obrigkeitlichen Polemik gegen die demokratische Opposition.

Europa versinkt im linken Einheitsbrei. Die Konservativen getrauen sich kaum mehr, «rechts» zu sein. Die Deutschen moralisieren, wieder einmal, stramm voraus.

In der Schweiz wird der Klimawandel gegen rechts die SVP treffen. Gehört auch sie bald zu den «Rechtsextremen»?

Demokratien sind die Staatsform der Alternativen. Es muss immer eine Auswahl geben, links oder rechts.

Wo alles links sein muss und nichts mehr rechts sein darf, gibt es keine Demokratie. «Rechtsextrem» ist Gaunersprache.

# Professors Pirouetten

Daniel Jositsch führt den Widerstand gegen das Klima-Urteil aus Strassburg an. Mit markigen Worten will der SP-Ständerat den fremden Richtern «Grenzen setzen». Bis gestern sagte der Rechtsgelehrte noch, ebenso markig, das Gegenteil.

*Philipp Gut*



«Nachtruhe ist um 22 Uhr, ausser wir feiern»: Manövermeister Jositsch.

**D**aniel Jositsch liebt klare Worte – und klare Grenzen. «Die Schweiz muss im Europarat klarmachen, dass es so nicht geht», forderte er nach dem Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte für die «Klimaseniorinnen» und gegen die Schweiz. Hier sei «eine Grenze überschritten» worden, «die ausserordentlich gefährlich ist», so Jositsch gegenüber der *Neuen Zürcher Zeitung* (NZZ). Ebenso dezidiert äusserte er sich im Schweizer Fernsehen: «Man muss halt auch den Richtern sagen: Es gibt Grenzen.» Der Menschenrechtshof habe einen «Kollateralschaden» verursacht, indem er «selbständig entschieden hat, er könne die Menschenrechtskonvention weiterentwickeln». Dem müsse man «Grenzen setzen».

Auch in der Ständeratsdebatte wurde Jositsch deutlich: «Es ist nicht Aufgabe eines Gerichts, den Gesetzgeber zu übersteuern.» Der Gerichtshof habe die «Grenzen» der zulässigen Rechtsfortentwicklung überstrapaziert.

## «Kurzes politisches Gedächtnis»

Ja, das kann man mit Fug und Recht so sehen, und es ist beileibe keine neue Entwicklung: Die Menschenrechte werden seit Jahren und Jahrzehnten «fortentwickelt», «überstrapaziert», aus einer Handvoll existenzieller Abwehrrechte des Individuums gegenüber dem Staat ist eine nach oben tendenziell offene Zahl von Anspruchsrechten, Rechtsansprüchen für alles und jedes geworden. Diese Rechtsinflation entwertet die Rechte: Wenn alles ein Menschenrecht ist, ist nichts mehr ein Menschenrecht.

Insofern hat Jositsch durchaus recht mit seiner Kritik am politisch gefärbten Strassburg-Urteil. Die Frage ist vielmehr, ob diese seine Kritik auch glaubwürdig ist, ob er damit eine konsistente Position vertritt – oder ob sie nicht eher Ausdruck eines gewissen politischen Manövers ist, einer (partei)taktisch vielleicht zwar legitimen, aber nicht gerade überzeugenden und überzeugten Haltung, die ihn nicht als Verteidiger einer politischen und juristischen Souveränität der Schweiz auszeichnen würde, sondern eher als Professor der Pirouetten.

Um dies zu klären, müssen wir betrachten, was Jositsch sonst so zum Themenkomplex Völkerrecht versus Landesrecht gesagt hat. Dass da in seiner Argumentation ein Widerspruch bestehen könnte, haben jedenfalls auch Weggefährten und Mitstreiter bemerkt. «Die Schweiz soll ein Urteil des Strassburger Gerichts ignorieren, tönt es aus der Politik. Dieselben Leute klangen vor kurzem noch anders», schrieb beispielsweise Andrea Huber, einer der Köpfe der Gegenkampagne gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, in den Tamedia-Zeitungen (*Tages-Anzeiger* u. a.). Jositsch, damals einer der profiliertesten Opponenten des Volksbegehrens, stimme nun in den «Anti-EMRK-Kanon» ein. Die Begründung dafür lese sich «wie das frühere Kampagnenmaterial der SVP zur Selbstbestimmungsinitiative», so Huber.

Diesem «kurzen politischen Gedächtnis» (Huber) kann man etwas nachhelfen. Dabei braucht man vorerst gar nicht in die Vergangenheit zurückzublättern. «Wir müssen das internationale Recht stärken», sagte Jositsch im März dieses Jahres in einer Ständeratsdebatte um die Beschlagnahme russischer Staatsvermögen.

Tatsächlich noch viel stärker exponiert hatte er sich im Jahr 2018 im Abstimmungskampf um die erwähnte Selbstbestimmungsinitiative, die im Zweifelsfall Landesrecht vor Völkerrecht setzen, also verhindern wollte, dass demokratische Entscheide des Schweizer Souveräns von internationalem Recht und internationalen («fremden») Richtern übersteuert werden. Damals stellte er süffisant die Frage: «Gibt es Bürger, die sagen, ich leide praktisch täglich unter dem Völkerrecht?» Die Antwort gab er gleich selbst: «Ich kenne niemanden.»

Nie um einen träfen Spruch verlegen, kanzelte Jositsch die SVP-Initiative wie auch den Gegenvorschlag ab, indem er beide mit einer Hausordnung verglich, in der stehe: «Nachtruhe ist um 22 Uhr, ausser wir feiern.» Analog dazu würde mit Initiative und Gegenvorschlag in die Verfassung geschrieben: «Wir halten Verträge ein, ausser wir wollen mal nicht.» Inzwischen will offenbar auch Jositsch lieber mal nicht.

Der Selbstbestimmungsinitiative, so argumentierte Jositsch weiter, liege ein Misstrauen gegenüber internationalem Recht zugrunde, das unberechtigt sei: «Wenn die Staaten nicht in ein vertragliches Korsett eingebunden sind, gewinnt das Recht des Stärkeren.» Die Profiteure des Völkerrechts seien Kleinstaaten wie die Schweiz.

In der Ständeratsdebatte vom März 2018 spielte Jositsch die Tatsache herunter, dass – wie jetzt im Falle der «Klimaseniorinnen» – einem einzelnen Gerichtsurteile missfallen. «Es wurden vielleicht auch schon, sei es in Strassburg oder sei es am Bundesgericht, Entscheide mit Bezug auf die Interpretation des Völkerrechts gefällt, die einem nicht passen. Ich habe auch schon Verkehrsbussen bekommen, deren Zweck ich nicht

eingesehen habe. Deshalb stelle ich nicht den Antrag, dass man das Strassenverkehrsgesetz abschafft.» Aus dem gleichen Grund sei er eben der Meinung, dass man nicht aufgrund eines Entscheides das ganze Völkerrecht in Frage stellen könne.

Jositsch bekämpfte die Selbstbestimmungsinitiative bereits heftig, bevor sie auch nur zustande gekommen war. Auf einem Podium im August 2015 sagte er, gemäss Rapport der NZZ, das Volksbegehren sei eines der «gefährlichsten». Denn seine Annahme könnte die Kündigung der Europäischen Menschenrechtskonvention zur Folge haben. Dies würde jedem Schweizer die Möglichkeit nehmen, gegen menschenrechtswidrige Gesetze zu klagen.

### *Sein Aufbegehren soll verhindern, dass die SVP aus dem Klima-Urteil Kapital schlagen kann.*

Die Europäische Menschenrechtskonvention sei deshalb ein unerlässlicher «Rettungsring», falls sich der Einzelne gegen den eigenen Staat wegen Verletzung der Menschenrechte zur Wehr setzen müsse. Genauso argumentieren nun auch die Klimaseniorinnen, einflüsternd unterstützt von Greenpeace und einer Garde mit Steuergeldern bezahlter Juristen und sonstiger Berater von Schweizer Universitäten.

Im selben Jahr betonte Jositsch in einem *Weltwoche*-Streitgespräch mit SVP-Politiker und Rechtsprofessorenkollege Hans-Ueli Vogt, dass die Grund- und Menschenrechte in der Schweiz nicht ausreichend garantiert seien, «zuverlässig geschützt» seien sie «nur durch den überstaatlichen Mechanismus», und da sei die Europäische Menschenrechtskonvention «zentral».

Wohin man auch schaut, zeigt sich dasselbe Bild: Daniel Jositsch, der unbedingte Verfechter des Völkerrechts, der keine Ausnahme duldet, selbst wenn davon verurteilte Kriminelle profitieren. So sorgte im Oktober 2017 ein mehrfach vorbestrafter Deutscher für Schlagzeilen, der nach einem Gewaltdelikt durch richterlichen Einspruch nicht ausgewiesen werden durfte, obwohl seine Tat ein sogenanntes Katalogdelikt war, aufgrund dessen er gemäss Volkswillen und Verfassung zwingend hätte des Landes verwiesen werden müssen. Der Täter berief sich auf das Freizügigkeitsabkommen mit der Europäischen Union – und bekam recht. Die SVP sprach von einem «Skandalurteil». Daniel Jositsch lobte den Vorrang des Völkerrechts und meinte: ««Ich verstehe die ganze Aufregung nicht.»

Nicht unerwähnt bleiben sollte bei dieser kleinen Revue, dass Jositsch auch einen grundlegenden Bundesgerichtsentscheid aus dem Jahr 2012 begrüsst und verteidigte, der die bisherige Praxis – den Vorrang von Bundesverfassung und schweizerischen Gesetzen – auf den Kopf stellte. Die Lausanner Richter urteilten, dass sich die

Schweiz nicht mehr nur an zwingendes Völkerrecht (Folterverbot, Verbot von Angriffskriegen), sondern grundsätzlich an jedes Völkerrecht halten müsse. Trotz dieses «Paradigmenwechsels» (Katharina Fontana) behauptete Jositsch später in der Abstimmungs-«Arena» zur Selbstbestimmungsinitiative, es habe sich damals «nichts geändert», was wiederum alt Bundesrat Blocher zu einer Replik unter dem Titel «Wenn Rechtsprofessoren lügen» veranlasste.

### **Warum er gegen Strassburg pöbelt**

Aber genug der Zitate. Bleibt die eingangs aufgeworfene Frage zu klären, was Jositsch zu seiner spektakulären Wende veranlasst haben könnte. Wir brauchen dabei nicht weiter zu spekulieren. In der NZZ enthüllt er, ganz der Mann der klaren Worte, sein Motiv: «Ich weiss nicht, ob die Selbstbestimmungsinitiative der SVP, die vor ein paar Jahren deutlich abgelehnt wurde, heute nicht doch eine Chance hätte.» Und jetzt stehe die Schweiz vor Verhandlungen mit der EU über die Weiterentwicklung der bilateralen Verträge. Dabei werde der Einfluss des Europäischen Gerichtshofes (EuGH) eine entscheidende Rolle spielen. Das Klima-Urteil werde die Stimmung beeinflussen. Die Gegner der Verträge würden sagen: «Da sieht man, wie die europäischen Gerichte mit der Schweiz umspringen.»

Das also ist des Pudels Kern: Jositschs lautstarkes Aufbegehren soll verhindern, dass die SVP aus dem Klima-Urteil EU-kritisches Kapital schlagen kann. Oder umgekehrt formuliert: Jositsch will das Rahmenabkommen 2.0 retten – und dafür ist der wendige Rechtsausleger der Sozialdemokraten bereit, notfalls sich selbst zu widersprechen und durchaus auch selbst einmal die Nachtruhe zu stören und gegen Strassburg zu pöbeln. Er schlägt den Sack – und meint den Esel: die SVP.

Investieren Sie  
Seite an Seite  
mit unserer  
Eigentümerfamilie

Vorausschauend  
seit Generationen



Private  
Banking

# Marignano auf dem Bürgenstock

Die Schweiz verzichtete darauf, Russland an den Bürgenstock-Gipfel einzuladen. Grund: Wolodymyr Selenskyj. Das räumt Bundesrat Ignazio Cassis offen ein. «Verfassungsbruch», sagt Georges Martin, ehemalige Nummer drei im EDA.

Rafael Lutz

**W**ladimir Putin ist der grosse Abwesende an der Bürgenstock-Konferenz, die am kommenden Wochenende stattfinden wird. Aussenminister Ignazio Cassis und Wehrministerin Viola Amherd sahen davon ab, den russischen Präsidenten einzuladen.

Inzwischen ist der Grund bekannt. Der Bundesrat wollte eine mögliche Zusage Russlands auf jeden Fall verhindern. «Das wäre inkompatibel gewesen mit der Ukraine», erklärte Aussenminister Ignazio Cassis am Montag an der Pressekonferenz zum Bürgenstock-Gipfel in Bern auf die Frage eines Journalisten. Kiew habe sich schliesslich gegen eine Teilnahme Russlands gewehrt.

Damit gab der Aussenminister die Machtverhältnisse offen preis: Kiew diktiert, Bern spurt. Der Schweizer Aussenminister, der Selenskyj an einer Demonstration 2022 auch schon als «my dear friend Wolodymyr» bezeichnete, plauderte gleich mehrfach aus dem Nähkästchen.

Bern habe «selbstverständlich nicht alleine und eigenständig» Einfluss genommen auf die Kriegsparteien. «Die Mithilfe und Unterstützung wichtiger und mächtiger Länder der Welt» seien ihm gewiss gewesen, so der Aussenminister.

## «Selenskyj blind gefolgt»

In Cassis' Departement ist der Unmut spürbar. Ehemalige hochrangige Mitarbeiter des Aussendepartements (EDA) sind gar schockiert. Georges Martin, einstige Nummer drei im EDA, schreibt:

«Was Ignazio Cassis auf der Pressekonferenz gesagt hat, ist ein schwerer Verstoss gegen den Eid auf die Verfassung, den er als Bundesrat geschworen hat.» In einer normalen Demokratie müsste das Parlament Cassis und Amherd zur Rechenschaft ziehen und sie zum Rücktritt auffordern, so Martin, der von einem Verfassungsbruch spricht.

Auch im Parlament gibt die Pressekonferenz zu reden. Scharf ist die Kritik von

SVP-Nationalrat Franz Grüter. «Die Aussagen von Cassis verdeutlichen, dass er Selenskyj blind gefolgt ist.» Ein Unding. «Die Konferenz ist an Einseitigkeit kaum zu überbieten.»

Dies zeige sich auch daran, dass wichtige Länder wie China oder Brasilien dem Gipfel fernbleiben und selber eine Friedenskonferenz durchführen wollen unter Einbezug beider

*«Was Cassis gesagt hat, ist ein schwerer Verstoss gegen seinen Eid auf die Verfassung.»*

Parteien. Und neu kommt nun möglicherweise auch Saudi-Arabien als Vermittler in Frage. «Daran sieht man: Aussenpolitisch hat sich die Schweiz durch diese Einseitigkeit massiv geschwächt», so der SVP-Nationalrat.

Wie einseitig sich die Auswahl der geladenen Gäste gestaltet, zeigt sich auch in kirchlichen Kreisen. Der Vatikan und das Ökumenische Patriarchat von Konstantinopel sind eingeladen. Umgekehrt sind die russisch-orthodoxe Kir-

che (ROK) und die ukrainisch-orthodoxe Kirche (UOK) unerwünscht. Letztere hatte sich nach dem russischen Angriff 2022 auf die Seite Kiews gestellt. Die Selenskyj-Regierung sieht in der UOK jedoch einen verlängerten Arm Putins (*Weltwoche*, Nr. 18/24). Ergo lädt man diese Kirchenvertreter in Bern nicht ein.

## Für Steuerzahler wird es teuer

Unabhängig davon, wie man zum Bürgenstock-Gipfel steht, ist jetzt schon klar: Der Preis, den die Schweiz für die Megafon-Diplomatie von Cassis und Co. zu zahlen hat, ist zumindest in finanzieller Hinsicht hoch. In Zahlen: rund 15 Millionen Franken. Allein die Ausgaben für die Hotelübernachtungen der Regierungsvertreter aus aller Welt, die Cassis' Departement übernimmt, werden auf zirka 1,6 Millionen Franken geschätzt.

«Die endgültigen Kosten (Übernachtung und weitere Kosten wie Verpflegung der Delegationen) hängen von der Gesamtzahl der offiziellen Teilnehmer ab. Sie können erst nach der Bürgenstock-Konferenz festgelegt werden», sagt EDA-Pressesprecher Pierre-Alain Eltschinger.

Die Hotels werden am kommenden Wochenende permanent überwacht werden. Armee, Bundesamt für Polizei (Fedpol), Bundesamt für Cybersicherheit (BACS), Bundesamt für Zoll und Grenzsicherheit (BAZG) und der Nachrichtendienst des Bundes arbeiten bereits im Vorfeld des Anlasses auf Hochtouren. Bis zu 4000 Soldaten könnten zum Einsatz kommen, befehligt werden sie von Divisionär Daniel Keller, dem Kommandanten der Territorialdivision 2. Sie haben den Auftrag, kritische Infrastrukturen zu schützen. Russische Cyber- oder sonstige Angriffe lauern.

Ein Problem, das leicht hätte behoben werden können, wenn man Russland mit ins Boot geholt hätte. Stattdessen trifft man sich auf dem Bürgenstock lieber unter Nato-Freunden und igelt sich ein – und spricht von einer «Konferenz zum Frieden». Orwell lässt grüssen.



Selenskyj befehlt: mit Aussenminister Cassis (l.).

# Hart, aber herzlos

Grüne Selbstdemontage nach dem Attentat von Mannheim.



Es gibt Reaktionen, die mehr Aufschluss über die wahre Anteilnahme eines Menschen geben als jede Beileidsbekundung. Am Donnerstagabend geht plötzlich ein Video in den sozialen Medien viral, das einen Ausschnitt aus dem Berliner Landesparlament zeigt. Während eines Redebeitrags von Innenministerin Iris Spranger (SPD) zum in Mannheim getöteten Polizisten Rouven L. kommt es zu einem Zwischenruf.

Spranger sagt wörtlich: «Der schreckliche Tod von Mannheim zeigt uns natürlich, dass wir ...» Daraufhin hört man, wie eine Frauenstimme im Hintergrund ruft: «Mannheim ist tot?» Es folgt Gelächter von mehreren Abgeordneten. Spranger erwidert auf die Unterbrechung ihrer Rede mit: «Ich würde darüber nicht lachen.»

Wenig später ist klar, dass es sich bei der Zwischenruferin ausgerechnet um die Antidiskriminierungsbeauftragte der Berliner Grünen, Tuba Bozkurt, handelt. Bozkurt fiel bereits in der Vergangenheit durch ihre kritische Haltung gegenüber der deutschen Polizei auf, der sie auf Twitter unter anderem strukturellen Rassismus vorwarf.

Es ist nichts Neues, dass ausgerechnet jene, die sich sonst an jeder Stelle für vermeintlich marginalisierte Minderheiten einsetzen und als besonders empathisch verkaufen, unglaublich hart und herzlos reagieren, wenn es um gesellschaftliche Gruppen geht, für die sie nichts übrig haben. Was Menschen wie Tuba Bozkurt antreibt, ist ein zutiefst selektives Mitgefühl. Eine Ideologie, die grundsätzlich zwi-

schen «guten» und «schlechten Opfern» unterscheidet. Zwischen solchen, die man für die eigene politische Message instrumentalisieren kann, und solchen, die man lieber schnell unter den Teppich kehrt, weil sie der eigenen Vielfaltsmision abträglich sind. Und der «Bulle» ist nicht nur ein schlechtes Opfer, er ist auch, in bester RAF-Tradition, «ein Schwein».

Bozkurt hat sich nach der öffentlichen Empörung über ihren Zwischenruf zwar entschuldigt, aber es gibt Dinge, die sind nicht

*Es ist eine Ideologie, die zwischen «guten» und «schlechten» Opfern unterscheidet.*

zu entschuldigen. Nicht, weil man von Politikern Unfehlbarkeit erwartet, sondern weil man weiss, dass die Entschuldigung geheuchelt ist.

Einem Menschen, der angesichts des Attentats von Mannheim die Wut und Trauer gefühlt hat, dem geht in dem Moment einer solchen Rede sicherlich vieles durch den Kopf, aber kein solch dummer Spruch. Egal, ob sich jemand missverständlich ausdrückt oder nicht.

Was hier in Bild und Ton festgehalten wurde, war die ganze Verachtung eines politischen Milieus gegenüber jenen, die es in ihren Augen nicht wert sind, dass man sie betrauert. Es sind ausgerechnet jene, die am meisten vorgeben, sich für Gleichheit und Gerechtigkeit einzusetzen, die am wenigsten dafür übrig haben; deren Einsatz für Gleichheit und Gerechtigkeit nur denen gilt, die gleich mit ihnen im Denken sind.

Die Bürger haben diese Doppelmoral längst erkannt, da hilft auch keine nachträgliche Entschuldigung. Sie haben selbstgerechte Politiker wie Bozkurt satt. Was man Grünen wie der «Antidiskriminierungsbeauftragten» lassen muss, ist, dass sie keinen Hehl aus ihrer Verachtung für den deutschen Bürger machen. Als einzige Partei tun sie wenigstens nicht einmal so, als wollten sie etwas aus einer Tat wie in Mannheim lernen.

Kein Grüner verspricht plötzlich mehr und schnellere Abschiebungen. Keiner von ihnen fordert eine Kehrtwende in der Migrationspolitik. Stattdessen verkündet Aussenministerin Annalena Baerbock kurz nach dem Attentat von Mannheim bereits, dass man weitere 10 000 Menschen aus Afghanistan aufnehmen wolle. Eine solche völlige Abwesenheit jedweden politischen Fingerspitzengefühls kann man sich wirklich nur leisten, wenn man, wie die Grünen, den Grossteil der Medien hinter sich weiss und die eigene ideologische Verbohrtheit auf die eigene Wählerschaft keinerlei negativen Einfluss hat.

Ja, die Grünen mögen Deutschland und seine Bürger verachten. Und sie machen wie Bozkurt oder Baerbock keinen Hehl daraus. Nicht weniger schlimm sind Politiker wie Olaf Scholz und Nancy Faeser, die vordergründig für ein paar Tage so tun, als würde es sie tatsächlich interessieren, was da in Mannheim passiert ist, und als habe man wirklich vor, etwas an der Migrationspolitik zu ändern. Bis sich die Gemüter beruhigt haben und man so weitermacht wie bisher.

# «Europas Eliten unterwerfen ihre Bürger einer Dezivilisation»

Die Gesellschaft, wie wir sie kennen, ist in akuter Gefahr, sagt Frank Furedi. Der sich anbahnende Bruch sei weitreichender als jener der Französischen Revolution. Seine Hoffnungen legt der in Brüssel lehrende Soziologe auf die Jugend.

Urs Gehriger

Um die westliche Zivilisation ist ein Krieg entbrannt. Es ist ein Krieg, der nicht von aussen an uns herangetragen wird, sondern aus unserer Mitte entflammt. Die Rede ist von der «Dezivilisation». Besser bekannt als der sperrige Name sind Kampfbegriffe dieses Kulturkrieges wie «Fluidität», «woke» oder «Identität».

Treiber der Dezivilisation sind westliche Eliten, Interessengruppen, Lehrkräfte und NGOs, die grossen Widerhall in den Medien finden.



«EU-Wahlen waren wichtig»: Forscher Furedi.

Ihnen gemeinsam sei eine «verächtliche Haltung gegenüber der Geschichte der eigenen Zivilisation», erklärt der ungarisch-kanadische Soziologe Frank Furedi. Sie manifestiere sich in der «Aufforderung, mit angeblich überholten Gewohnheiten der Vergangenheit zu brechen».

Eine typische Erscheinungsform des tobenden Kulturkrieges sei das Verschwimmen von

etablierten Traditionen, von den Geschlechtern Mann und Frau, von Erwachsenen und Kindern, gar von Mensch und Tier.

Furedi sieht im Kampf gegen die Dezivilisation «die grösste Herausforderung unserer Zeit». Die Radikalität der Vorkämpfer dieses Krieges übersteige jene des «grossen Terrors» während der Französischen Revolution. Anders als Robespierre und seine Blutgenossen würden die Dezivilisatoren mit all unseren kulturellen Wurzeln brechen. Der Umgang mit Andersdenkenden nehme zunehmend tyrannische Züge an, stellt Furedi weiter fest. Die Bereitschaft zu einem sachlichen Diskurs nehme ab, Kritik werde als feindlicher Akt verstanden. Respekt und Höflichkeit würden verbleichen. Andersdenkenden würde mit Hass und Stigmatisierung begegnet, mit der Konsequenz, dass die Meinungsvielfalt abnehme, viele ihre Ansichten einer Selbstzensur unterwerfen oder Meinungen zu gewissen Themen tabuisiert würden.

**Weltwoche:** Mr Furedi, einen Schlüsselfaktor des entflammten Kulturkampfes sehen Sie in der Politisierung der Identität. Wie zeigt sich diese im Alltag?

**Frank Furedi:** In der Identitätspolitik vereinen sich die Ablehnung und der Hass auf die Werte, die Sitten und die Verhaltensweisen unserer westlichen Zivilisation. Diese Politik wird nach und nach in Gesetzen kodifiziert. Das führt zu einer sehr bizarren Situation, in der ab einem bestimmten Punkt – und der ist jetzt eingetreten – diese Vorkämpfer der Identitätspolitik mehr mit den Feinden des Westens gemeinsam haben als mit dem Westen selbst.

**Weltwoche:** Unter Identitätspolitik versteht man gemeinhin das Bemühen von staatlichen Behörden, Interessengruppen oder ethnischen und religiösen Gruppen, ihre Sicht der Welt einer Gemeinschaft aufzudrängen. Können Sie ein aktuelles Beispiel dafür nennen?

**Furedi:** Am 7. Oktober, als Hamas-Terroristen Israel überfallen und über tausend Menschen massakriert hatten, nahm ich an einem kleinen

Seminar teil, und ich bin spontan eine Wette eingegangen. Ich erklärte, dass Identitätsgruppen, von LGBTQ+ bis «Black Lives Matter», fast reflexiv eher die Hamas als Israel unterstützen würden. Denn was sie verbindet, ist eine sehr tief sitzende, fanatische Abneigung gegen die westliche Lebensweise. Ich sollte recht behalten. All diese «Queers für Palästina» stehen Schlange, um ihren Hass auf Israel zu richten und ein Love-in mit Palästina zu haben.

**Weltwoche:** Interessant ist, dass sich viele Identitätsgruppen selbst als Opfer ausgeben. Sie haben darauf hingewiesen, dass die Opferrolle einem Individuum eine moralische Autorität verleihe.

**Furedi:** Es handelt sich um ein Phänomen, das ich Therapiekultur nenne, wo eine emotionale Wende in der Gesellschaft stattfindet. Es findet eine Ausweitung der psychologischen

*«Die Protagonisten wollen die Verbindung zur Vergangenheit kappen.»*

Diagnosen statt, eine wachsende Zahl von psychologischen Erkrankungen wird erfunden. Dahinter steckt ein neues Konzept, was ein Mensch ist. Im Grunde steckt dahinter die Vorstellung, dass der Mensch nicht in der Lage ist, mit viel Schmerz und Schwierigkeiten umzugehen, dass der Mensch emotional zerbrechlich ist. Ich habe analysiert, wie sich die Opfertypen in Laufe der Zeit wandelten. Anfang der siebziger Jahre waren es hauptsächlich Menschen, die von Kriminellen zusammengeschlagen wurden oder deren Lebensweise durch Krieg zerstört wurde. Sie waren in der Regel Opfer von etwas, das sehr physisch war. Seit den späten siebziger, frühen achtziger Jahren hat die Viktimisierung viel mehr mit emotionalen, psychologischen Zuständen zu tun. Man ist traumatisiert durch das, was mit den Vorfahren im 19. Jahrhundert passiert ist. Die heutige Opferkultur ist also bereits in den 1970er Jahren entstanden. Sie hat sich über die Zeit zu einer Diskussion über «weisse Privilegien» herauskristallisiert.



«Heldentum der vorangegangenen Epoche»: Jacques Réattu «Triumph der Zivilisation», um 1795.

**Weltwoche:** Sich als Opfer zu identifizieren, hat einen praktischen Effekt: Als ein «weisser Privilegierter» kann man so die «Sünden» seiner Vorfahren abwaschen und sich auf die Seite der Opfer stellen.

**Furedi:** «Ich bin eine schwarze Person ehrenhalber» oder «Ich bin ein Verbündeter», das ist der Ausdruck, den man in Amerika benutzt. Ich bin ein Verbündeter von «Black Lives Matter», und als Opfer habe ich dort meinen rechtmässigen Platz. Das ist besonders stark in der LGBTQ-Bewegung sichtbar. Interessant ist, dass die einzigen Menschen, die in den Vereinigten Staaten nicht zum Pantheon der Opfer gehören können, die Juden sind. Weil sie hyperweisse Menschen sind und noch mehr weisse Privilegien geniessen als die meisten Weissen. Das ist das Narrativ, das vorgebracht wird, und deshalb war es für die amerikanischen linken Eliten so einfach, sich auf eine sehr unreflektierte Art und Weise in Richtung Antisemitismus zu bewegen.

**Weltwoche:** Eine zentrale Herausforderung für unsere westliche Zivilisation ist die Massmigration. Führende Kräfte in Europa scheinen mehr damit beschäftigt zu sein, die Werte der

Migranten zu schützen als die Werte unserer Kultur. Wie wirkt sich die Dezivilisation auf das Thema Migration aus?

**Furedi:** Sie hat einen sehr relevanten Einfluss. Ich habe mich nach dem 11. September mit diesem Thema befasst, als ich von einer Gruppe im Umfeld der Nato gebeten wurde, zu untersuchen, wie sich Menschen in Grossbritannien radikalisierten. Ein Grund, warum viele junge Muslime sich von der britischen Gesellschaft

*«Wir müssen die Jungen inspirieren, sonst stehen wir am Anfang eines dunklen Zeitalters.»*

ausgeschlossen fühlten, lag darin, dass die britische Gesellschaft nicht wirklich erklären konnte, was es bedeutete, Brite zu sein. Sie konnte keine positive Darstellung dessen liefern, was Grossbritannien ausmacht. Im Gegensatz dazu sind die muslimischen Gemeinschaften sehr überzeugt, dass ihre Lebensweise positiv ist. Wenn muslimische Migranten der festen Überzeugung sind, dass sie der Gesellschaft, in die

sie einwandern, moralisch überlegen sind, dann wird jede Art von Assimilation unmöglich.

**Weltwoche:** Das war der Befund vor zwanzig Jahren, wie sieht die Lage heute aus?

**Furedi:** Seither ist eine völlige Weigerung entstanden, die Werte der europäischen Gesellschaften zu verteidigen, eine regelrechte Unbeholfenheit. Das geht so weit, dass bei einer Gewalttat, bei der ein Muslim eine nicht-muslimische Person angreift oder vergewaltigt, in einer völlig ethnisch neutralen Weise berichtet wird. Behörden versuchen zu kaschieren, dass ein muslimischer Migrant jemanden getötet hat. Dieser Umstand wird erst später oder überhaupt nicht erwähnt, weil man Angst vor dem hat, was man Islamophobie nennt. Der Grund für die Verweigerung der Wahrheit liegt darin, dass es vielen unangenehm ist, sich mit dieser Frage zu befassen, und dass sie es lieber sähen, wenn wir uns dem Problem nicht stellen müssten.

**Weltwoche:** Das ist ein Akt der Unehrlichkeit.

**Furedi:** In vielerlei Hinsicht sind für mich nicht die Migranten das eigentliche Problem, das eigentliche Problem sind die Europäer selbst,

wie sie sich weigern, aufzustehen oder ernst zu nehmen, worum es in Europa geht, und sich weigern, das zu verteidigen, was an Europa und seinen Werten wichtig ist. Man betreibt eine Vogel-Strauss-Politik in der Hoffnung, dass sich die Dinge von selbst erledigen werden. Und nicht nur das: Wann immer es jemand wagt, das Problem anzusprechen, wird er sofort abgewürgt.

**Weltwoche:** Während der Westen von der Dezivilisation besessen ist, scheint der Trend in weiten Teilen der übrigen Welt in die andere Richtung zu gehen. In Russland oder China beobachten wir eine Auffrischung der eigenen Zivilisationen. In Russland beispielsweise hat eine



«Parasitäre Beziehung»: Selenskyj, Steinmeier.

offizielle Rehabilitierung Stalins stattgefunden. Profitieren China und Russland von der Dezivilisation im Westen?

**Furedi:** Sie versuchen, davon zu profitieren, weil sie erkennen, dass das, was im Westen passiert, etwas Groteskes hat. Ich glaube allerdings, dass ihre zivilisatorische Rhetorik sehr leer ist. Und nicht nur das: Trotz Putins Rhetorik einer russophilen Zivilisation sind die Russen nicht sehr gut darin, mit dem Problem des Islam umzugehen. Trotz all ihrem Gerede über ihre Zivilisation haben sie beispielsweise keinen Finger gerührt, um Armenien gegen Aserbaidschan zu verteidigen. Ich denke, dass ihr Versuch, davon zu profitieren, ein propagandistischer ist. Ich glaube nicht, dass das ihre Probleme in nennenswerter Weise lösen wird.

**Weltwoche:** Xi Jinping hat die grösste ideologische Kampagne lanciert, die China seit Mao erlebt hat – eine Mischung aus Kommunismus und Nationalismus.

**Furedi:** In China ist die Lage meiner Meinung nach ein bisschen anders als in Russland. Die Entwicklung ist sehr interessant, weil die Chinesen das Erbe der westlichen Zivilisation ernst nehmen als wir. In China studieren viel mehr Menschen die Griechen oder die Römer und die westlichen Klassiker als in Amerika. Sie sind sehr interessiert und wissensdurstig. Ich glaube, sie befinden sich an einem Scheideweg, an dem sie versuchen zu erkennen, ob sie von den positiven Elementen unserer westlichen Zivilisation profitieren können, die sie für ihr eigenes Projekt gebrauchen könnten. Ich glaube, sie erkennen die Gefahr, die nicht nur für die westliche, sondern auch für die eigene Zivilisation besteht. Trotz ihren Bemühungen und trotz ihrer relativen Wirtschaftskraft reicht ihre Soft Power nicht an die der Vereinigten Staaten heran. Die amerikanische Soft Power ist immer noch die dominierende Kraft, und diese vermittelt all diese schrecklichen entzivilisierten Werte. Schauen Sie sich Netflix an, sehen Sie sich die Filme in Hollywood an, sie sind von diesem antiwestlichen Temperament erfasst, diesem Wunsch, die Gesellschaft vom Erbe ihrer Vergangenheit zu lösen.

**Weltwoche:** Als Reaktion auf die russische Invasion in der Ukraine ist der Westen zusammengerückt, man unternimmt Anstrengungen, die «westlichen Werte» zu verteidigen. Sehen Sie diese Reaktion als einen Weckruf gegen die Entzivilisation?

**Furedi:** Ich denke, das geschieht auf einer anderen Ebene. Die Tatsache, dass die Ukrainer bereit sind, für ihr Land zu kämpfen, und starke patriotische Werte haben und dass es ein beeindruckendes Mass an Solidarität gibt, ist etwas, das die westliche politische Klasse sehr attraktiv findet. Ich glaube, dass sie insbesondere zu Selenskyj eine parasitäre Beziehung entwickelt hat, weil sie mit dessen Anstrengungen in Verbindung gebracht werden will. Sie will als Teil dieses grossen Abenteuers gesehen werden. Die parasitäre Art und Weise, in der sie das tut, ist sowohl für die Ukraine als auch für alle anderen wenig hilfreich. Statt sicherzustellen, dass unsere jungen Leute bereit sind, unsere Werte zu verteidigen und den Stolz auf unsere Kultur zu fördern, haben sie sich auf eine ziemlich billige Form der zweitklassigen Propaganda des Kalten Krieges eingelassen.

**Weltwoche:** Im Westen wird Putin von Politikern und Medien oft mit Hitler verglichen. Manchmal hat man den Eindruck, dass Feindbilder wie jene Codes instrumentalisiert werden, die von den Wokeismus-Protagonisten verwendet werden. Wer nicht in diesen Schablonen argumentiert, wird als Putin-Sympathisant oder Putin-Apologet bezeichnet. Sehen Sie hier Parallelen?

**Furedi:** Unsere Gesellschaft ist politisch sehr polarisiert, und es ist sehr schwierig, eine zivi-

lisierte Diskussion zu führen. Unglücklicherweise haben wir jetzt im Krieg eine Situation, in der man sofort als Marionette Putins bezeichnet wird, wenn man die Nato nicht enthusiastisch befürwortet. Ich habe ein Buch zur Unterstützung der Ukraine geschrieben, als der Krieg ausbrach. Ich war selbst dort, ich glaube an Souveränität und nationale Unabhängigkeit. Aber ich bin sicher, dass man mich jetzt als Putin-Marionette bezeichnen würde, weil ich Fragen über den Verlauf des Krieges stelle. Man muss fragen, was dort wirklich vor sich geht und wer vom Krieg profitiert. Man muss diskutieren, was mittel- oder langfristig geschehen wird. Doch solche Diskussionen werden unterbunden. Man wird angegriffen und

«Ich bin nach Brüssel gekommen, um meine Kraft in dem Kulturkrieg einzubringen.»

auf schändliche Art und Weise diffamiert. In diesem Sinne ist diese Art von polarisierender Rhetorik mit Feindbildern offensichtlich dasselbe wie das, worum es beim Wokeismus geht. Es gibt nicht nur eine Unfähigkeit, sondern eine Weigerung, sich auf eine Diskussion mit Menschen einzulassen, die nicht so denken, wie die vorherrschende Meinung es vorschreibt. Dieser Trend ist heute sehr stark und tief in unseren kulturellen Institutionen verankert, so dass die Toleranz, die eines der schönsten Ideale der Aufklärung ist, in grosser Gefahr ist.

**Weltwoche:** Die aktuelle Radikalisierung weckt Erinnerungen an 1793, an den Grande Terreur, als alle, die im Verdacht standen, Gegner der Französischen Revolution zu sein, verfolgt wurden. Allerdings haben sich dann die Kinder der Revolution selbst aufgefressen. Sehen Sie in Bezug auf die Dezivilisation eine ähnliche Entwicklung?

**Furedi:** Nun, zunächst einmal würde ich sagen, dass die Zeit von 1793 in vielerlei Hinsicht mild war, zumindest ideologisch, im Vergleich zu heute, weil das damalige Terrorregime zumindest anerkannte, dass die Französische Revolution sehr starke organische Verbindungen zur europäischen Vergangenheit hatte. Sie verwendeten römische Ausdrücke, sie griffen auf die Geschichte Europas zurück und gaben vor, die neueste Version eines Teils des Heldentums der vorangegangenen Epoche zu sein. Heute hingegen verfolgen die Protagonisten der Dezivilisation eine Politik des Jahres null. Sie kapfen die Verbindung zur Vergangenheit, lehnen diese gänzlich ab.

**Weltwoche:** Ist ein Ende dieses Trends abzusehen?

**Furedi:** Das wurde ich bereits vor Jahren immer wieder gefragt: «Wann wird diese dumme politische Korrektheit aufhören?» Ich sagte: «Sie wird nicht aufhören, warum sollte

sie aufhören?» Auch heute fragt man wieder: «Wann wird der Wokeismus aufhören?» Die Leute begreifen nicht, dass diese Dinge nicht aufhören. Im Gegenteil, sie haben eine innere Dynamik, und sie nehmen verschiedene Formen an und verbinden sich mit verschiedenen Themen. Die einzige Antwort, die man auf diese Frage geben kann, lautet: Es hängt von uns ab. Es hängt davon ab, ob die Verteidiger unserer Zivilisation die intellektuelle Kraft und die Fähigkeit haben, vor allem junge Leute zu inspirieren, aufzustehen und zu kämpfen. Sonst stehen wir am Anfang eines neuen dunklen Zeitalters.

**Weltwoche:** Bei den jüngsten EU-Wahlen wählten viele Jugendliche Parteien mit konservativem Gedankengut. Offenbar findet ein Umdenken statt.

**Furedi:** Der Trend kann gestoppt werden. Das Gute daran ist, dass Millionen von Menschen in Europa die Dezivilisation nicht besonders mögen. Sie leiten keine Institutionen. Das einzige Mittel, das sie im Moment haben, um dem Trend Einhalt zu gebieten, ist die Demokratie. Die EU-Wahlen waren wichtig, sie gaben den Menschen die Möglichkeit, zu sagen: «Genug ist genug». Millionen von Menschen wollen nicht, dass ihr Leben den Dezivilisierungsimpulsen ihrer Eliten unterworfen wird. Infolge-



dessen wird das EU-Establishment seinen Angriff auf das Erbe der europäischen Zivilisation verlangsamen müssen. Ein anderes Beispiel ist Australien, dort hat man per Referendum versucht, den Aborigines einzigartige Rechte zu verleihen, zur Überraschung der kulturellen Eliten legte sich die Bevölkerung quer. Oder schauen Sie sich das Brexit-Referendum in Grossbritannien an. All diese Dinge zeigen, dass die Menschen, wenn sie in der Lage sind, einen Einfluss auf die Politik zu haben, woke Werte ablehnen, die von oben gefördert werden.

**Weltwoche:** Sie fordern dazu auf, statt zu reagieren, konkrete Wege zu entwerfen, wie die Gesellschaft wieder eine Verbindung zur eigenen Zivilisation herstellen kann. Welches wären konkrete Schritte?

**Furedi:** Wir müssen über die Schaffung neuer Institutionen nachdenken. Wir müssen neue Schulen schaffen. Wir müssen neue Universitäten gründen. Wir müssen Plattformen für Intellektuelle bereitstellen, die auf der Seite der westlichen Zivilisation stehen, die ernsthafte und wichtige Arbeit leisten, um das öffentliche Leben zu beeinflussen. So wie wir es im Mathias-Corvinus-Kollegium versuchen. Ich habe den Job als geschäftsführender Direktor in Brüssel nicht angetreten, weil ich einen Job brauchte. Ich war mit dem Schreiben, Reden, Unterrichten und allem anderen ziemlich beschäftigt. Ich bin im Grunde hierhergekommen, um meine Kraft in dem Kulturkrieg einzubringen. Auf diese Weise können wir versuchen, eine Renaissance der westlichen Zivilisation zu schaffen.

**Frank Furedi, 77,** war Professor für Soziologie an der Universität Kent und ist Autor von 25 Büchern. Er leitet das Mathias-Corvinus-Kollegium in Brüssel, das vom ungarischen Parlament finanziell ausgestattet wurde, wo die Regierungspartei Fidez die Mehrheit hat.



Das rahmenlose Premium-Schiebefenster ermöglicht ein grenzenloses Raumerlebnis voller Licht, Luft und Atmosphäre.

Schweizer Perfektion seit 1886 | [swissfineLine.com](https://www.swissfineLine.com)

**swissFineLine**  
exclusive frameless windows & doors

# Schweizerisch-eritreische Freundschaft

Der Genfer Botschafter Eritreas war Erpresser, Antreiber eines gigantischen Asylmissbrauchs und Sprachrohr seines Diktators. Jetzt erhält Adem Osman in der Schweiz Asyl.

Christoph Mörgeli

Es gibt Geschichten, die sich kein Romanautor ausdenken könnte. Zum Beispiel jene von Adem Osman, Botschafter von Eritrea mit Sitz in Genf. Dass jetzt ausgerechnet dieses «Aushängeschild des eritreischen Regimes» in der Schweiz Asyl erhalten hat, beurteilt der *Blick* als «höchst peinlich» für das eritreische Regime. Auch die *NZZ am Sonntag* spricht von einer «höchstmöglichen Peinlichkeit» für das afrikanische Land. Wirklich peinlich ist diese Asylgewährung in Wahrheit vor allem für das Schweizer Asylwesen – speziell für das Staatssekretariat für Migration (SEM).

## Sprachrohr des Langzeitherrschers

Seit 2016 sass Osman als Leiter der Uno-Delegation und gleichzeitig als Botschafter von Eritrea auf seinem Posten. Der Jurist war zuvor neun Jahre «Rechtsberater» und «Leiter der Rechtsabteilung» des eritreischen Aussenministeriums. Insbesondere hat sich Osman laut eigenen Angaben auf Menschenrechtsfragen spezialisiert. Es handelt sich allerdings um einen eigenartigen Hüter der Menschenrechte. Im März 2023 wurde Eritrea im Uno-Menschenrechtsrat vorgehalten, die dortige Lage sei durch schwere Menschenrechtsverletzungen gekennzeichnet. Osman wies sämtliche Vorwürfe zurück: Eritrea setze sich für den «vollen Genuss aller Menschenrechte und Grundfreiheiten für alle seine Bürger» ein.

Nicht weniger als sechzehn Jahre lang hat Adem Osman dem Regime des Langzeitherrschers Isayas Afewerki und dessen «Befreiungsfront» als Sprachrohr gedient. Er selber meint selbstsicher: «Beim internationalen Genf war ich ein massgeblicher und führender Diplomat, der sich den Herausforderungen multilateraler Konferenzen stellte und mein Land nicht nur gegenüber den Uno-Büros in Genf, sondern auch gegenüber allen anderen internationalen Organisationen in der Schweiz vertrat.» In Wirklichkeit verantwortete Adem Osman mehr als sechs Jahre lang den skrupel-

losen, missbräuchlichen eritreischen Asylanatismus in der Schweiz.

Er vertrat gemäss den hiesigen Migrationsbehörden ein Unrechtsregime, zählten diese doch Ende 2023 30 400 anerkannte Flüchtlinge aus Eritrea. Etwa 85 Prozent von ihnen leben von der Sozialhilfe, von der sich der eritreische Staat allerdings wiederum seinen Anteil abzweigt: Es wird geschätzt, dass von den Geldsendungen die Empfänger in der Heimat bloss ein Drittel erhalten, weil sich die Herrschenden zwei Drittel davon selber zuschaufeln.

Während der ganzen Zeit von Botschafter Osmans Wirken in Genf wurde berichtet von paramilitärischen Schlägertrupps im Dienst von Staatschef Afewerki. Mit guten Gründen vermutete man, dass die Botschaft als Drehscheibe für das Sammeln sogenannter Spenden in der eritreischen Kolonie dient. Die Rede ist von 2 Prozent des Einkommens, die systematisch eingetrieben werden. Dabei soll die Botschaft als enges Netzwerk und Fadenkreuz der Exil-Eritreer wirken, sie ausspionieren und bestmöglich unter Kontrolle halten. Wer in der Genfer Botschaft um einen eritreischen Pass nachsuchte, wurde regelmässig zu Geldzahlungen erpresst. Botschafter Osman war auch Teil des Staatsprinzips, wonach Eritrea grundsätzlich keine abgewiesenen Asyl-

bewerber zurücknimmt – was sich die Schweizer Behörden seit Jahren bieten lassen und so den Rechtsstaat ad absurdum führen. Osman hat als einstiger glühender Anhänger des Regimes von Isayas Afewerki eine Migrationspolitik unterstützt, die seinem Heimatland kurzfristig nützen mag, die hiesigen Steuerzahler aber Milliarden kostet.

## Asyl für Diplomaten

Im Sommer 2022 war Botschafter Adem Osman gefeierter Teilnehmer an einem vermeintlichen Kulturfestival im Wallis, das sich als Propagandaveranstaltung für das eritreische Regime herausstellte. Auch dort wurden die

*Wer in der Genfer Botschaft um einen Pass nachsuchte, wurde zu Geldzahlungen erpresst.*

Gäste unter erheblichem Gruppendruck zu Spenden für den totalitären Herrscher Afewerki aufgerufen. Als im September letzten Jahres eritreische Asylanter verfeindeter politischer Lager in Opfikon zu Hunderten mit Knüppeln und Fäusten aufeinander losgingen, war Osman möglicherweise noch immer im Amt. Jedenfalls sagte er damals zur *NZZ am Sonntag*:

«Ich bin weiterhin auf der Botschaft tätig.»

Nun wird berichtet, Osman habe bereits im Frühling 2023 ein Asylgesuch gestellt, stehe unter Polizeischutz und sei als Flüchtling anerkannt worden. Osman soll in Ungnade gefallen sein, weil er «unsaubere Machenschaften» aufgedeckt habe. Wie wenn er nicht zuvor viele Jahre lang Teil dieser unsauberen Machenschaften gewesen wäre. Das Beispiel von Adem Osman eröffnet unerfreuliche Perspektiven. Möglicherweise darf künftig jeder ausländische Botschafter in der Schweiz auf Asyl hoffen, wenn er lieber hierbleiben möchte, statt ins weniger komfortable Heimatland zurückzukehren. Zumal, wenn es ihm gelungen ist, zuvor auf diese oder jene Art eine Stange Geld in Sicherheit zu bringen.



Teil des Staatsprinzips: Osman (hinten rechts) in Burgdorf, 2019.

# Staatsschiff auf Nebelfahrt

Jährlich fliessen 180 Milliarden Euro aus dem Staatshaushalt in die Sozialversicherung.



Mitte der sechziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts setzte in Deutschland ein säkularer Geburtenrückgang ein, der die Zahl dauerhaft unter das Bestandserhaltungsniveau absenkte. 1964 wurden in Deutschland noch 1,4 Millionen Kinder geboren. 2023 waren es weniger als 700 000, und davon entfiel die Hälfte auf Mütter mit Migrationshintergrund. Die Babyboomer nähern sich jetzt dem Rentenalter. Die Jahrgangskohorten der Nachrücker sind durchweg um 40 bis 50 Prozent kleiner. Die jährliche Lücke von rund 500 000 kann allenfalls teilweise durch ausreichend qualifizierte Zuwanderung ausgefüllt werden. So gerät in der gesetzlichen Rentenversicherung die Balance zwischen Beitragszahlern und Rentnern immer mehr aus dem Gleichgewicht. Der Beitragssatz von 18,5 Prozent in der gesetzlichen Rentenversicherung ist seit vielen Jahren nur deshalb haltbar, weil der Staat immer mehr aus der Staatskasse zubuttert. 2022 lebte die gesetzliche Rentenversicherung schon zu über 30 Prozent von Staatszuschüssen. Jährlich fliessen in Deutschland rund 180 Milliarden Euro aus dem Staatshaushalt in die Sozialversicherung, denn nicht nur die Rentenversicherung, sondern auch die Kranken- und die Pflegeversicherung sind finanziell notleidend und kommen ohne ständig wachsende Staatszuschüsse nicht mehr über die Runden.

Die jetzige Situation gleitet seit Jahrzehnten wie ein Eisberg auf Deutschland zu und löste viele Diskussionen und Reformanstrengungen aus. Die rot-grüne Bundesregierung unter Bundeskanzler Schröder baute schliesslich nach intensiven Debatten

2004 einen Nachhaltigkeitsfaktor in die Formel zur Berechnung der Rentenhöhe ein. Die Last der demografischen Verschiebungen sollte so zwischen Beitragszahlern und Rentnern ausgewogen verteilt werden. Schon unter Bundeskanzlerin Merkel wurde der Nachhaltigkeitsfaktor allerdings wiederholt ausgesetzt, und jetzt wurde er durch die jüngste Rentenreform der Bundesregierung ganz abgeschafft. Zunächst bis 2040 wird für den Standardrentner ein Rentenniveau von 48 Prozent garantiert. Die Menschen im Rentenalter stellen halt im überalterten Deutschland das grösste Wählerpotenzial, und sie haben die höchste Wahlbeteiligung.

Die Finanzierung bleibt offen. Nach Lage der Dinge kann sie nur durch weiter steigende Staatszuschüsse und/oder durch steigende Sozialbeiträge gesichert werden. So oder so ist die politische Botschaft der rot-grün-gelben Bundesregierung klar: Das immer kleiner werdende Potenzial der Erwerbstätigen soll zahlen, entweder durch mehr Steuern oder mehr Sozialbeiträge.

Dabei ist die direkte Abgabenbelastung heute schon in Deutschland im internationalen Vergleich sehr hoch. Die Folge: Viele Menschen überlegen sich genau, wie viel bezahlte Arbeit sich für sie noch lohnt. Die Zahl der Arbeitsstunden pro Erwerbstätigen ist auch aus diesem Grund in Deutschland um 30 Prozent niedriger als in der Schweiz oder in den USA. Die Schweizer Wirtschaft darf sich freuen: Auch künftig wird es viele qualifizierte Deutsche in die Schweiz ziehen, wo sie auf deut-

lich höhere Einkommen deutlich weniger Abgaben zahlen müssen als in Deutschland.

Aber die qualifizierten Arbeitskräfte aus aller Welt, die Deutschland so heiss ersehnt und wegen seiner demografischen Lücke so dringend braucht, werden mit Blick auf das Gehaltsnetto auf ihrem Lohnzettel dann doch lieber in die USA, nach Grossbritannien oder in die Schweiz gehen als nach Deutschland.

*Viele Menschen überlegen sich genau, wie viel bezahlte Arbeit sich für sie noch lohnt.*

Für Deutschland bleiben die internationalen Asylantenströme, die überwiegend von Transfereinkommen leben. Sie können sich dann zusammen mit den Rentnern um den deutschen Staatskuchen streiten, während die Infrastruktur weiter verkommt, der Bundeswehr die Ausrüstung fehlt und die deutschen Realeinkommen im internationalen Vergleich immer weiter zurückfallen.

Die SPD hofft offenbar, sich bei der Bundestagswahl 2025 mit Hilfe der dankbaren Rentner weiter an der Macht zu halten. So könnte ein Bundeskanzler Scholz weitere vier Jahre den deutschen Niedergang verwalten und das Asylparadies auch noch zur Rentnerfestung ausbauen. Es ist zu hoffen, dass ihm der Wähler einen Strich durch die Rechnung macht – vielleicht, weil dem deutschen Rentner das langfristige Wohl seiner Enkel doch wichtiger ist als unfinanzierbare Staatsgeschenke auf Kosten der Zukunft.

# Der Tag, an dem es Freiheit regnete

Auch die Schweiz war lange mit aufwühlenden Fragen der Identität konfrontiert. Am 23. Juni 1974 stimmten die Bürger des Berner Juras für eine Abspaltung. Fünfzig Jahre später wirkt der neue Kanton normal – zumindest beinahe.

Christophe Büchi

Delémont

In der jurassischen Kantonshauptstadt herrscht typisches Jura-Wetter. Verschwommenes Sonnenlicht schimmert durch einen weiss-bläulichen Himmel, an dem da und dort schwarze Gewitterwolken aufziehen. Es ist einer jener warmen Frühsommertage, an denen die Badestrände am Bieler- und Neuenburgersee überquellen, jedoch auf den Delsberger Restaurantterrassen bereits wieder Sonnenschirme zugeklappt und Windjacken ausgepackt werden: ein Tag, den man noch als schön bezeichnen könnte, wenn er nicht bereits die Prämissen des Schwülen, Drückenden und Wüsten in sich trüge.

Im Übrigen trägt Delémont (jurassisch «Dléléémont» ausgesprochen) an diesem Tag die Normalität einer schweizerischen Kleinstadt zur Schau. Wer nicht arbeitet, und das sind anscheinend erstaunlich viele, flaniert, führt Hunde spazieren, sitzt in einem Bistro, schwatzt oder shoppt. Nichts weist auf den ersten Blick darauf hin, dass sich vor fünfzig Jahren hier Dramatisches abgespielt hat – oder, sagen wir es abgeklärter, dass sich damals Dinge ereignet haben, die für schweizerische Verhältnisse als dramatisch bezeichnet werden können.

## Unruhe und Terror

Um sich in jene alten Zeiten zurückzusetzen, geht man vom Delsberger Bahnhofsviertel, das Ende des 19. Jahrhunderts entstanden ist, als der Bahnverkehr über die Jurastrecke boomte, am besten in die Altstadt. Man überquert eine gewölbte Steinbrücke aus der Zeit, als der Fürstbischof von Basel über die Juratäler herrschte, und steigt die Rue Pierre-Péquignat hinauf, die den Namen des Bauernführers perpetuiert, der in den «Landestroublen» 1726–1740 den Aufstand gegen den Landesherrn probte – und enthauptet wurde. Und schon kommt man zur Place de la Liberté und zum Stadthaus, wo heute gerade eine ausgelassene Gruppe von Teenagern unter Anleitung einer jungen Lehrerin rotweisse Jurafahnen schwenkt und sich offen-

bar für die kommenden Feiertage vorbereitet, in denen die Geburtsstunde des Kantons Jura gefeiert wird.

Von der geschwungenen Treppe dieses mit weissem Jurastein erbauten Gebäudes aus dem Spätbarock erscholl am Nachmittag des 23. Juni 1974 unter bleiern schwarzem Himmel und unter strömendem Regen, der selbst für jurassische Verhältnisse als stark bezeichnet werden konnte, ein Satz, den inzwischen fast jedes Schulkind hierzulande zu lernen angehalten wird. Der Satz war ziemlich pathetisch und wurde vom Vater der jurassischen Unabhängigkeitsbewegung, Roger Schaffter (oder einem der Väter, denn Siege haben meistens mehrere), vor Hunderten von fahnen-schwingenden und jubelnden Demonstranten zum Himmel gerufen: «Il pleut la liberté!»

Was war das denn mit der Freiheit, die an jenem Tag offenbar aus dem Himmel geregnet kam? Was war passiert? Ein seltenes klima-

## Der Sieg war knapp ausgefallen: 51,9 Prozent der abgegebenen Stimmzettel trugen ein «oui».

ritisches Phänomen? Ein kosmischer Unfall? Hatte ein Gott das Manna der Freiheit auf das jurassische Volk regnen lassen? Nicht doch. An jenem Tag hatte eine Mehrheit der bern-jurassischen Stimmbürger für die Gründung eines unabhängigen Kantons Jura gestimmt. Der Sieg war zwar knapp ausgefallen: 51,9 Prozent der abgegebenen Stimmzettel trugen ein *oui*. Aber Mehrheit ist Mehrheit.

Dieses Referendum war das Resultat eines langen Prozesses, der vor Jahrzehnten begonnen hatte, aber in den 1960er Jahren in eine neue dramatische Phase eingetreten war. Mit Roland Béguelin hatte ein Mann das Ruder im autonomistischen Rassemblement jurassien übernommen, der bereit war, auch mit rabiatischen und als unschweizerisch geltenden Methoden die Forderung nach einem unabhängigen Kanton Jura («von Boncourt bis La Neuveville») voranzutreiben.

Er setzte dabei auf die Jugendorganisation des Rassemblement, die sich «Groupe Bélier» nannte – was sich mit «Widder», aber auch mit «Sturmbock» übersetzen lässt. An der Landesausstellung (Expo) 1964 in Lausanne störte eine Gruppe von Béliers den Ehrentag des Kantons Bern. Ein anderes Mal mauerten die rabiatischen Sturmböcke in einer Blitzaktion das Berner Kantonsparlament zu. Wieder ein anderes Mal wurde Bundesrat Paul Chaudet, der als Vortsteher des Eidgenössischen Militärdepartements beim Soldatendenkmal in Les Rangiers eine Rede halten wollte, von den rabiatischen Sturmböcke Béliers am Auftritt gehindert – für die konsensverliebte Schweiz der sechziger Jahre ein ungehöriger Affront. Damit wollten die Béliers die Jurafrage auch zu einem nationalen Thema machen und der Eidgenossenschaft einheizen. Denn für sie bestand kein Zweifel daran, dass das eidgenössische Bern mit dem verhassten Kanton Bern unter einer Decke steckte.

Noch ungemütlicher wurde es, als eine Aktivistengruppe begann, Anschläge auf Bahnlinien und andere Infrastrukturanlagen zu verüben. Zum Glück kamen keine Menschen um, aber viel hätte nicht gefehlt. Die Untergrundgruppe, die sich in Anlehnung an die algerische Unabhängigkeitsbewegung provokativ als «Front de libération jurassienne» bezeichnete, wurde schliesslich enttarnt, wobei zwei der Jura-Terroristen in Frankreich respektive in Spanien abtauchten. Aber der Schreck, den sie verbreitete, trug doch dazu bei, dass bei der Berner Regierung die Überzeugung reifte, es sei besser, zumindest einen Teil des Juras aufzugeben.

Sie arbeitete einen Verfassungszusatz aus, der die Organisation eines dreistufigen Jura-Plebizits ermöglichte. Vorgesehen war, dass zuerst die Stimmbürger der sieben jurassischen Bezirke zur Gründung eines Kantons Jura Stellung beziehen sollten. In einer zweiten Runde durften die einzelnen Bezirke nochmals abstimmen. Und schliesslich konnten auch die grenznahen Gemeinden nochmals über ihre Kantonszugehörigkeit entscheiden. Im März 1970 nahmen die Berner



Ungehöriger Affront für die konsensverliebte Schweiz.

Stimmbürger den Verfassungszusatz an. Und so kam es am 23. Juni 1974 zum berühmten «Freiheitsregen».

### Es geht weiter

Allerdings bildete dieser 23. Juni noch längst nicht das Ende dieser veritablen *never ending story*. Im März 1975 stimmten die drei süd-jurassischen Bezirke (Moutier, Courtelary und La Neuveville) wie auch das Laufental für einen Verbleib beim Kanton Bern: Die Spaltung des Juras war endgültig. Und diesmal jubelten die berntreuen Antiseparatisten.

Kurz darauf entschied sich das Laufental für den Kanton Basel-Landschaft. Doch die Hoffnung, dass sich mit dieser Abstimmungskaskade das Juraproblem ein für alle Mal gelöst habe, erwies sich als Illusion. Zwar gaben

die Schweizer Stimmbürger im September 1978 mit grossem Mehr ihre Zustimmung zur Gründung des Kantons Jura, der am 1. Januar 1979 zustande kam. Doch sogleich machte das Rassemblement jurassien klar, dass die Gründung des «Rumpfkantons» nur eine Etappe auf dem Weg zur «Wiedervereinigung» des Juras sein könne.

Die Béliers radikalisierten sich noch mehr. Später wechselte die Zwerggemeinde Vellerat im Bezirk Moutier nach langem Hin und Her zum Kanton Jura. Dann wurde das Städtchen Moutier zu einem neuen Unruheherd. Es kam zu neuen Spannungen und neuen Abstimmungen, bei denen sich eine Mehrheit der Stimmbürger des Städtchens für einen Anschluss an den Kanton Jura aussprach. Dieser soll Anfang 2026 Realität werden.

Ist dann endgültig Schluss mit dem Jura-Problem? Wir werden es sehen. Wer die Region etwas kennt, hat seine Zweifel. Das Jura-Problem ist nämlich viel älter und geht eigentlich viel tiefer, als dies von der «Aussenschweiz» aus in der Regel wahrgenommen wird.

### Als der Fürstbischof herrschte

Um die Wurzeln des Problems besser zu verstehen, fahren wir von Delémont nach Porrentruy. Der Regionalzug durchquert in einem grossen Bogen das Delsberger Becken, wo sich die Birs Richtung Basel und Rhein schlängelt, und nähert sich dem Mont Terri, dem Schreckensberg, der Ende des 18. Jahrhunderts, als der Jura ein französisches Departement bildete, diesem seinen Namen gegeben hatte. Die Bahnlinie

*Noch ungemütlicher wurde es, als eine Aktivistengruppe begann, Anschläge zu verüben.*

streift den Abhang des Tals des mäandrierenden Doubs, eines Canyons, in dem man von weitem das mittelalterliche Städtchen Saint-Ursanne mit seiner 1803 aufgehobenen Abtei erkennt. Es geht in einen Tunnel – und beim Herauskommen befindet man sich in einer lieblichen und milden Landschaft, die sich gegen das Burgund hin öffnet. Man fühlt sich hier wirklich jenseits des Juras, *transjura*. Und in der Tat bildet die Ajoie, der Zipfel von Porrentruy, einen weit in französisches Gebiet hineinragenden schweizerischen Brückenkopf.

Das Städtchen Porrentruy (Pruntrut) selbst wirkt wie eine französische *sous-préfecture*, was es in der Franzosenzeit eine Zeitlang auch war. Die Strassen liegen im Schatten eines grossen Schlosses, das von der Reformationszeit bis zum Ende des Ancien Régime 1792 dem Fürstbischof von Basel, der von Basel nur noch den Titel trug, als Regierungsschloss diente. Dieses Schloss, wie auch die gegenüberliegende Jesuitenkirche, geben dem Ort ein resolut gegenreformatorisches Gepräge. Wir sind hier im geistigen Zentrum des katholischen Nordjuras, das gelegentlich als Athen des Juras bezeichnet wurde.

Beim Rundgang durch das Schloss geht einem vieles auf; und auch den Stolz der Jurassier auf ihre tausendjährige Geschichte versteht man besser. Begonnen hat diese Geschichte um das Jahr 1000. Damals wurde der Bischof von Basel mit reichem Besitz und Rechten im Jura beschenkt, sodass sein Reich auf beide Seiten der deutsch-romanischen Sprachgrenze zu liegen kam. Unter anderem die Propstei Moutier-Grandval, später auch Saint-Ursanne fielen unter die weltliche Oberherrschaft des Basler Bischofs. Dessen weltliche Herrschaft, die nur zum Teil mit der Diözese, also seinem kirchlichen Zuständigkeitsbereich, zusammenfiel, umfasste

am Ende des Mittelalters, neben seinem Besitz um Basel und im Elsass, auch einen Grossteil des jetzigen Kantons Jura und des Berner Juras inklusive der Stadt Biel. Als weltlicher Herrscher war der Basler Bischof auch Fürst des Deutschen Reichs und sass im Reichstag.

In der Reformationszeit, als die Stadt Basel immer mehr der Reform zuneigte, floh der Bischof aus der «häretischen» Stadt und liess sich in seinem Schloss in Porrentruy nieder. Dies entbehrte nicht der Ironie. Denn der Fürstbischof, der fast immer aus einer deutschsprachigen Adelsfamilie stammte (der bedeutendste unter ihnen, Jakob Christoph Blarer von Wartensee, wurde im sankt-gallischen Berneck geboren), herrschte jetzt über ein grösstenteils romanisches Gebiet. Zudem sass er in Porrentruy an einem Ort, der nicht zu seiner Diözese, sondern zum Erzbistum Besançon gehörte. Er besass also nicht einmal das Recht, an seinem Regierungsort die Sakramente zu spenden.

### Eine Art Trostpreis

Nach und nach begann das Fürstbistum Basel (*Évêché de Bâle*), wie sein Gebiet genannt wurde, zu bröckeln. Die südjurassischen Gebiete sowie die Stadt Biel standen immer mehr unter eidgenössischem und bernischem Einfluss. Dies bewirkte, dass der Südjura reformiert wurde und der Fürstbischof dort mehr und mehr nur noch formelle Herrschaftsrechte hatte. Die Spaltung des Juras in einen katholischen nördlichen Teil und einen reformierten südlichen Teil war jetzt eine Tatsache. Der Südjura wurde jetzt auch in die eidgenössische Neutralitätszone eingegliedert, während der Nordjura weiterhin als Teil des Deutschen Reichs galt. Dies führte etwa dazu, dass im Dreissigjährigen Krieg Porrentruy von schwedischen Truppen okkupiert wurde, während der neutrale Südjura vom Krieg verschont blieb.

Die Spaltung des Juras zog sich auch durch die folgende Zeit. Als die Franzosen 1792 dem

Deutschen Reich den Krieg erklärten und der Fürstbischof aus Porrentruy entflohen, besetzten die Revolutionstruppen den Nordjura, der kurz darauf Frankreich als Département du Mont-Terrible einverleibt wurde. Der Südjura dagegen kam erst 1797, nach dem Fall der Alten Eidgenossenschaft, zu Frankreich.

Am Ende der napoleonischen Zeit stellte sich die grosse Frage, was mit dem Jura geschehen sollte. Eine Wiedereinsetzung des Fürstbischofs wurde von den Siegermächten am Wiener Kongress 1815 abgelehnt: Sie wollten keine geistlichen Duodezfürstentümer mehr. Und so entstand die Idee, den verwaisten Jura der Republik Bern anzubieten, in der Erwartung, dass diese die Grenze gegenüber dem unruhigen Frankreich verteidigen würde. Zudem wollten die Siegermächte den Bernern, die den Verlust der Waadt und des Aargaus verschmerzen mussten, einen Trostpreis geben. Diese waren vom Angebot anfangs alles andere als begeistert. Das Bonmot ging um, für den Waadtländer Weinkeller und die Aargauer Getreidekammer habe man einen wüsten Holzschopf bekommen.

Doch die Integration des Juras in den Kanton Bern kam zustande, nachdem einige jurassische Notabeln mit einer Berner Delegation eine Vereinigungsakte ausgehandelt hatten. Die Folge dieses diplomatischen Kabinettsstücks war jedoch, dass der deutschsprachige und reformierte Kanton Bern im Nordjura eine welsche, seit Jahrzehnten französisch beeinflusste, unruhige katholische Minderheit bekam. Das konnte nicht gutgehen, und es ging nicht gut. Bereits in den 1830er Jahren regten sich im Jura separatistische Tendenzen, die im Kulturkampf 1871 abermals aufflammten. Der Erste Weltkrieg mit dem Graben zwischen deutscher und welscher Schweiz brachte wieder separatistische Umtriebe. Und nach dem Zweiten Weltkrieg gab es eine neue Welle. Ausgelöst wurde sie von der «Affäre Moeckli», benannt nach einem bernjurassischen Regierungsrat

thurgauischer Abstammung, dem das Baudepartement verweigert worden war mit der Begründung, dieses sollte nicht einem Romand anvertraut werden. Man kennt die Folgen: Aufregung ohne Ende, bis heute.

### Tränengas der bernischen Grenadiere

Und so sitze ich am dritten Tag meiner Jura-Reise auf der Terrasse des «Hôtel de la Gare» im noch bernischen Moutier, das aber bald jurassisch sein wird, und mache mir meine Gedanken. Das Hotel mit Restaurant war jahrzehntelang ein jurapolitischer Hotspot, weil das Mouvement jurassien daselbst sein Hauptquartier hatte. Hier sass man zusammen und heckte die nächste Aktion aus, um den Berner Bär vor sich herzutreiben. Und hierhin flüchteten die Jura-Getriebenen bei ausartenden Demonstrationen vor dem Tränengas der bernischen Polizeigrenadiere.

Inzwischen lässt sich von dieser grossen Vergangenheit auch am Bahnhofplatz von Moutier, der inzwischen in Place Roland-Béguelin

### *Die Spaltung des Juras in einen katholischen und einen reformierten Teil war jetzt eine Tatsache.*

umbenannt wurde, nicht mehr viel spüren. Das famose «Hôtel de la Gare» übernahm ein kurdischer Pächter, der von den jurassischen Umtrieben nicht umgetrieben wird. Immerhin kann man hier noch eine Pizza Belprahon kosten, benannt nach einer jurapolitisch umkämpften kleinen Nachbargemeinde, die sich aber bei einem Gemeindeplebiszit knapp für einen Verbleib beim Kanton Bern ausgesprochen hat.

Und so sitze ich bei meiner Pizza Belprahon und überlege mir, was die jahrzehntelangen Auseinandersetzungen um die Jurafrage gebracht haben. Keine Frage: Die Schweiz hat ihr einziges namhaftes Minderheitenproblem einigermaßen anständig gelöst. Ob die Lösung hält, wird die Zukunft zeigen. Die meisten jurassischen Autonomisten, nämlich jene im Norden, haben jetzt ihren eigenen Kanton, der neuerdings sogar über eine Vertreterin in der Landesregierung verfügt. Dies stellt keine schlechte Integrationsleistung dar.

Eine andere Frage ist, ob die Hoffnung der Autonomisten, dass der Kanton Jura nicht nur ein neues, sondern auch ein neuartiges und vorbildliches Staatswesen werden würde, in Erfüllung gegangen ist. Man hat seine Zweifel. Der Kanton Jura funktioniert, aber nicht sehr anders als die anderen. Die Freiheit, die es am 23. Juni 1974 aus dem Himmel regnete, bleibt auch hier erst ein Versprechen. Dennoch sind viele Jurassier stolz auf ihren Kanton, in dem es – bitte sehr! – keine Verkehrsampeln gebe. Das ist immerhin etwas.



*Welsche Sturmbocke*: Béliers giessen Asphalt über Tramschienen, Bern 1972.

# Schein statt Sein

Der Erdrutschsieg eines Linksbündnisses in Mexiko löste bei Investoren Panik aus. Der Grund liegt weniger bei der neuen Präsidentin, sondern beim Parlament.

Alex Baur

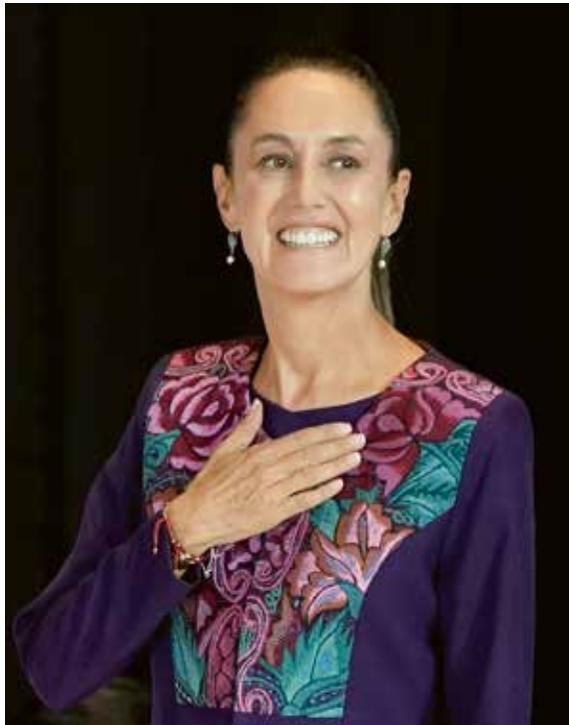
Lima

Sie wirkt kühl und asketisch, spricht überlegt und zurückhaltend, scheut die grossen Gesten – Claudia Sheinbaum, 61, Physikerin, verkörpert so ziemlich in allem das Gegenteil ihres Vorgängers, des Linkspopulisten Andrés Manuel López Obrador (kurz Amlo). Doch in Mexiko sind die Dinge selten, wie sie scheinen. Tatsache ist, dass die Tochter jüdischer Emigranten aus Osteuropa mit aschkenasischen wie sephardischen Wurzeln die Wunschkandidatin des allmächtigen Amlo war. Und anders als ihr in ideologischen Belangen launenhafter Vorgänger gilt sie als stramm progressive Linke.

Sheinbaums überwältigender Sieg (gegen 60 Prozent Stimmenanteil) lässt keinen Raum für Zweifel. Zum Teil lag es an ihrer schwachen Gegnerin Xóchitl Gálvez. Die in sich zerstrittene Opposition wollte oder konnte keine echte Alternative anbieten. Als Bürgermeisterin von Mexico City hatte Sheinbaum einen guten Job gemacht, den öffentlichen Verkehr (Radwege inklusive) merklich ausgebaut. Vor allem wurde sie bislang mit keinem Korruptionsskandal in Verbindung gebracht, was in dieser Weltgegend schon eine beachtliche Leistung ist.

## Umarmungen statt Kugeln

Zugute kam Claudia Sheinbaum auch, dass die mexikanische Wirtschaft seit zwei Jahren brummt. Bei aller klassenkämpferischen Rhetorik: Mexikos fünf reichste Familien haben unter dem linken Regime ihr Vermögen vermehrt wie nie zuvor (um satte 79 Milliarden Dollar gemäss Bloomberg). Das dürfte allerdings kaum das Verdienst von Amlo sein. Die mexikanische Industrie hat von den Spannungen zwischen den USA und China gewaltig profitiert. Sanktionen gegen Russland, Kuba, Venezuela oder den Iran waren derweil für Mexiko nie ein Thema. Im Gegenteil. Potentaten wie Nicolás Maduro, Miguel Díaz-Canel oder Evo Morales empfing Amlo stets mit offenen Armen. Um den korrupten Putschisten



Angst vor einem Verfassungscoup: Siegerin Sheinbaum.

Pedro Castillo und den rechtskräftig verurteilten Gangster Jorge Glas zu schützen, nahm er diplomatische Krisen mit Peru und Ecuador in Kauf.

Eine direkte Verbindung zu den Drogenkartellen konnte man Amlo zwar nie nachweisen. Tatsache ist, dass er die Mörderbanden unter dem Motto «Abrazos, no balazos» (Umarmungen statt Kugeln) recht ungeniert gewähren liess. Ein unerklärlicher Anstieg sogenannter *remesas* (Überweisungen von Emi-

## Die mexikanische Industrie hat von den Spannungen zwischen den USA und China gewaltig profitiert.

granten aus den USA in ihre Heimat) deutet auf einen blühenden Drogenhandel hin. Doch die Friedens-Schalmeien dämmten das Blutvergiessen nicht ein. Mit über fünfzig Mordanschlägen auf Kandidaten bei den aktuellen

allgemeinen Wahlen wurde ein neuer Rekord erreicht.

Alles andere als nachhaltig war auch die Energiepolitik von Amlo, der auf den Klimawandel pfeift. Tatsächlich hat Mexiko mit einer Armutsquote von über 40 Prozent andere Sorgen. Doch statt die Schatullen des Staates mit Petrodollars zu äufnen, generiert der durch und durch korrupte staatliche Erdölriese Pemex Milliardenverluste. Eine Privatisierung ist tabu. Und sie ist auch nicht von Claudia Sheinbaum zu erwarten, die von Alternativenergien schwärmt und auf diesem Gebiet doktoriert hat.

## Amlos «Plan C»

Der Linksrutsch liess den mexikanischen Peso und die Börsenkurse vorübergehend in den Keller sausen. Mit dem Versprechen, die Unabhängigkeit der Zentralbank und die Budgetdisziplin um jeden Preis zu wahren, gelang es Sheinbaum zwar im Verlauf der letzten Woche, die Märkte etwas zu besänftigen. Sie ist mit dem erfahrenen Banker Jesús María Tarriba verheiratet, einem

Risikomanager beim Banco de México, was den einen oder andern beruhigen mag. Zumindest beim neuen «First Man» dürfte das finanztechnische Know-how vorhanden sein.

Doch es ist nicht so sehr die neue Präsidentin, welche die Wirtschaft erzittern lässt, sondern eine voraussichtliche absolute Mehrheit des Linksbündnisses sowohl im Repräsentantenhaus wie im Senat. Mit über 75 Prozent der Stimmen in beiden Kammern kann diese Koalition die Verfassung ändern. Und das ist es, was Amlo mit seinem sogenannten Plan C androht: von Verstaatlichungen über Renten für alle und einer Verpolitisierung der Justiz bis zu einem Fracking- und Tagbauverbot – das volle rot-grüne Programm. Eine Eigenheit des mexikanischen Systems will es, dass das neue Parlament im September einen Monat vor der neuen Regierung antritt. Amlo, so die Befürchtungen, könnte dieses Zeitfenster für einen Verfassungscoup nutzen. Zuzutrauen wäre es ihm.

## Zu viel Ehrgeiz

Nr. 23 – «Wunschwolken am Bürgenstock»  
Pascal Lottaz über die Ukraine-Konferenz

Die Schweiz ist bekannt für ihre guten Dienste. Um Konfliktparteien an einen Tisch zu bringen, braucht es eine unbedingte neutrale Position. Schlichtungen verlangen Geschick und absolute Diskretion. Solche Verhandlungen sind delikate und müssen deshalb ohne mediale Aufmachung stattfinden. Mit dem äusserst aufwendigen Bürgenstock-Treffen mit grosser Medienpräsenz zerstört der Bundesrat die über Jahrzehnte aufgebaute Friedensarbeit und verhöhnt den Namen «Friedenskonferenz» und die Neutralität. Friedensvermittlung darf nie eine Sache des persönlichen Ehrgeizes sein, sondern muss ein uneigennütziger Dienst der Schweiz bleiben wie das Rote Kreuz.

Marianne Bürkli, Bronschhofen

## Teil des Problems

Nr. 22 – «Mit grosser Freude skandierten sie  
«Burn the United Nations»»  
Interview mit Philippe Lazzarini von Rafael Lutz

Mit Wut im Bauch habe ich mich durch das Interview mit UNRWA-Chef Lazzarini gekämpft, der mit seiner Doppelzüngigkeit und gespielten Ahnungslosigkeit im jahrzehntelangen Konflikt zwischen Israel und den Palästinensern Täter und Opfer munter umkehrt. Folgendes Zitat von ihm zeigt die ganze Misere rund um diese Uno-Organisation auf: «Die Position der UNRWA ist klar: Wir fordern Untersuchungen. Das Ganze muss Konsequenzen haben. Angriffe auf die Zivilbevölkerung dürfen nicht zu einer neuen Norm im Krieg werden.» Wer nun glaubt, Lazzarini spreche hier vom Überfall der

Hamas auf israelische Zivilisten vom 7. Oktober 2023, liegt falsch. Seine Frontalkritik gilt der militärischen Selbstverteidigung Israels im Anschluss an jenen barbarischen Akt, der von der Hamas-Propaganda bis auf den heutigen Tag gnadenlos ausgeschlachtet wird. Kein Wort über die Fakten, dass die palästinensische Bevölkerung von der Terrormiliz Hamas immer wieder als Schutzschild missbraucht wird, die IDF im dichtbevölkerten Gazastreifen äusserst vorsichtig vorgehen und sich immer noch über hundert israelische Geiseln in Gefangenschaft befinden. Ich denke, was Bundesrat Ignazio Cassis schon einmal vor dem Gazakrieg sinngemäss gesagt hat: Die UNRWA ist Teil des Problems und nicht die Lösung. *Peter Joos, Sachseln*

Lazzarini hält sich lieber an Verschwörungstheorien, statt Missstände bei der UNRWA zugeben. Diese sind so gravierend, dass jeder vernünftige Schweizer sofort den Geldhahn zudrehen würde. Oder wollen wir die Indoktrination Hunderttausender palästinensischer Schüler gegen Israel weiter finanzieren? In deren Schulbüchern gibt es kein Israel, dafür Antisemitismus und Verherrlichung von Gewalt. Im Colonna-Bericht der Uno fehlen die der Kommission bekannten Verbindungen von UNRWA-Leuten mit der Hamas. Vor allem ignorierte sie den überaus kritischen Bericht der von ihr konsultierten, auf Schulbuchinhalte spezialisierten Organisation Impact-se. Darin werden die Vorwürfe bezüglich der hetzerischen Inhalte dokumentiert. Doch Lazzarini spielt alles herunter und zitiert eine überholte, weil inzwischen korrigierte Studie des Georg-Eckert-Instituts. Dabei hatte er im September 2021 in einer Anhörung vor dem Ausschuss für auswärtige Angelegenheiten des Europäischen Parlaments (AFET) be-

stätigt, dass Antisemitismus, Intoleranz und Verherrlichung des Terrorismus in den von der UNRWA verwendeten Schulbüchern der palästinensischen Autonomiebehörde zu finden sind. Doch nichts wurde seither geändert.

*Hanspeter Büchi, Stäfa*

## Wahre Wikinger

Nr. 22 – «Die weichen Wikinger von heute»  
Kolumne von Tamara Wernli

Da Norwegen meine zweite Heimat ist, kann ich Tamara Wernli versichern: Von den einst heldenhaften Wikingern existiert heute nichts mehr. Die Norweger sind ein zur Faulheit neigendes Volk geworden, bei welchem vom Gesundheitswesen bis zur Eisenbahn wenig funktioniert. Auch dass die fantastische Natur durch Tausende von Windrädern verschandelt wird, ist dem Norweger gleichgültig. Hauptsache, seine Sozialleistungen werden pünktlich überwiesen. Nicht umdenken muss der Norweger bei der Galanterie: Der Frau in den Mantel helfen und die Autotüre öffnen waren ihm zu keiner Zeit ein Thema. *Jürg Streuli, Wetzikon*

## Korrigenda

Nr. 23 – «Bei den Leuten» – André Häffiger über die Veranstaltung «Die 100 besten Hotels der Schweiz»

Zwei Angaben in diesem Text waren fehlerhaft: Zum besten Schweizer Ferienhotel wurde nicht das «Castello del Sole» ausgezeichnet, sondern das «Eden Roc» in Ascona. Der Lifetime Award ging nicht an Marco Torriani, sondern an Peter C. Borer, COO Peninsula Hotels Hongkong. Wir bitten um Entschuldigung. *Die Redaktion*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Ben Vautier (1935 – 2024)  
William Anders (1933 – 2024)



*Liebenswürdiger Wortspieler: Künstler Vautier.*

**B**en Vautier ist tot, seine Sprüche leben weiter. Galerien, Museen, Kunstkritiker zitieren sie in den Nachrufen: «L'art est inutile», «Tout est art», «Comment savoir si c'est de l'art ou pas» und so weiter. Ben hat sich am 5. Juni frühmorgens erschossen, wenige Stunden nachdem seine Frau Annie an einem Schlaganfall überraschend gestorben ist. «Er wollte und konnte nicht mehr ohne sie leben», erklärte seine Tochter, die Galeristin Eva Cunégonde. Wer Annie gekannt hat, versteht den Mann.

Der 88-jährige Künstler war weder krank noch senil, er arbeitete jeden Tag. Berühmt wurde er durch seine Spruchbilder. Mit weisser Handschrift auf schwarzem Grund pinselte er Sätze, die zum Schmunzeln anregten. Oder einen Skandal auslösten wie an der Weltausstellung in Sevilla 1992, wo er im Schweizer Pavillon «La Suisse n'existe pas» schrieb. Die Schweiz fragte sich ernsthaft, ob sie sich beleidigt fühlen sollte. Der lebenswürdige Wortspieler nahm alles aufs Korn, humorvoll. Gott, die Kunstszene, Schnecken, Abfallkübel, das Internet oder Schweizer Eigenheiten: Das Bild «Pünktlich» ist berühmt.

Befreundet mit Yves Klein und Arman, war er in den sechziger Jahren das Epizentrum der Künstlergruppe Fluxus, seine Sätze schmückten Schulhefte, Etais, Socken, T-Shirts. 1961 schuf er eine Plastikschachtel mit der Aufschrift: «Fluxbox containing God, certified by Ben Vautier». Er sah sich als Post-Dadaisten, ging wei-

ter als Duchamp, der Pissiors zu Kunstwerken ernannte, und sagte: «Kunst ist überall», signierte alles, was man ihm hinhielt, selbst seine Tochter. Bens Newsletter enthielten Kommentare zur Kunstwelt, der letzte erschien einen Tag vor seinem Tod. Sein Haus oberhalb von Nizza gleicht der Höhle von Ali Baba, vollgestopft mit Werken, Skulpturen und Fundstücken.

Ben kam am 18. Juli 1935 in Neapel als Sohn einer irischen Mutter und eines Sprosses der Waadtländer Kunstmalerdynastie Vautier zur Welt, sein Urgrossvater Marc Louis Benjamin Vautier war ein Zeitgenosse von Albert Anker und malte wie dieser. Als junger Mann unterhielt Ben in Nizza eine Galerie, dann einen Plattenladen und schliesslich eine Art künstlerisches Kafarnaum namens «Ben zweifelt an allem». Das Pariser Museum Centre Pompidou widmete ihm 1977 eine Gruppenausstellung mit seinen Freunden aus Nizza. Zuvor hatte ihn Kurator Harald Szeemann an die Documenta in Kassel (1972) eingeladen. 2010 gab's in Lyon eine Retrospektive.

In der Schweiz hat ihn einzig das Tinguely-Museum Basel gezeigt. In Lausanne konnten sich die Museen nie entscheiden, Ben auszustellen, obschon er immer eine enge Beziehung zur Waadt unterhielt. Der Lausanner Verleger Pierre-Marcel Favre hat mit ihm sechs Bücher produziert, eine ausführliche Biografie soll demnächst bei Favre erscheinen.

*Peter Rothenbühler*

**S**o gut wie niemand kannte seinen Namen, aber so gut wie jeder hat wohl das Foto gesehen, das er instinktiv schoss: «Earthrise», den Moment, in dem die blaue Erdkugel über dem Horizont des Mondes im nachtschwarzen All aufgeht. «Ich habe einfach klick-klick-klick-klick-klick gemacht», erinnerte sich William Anders später, einer der drei Astronauten der Apollo-8-Mission, die 1968 den Mond umrundete. Eigentlich sollte die Crew nur Aufnahmen von der Rückseite des Mondes machen, die sie als erste Menschen zu sehen bekamen. Doch als die Kapsel nach der zweiten Umrundung wieder Sicht auf die Erde hatte, bot sich ihnen der ikonische Anblick. «Oh Gott! Seht euch dieses Bild da an», rief Frank Borman aus. «Hier geht die Erde auf. Mann, ist das schön!»

Ohne zu zögern, schraubte Anders sein längstes Zeiss-Objektiv auf seine Hasselblad-Kamera und knipste los. Er selber fand das von der Nasa unter der schlichten Nummer ASo8-14-2383 veröffentlichte Bild nicht gelungen. Es war ihm zu unscharf. Doch auch Anders erkannte, wie seine Aufnahme den Blick der Menschheit auf ihren kleinen, verletzlichen Planeten dauerhaft veränderte. «Hier sind wir, auf einem unbedeutenden Planeten», sagte er später, «der um einen nicht besonders bedeutenden Stern herumfliegt, in einer Galaxie von Millionen Sternen, die nicht bedeutend ist, wo es doch Millionen und Abermillionen von Galaxien gibt im Universum – sind wir also wirklich so bedeutend? Ich glaube kaum.»

Anders blieb noch ein Jahr bei der Nasa, flog aber nicht mehr ins All. Nach seinem Abschied beriet er die US-Regierung in Atomenergiefragen und diente als Botschafter in Norwegen. Er kam ums Leben, als er mit seinem Kleinflugzeug bei einem Alleinflug aus bislang ungeklärten Umständen ins Meer stürzte. *Wolfgang Koydl*



*«Sind wir bedeutend?»: Astronaut Anders.*

# Geldgier in der Gesundheitspolitik

Wer die Einheitskrankenkasse erobern kann, zieht das grosse Los.



Die Initiative der Linken zur Begrenzung der Krankenkassenprämien ist vom Volk klar abgelehnt worden, aber das heisst nicht, dass die Verteilungskämpfe nachlassen werden.

Die politische Tätigkeit der Sozialdemokraten konzentriert sich seit langem darauf, so viele Geldvorkommen wie möglich aufzuspüren und dann darauf zuzugreifen, um sich einen Teil davon anzueignen. Etwas salopp gesagt: Ihr Kompass ist die Geldgier.

Der Versuch zur Aneignung erfolgt nicht illegal, sondern unter Einsatz der politischen Instrumente. Ziel der Prämienentlastungs-Initiative war, die Umverteilung von Steuergeldern aus der Staatskasse an die Prämienzahler massiv auszuweiten. Und so den Gesundheitssektor zusätzlich zu subventionieren.

Jetzt, da diese Änderung der Spielregeln nicht gelungen ist, steht der nächste Versuch an. Das SP-Führungsduo Matteo Meyer und Cédric Wermuth bringt wieder das Thema Einheitskasse ins Spiel.

Nach dem Muster: Wenn man schon die sozialpolitischen Spielregeln nicht ändern kann, dann muss man versuchen, direkt die Institutionen zu kapern, die das Geld verteilen.

Heute sind noch gut vierzig Krankenkassen am Markt, die mit eingeschränktem Spielraum um die Versicherungskundschaft konkurrieren. Das Wort «Markt» ist etwas übertrieben, weil der Staat den Kassen so viele Vorschriften zu Prämiengestaltung, Finanzreserven, Rabatten, Risiken, Aufnahmepflichten oder Vertragslaufzeiten macht, dass sich schliesslich alle ähnlich verhalten.

Wäre der Wettbewerb unter den Kassen intensiver, mit mehr Vielfalt bei Franchisen, Versicherungsumfängen, Risikoübernahme, oder auch strenger in der Qualitätskontrolle, dann dürfte man einen sorgfältigeren Umgang mit den jährlich eingesetzten neunzig Milliarden Franken erwarten. Das wäre eine Verbesserung des Gesundheitssystems.

Die SP hingegen will diesen Restwettbewerb und die Restvielfalt abwürgen und durch die Einheitskasse ersetzen. Politisiertes Kollektiv statt Markt. Im Versteckten sind der Linken schon viele Schritte in diese Richtung gelungen: Die angeschlagene Krankenkassensituation ist nämlich das Resultat jahrzehntelanger Herrschaft der SP über das Innendepartement und damit über das Bundesamt für Gesundheit seit 1996: Ruth Dreifuss, Alain Berset, Elisabeth Baume-Schneider, zwischendurch der ebenfalls interventionalistische Pascal Couchepin von der FDP.

Es läuft gemäss der Strategie: das Geschäft der Krankenversicherer immer wieder stören, um sie als untauglich darzustellen und den Weg zur Einheitskasse freizumachen. Wenn es pro Region oder landesweit nur noch eine Krankenkasse gäbe, würden die Krankheitskosten zum Monopolgeschäft. Vergleichsmöglichkeiten verschwinden, und der Kampf um die Kontrolle des Kolosses im Zentrum würde gnadenlos.

Denn die ganz grossen Gewinne werden in diesem Fall jene Interessengruppen machen, die sich in der Führung der Einheitskasse durchsetzen und über die Verwendung von fünfzig Milliarden Jahresumsatz oder so bestimmen können: die Zentralplaner im bürokratisch-politischen Komplex.

Und nach allen Erfahrungen werden es nicht die Patienten und nicht die Prämien- und Steuerzahler sein, die da ihre Interessen durchsetzen können.

## Investieren in der Ukraine

Der Bundesrat will die Ukraine in der Digitalisierung weiterhin unterstützen. Die Direktion für Entwicklungszusammenarbeit (Deza) stellt von 2024 bis 2028 58,7 Millionen Franken zur Verfügung, bestritten aus dem ordentlichen Budget der Internationalen Zusammenarbeit (IZA). Finanziert würden besonders Projekte in den direkt vom Krieg betroffenen Gebieten.

Im Blick hat man demokratische Reformen mittels Digitalisierung und Steigerung der Transparenz von staatlichen Dienstleistungen. Das vermindere die Korruptionsanfälligkeit der ukrainischen Verwaltung, und mit «E-Democracy» würde die Teilhabe der Bevölkerung an politischen Prozessen ermöglicht und demokratische Reformprozesse würden gestärkt.

Das macht den Eindruck einer fatalen Investitionsrechnung. Es geht Geld in Bereiche, in denen mit der Zerstörung von Strukturen zu rechnen ist, bevor der Wiederaufbau einsetzt.

Zudem dürfte die Schweizer Hilfe tief in die Beziehung von Bürger und Staat hineinreichen. Wohl nicht bei Verwaltungs-Apps, aber bei Projekten zur E-Demokratie, zum Austausch zwischen Bürger und Staat, zu Informationsflüssen sowie Bildungsprogrammen, und dies in einem Krieg – das betrifft doch den Kern eines ausländischen Staatswesens und ist nicht Schweizer Sache.

---

# GESCHICHTE

# Hooliganismus

---



«Die Welt ist schwarz und weiss, aber ich bin Mr. Grau»: Hooligan-Pionier Cass Pennant.

Die lächerlich kurz wirkenden 500 Meter von der Metrostation Upton Park bis zum Stadion Boleyn Ground waren der berühmteste Marsch im englischen Fussball, ehrfürchtig «the longest walk» genannt, «der längste Marsch». «Sobald die Auswärtsfans die Station verlassen hatten: Hindernisse, Hindernisse, Hindernisse», sagt Cass Pennant. Der Mann, heute 66, war einer der Anführer der prägendsten Gang der Hooligan-Geschichte. Wir sitzen im «Queens Pub», im Osten Londons, und Pennant erzählt uns sein Leben zwischen Gewalt, Gefängnis, Margaret Thatcher, Arbeiterklasse, Subkultur und Hollywood.

*Daniel Ryser und Caspar Martig*

# «Sie mussten um ihr Leben kämpfen»

Cass Pennant zählt zu den Gründervätern des Hooliganismus. Als schwarzer Sozialist prügelte er sich durch die rassistisch verseuchten Stadien Englands. Premierministerin Margaret Thatcher wollte ihn zehn Jahre im Gefängnis sehen. Er lieferte den Stoff für einen Hollywood-Film, beriet Oscar-Preisträger Gary Oldman. Heute ist Cass Pennant eine Art Soziologe der Fussballgewalt.

Daniel Ryser und Caspar Martig (Bilder)

*You're going home in a fucking ambulance.*  
The Specials, «Concret Jungle»

In diesen Tagen im Juni 2024 erscheint auf Sky der Dokumentarfilm «Underdog» über einen Mann namens Andy Swallow, Gründer der Londoner Hooligan-Gang Inter City Firm (ICF), der später dann, in den Achtzigern, aus East London heraus den Piratensender Centreforce Radio betrieb, das erste Radio, das rund um die Uhr Rave-Musik spielte.

Gedreht wurde der Film von Irvine Welsh, dem Autor von «Trainspotting», der ganz besessen von der ICF war – sie taucht auch in einer seiner Kurzgeschichten auf. Diese Gang, deren Mitglieder so viel geprägt hatten: den Hooliganismus. Oder den Punkrock mit den Cockney Rejects, deren Bassist Vince Riordan ICF-Mitglied war.

Oder dann eben die Rave-Kultur. Einerseits mit Centreforce Radio, andererseits aber auch durch den Zufluss von Ecstasy, mit dem beispielsweise der ehemalige ICF-Mann Carlton Leach das Land überschwemmte – drei seiner gefürchteten Dealer-Kollegen wurden in einem Mordfall, der das Land erschütterte und lange unaufgeklärt blieb, den «Rettenden murders», auf einem Feldweg in ihrem Range Rover erschossen.

Und dann natürlich Cass Pennant – 1,93 Meter gross und schwarz. Heute Kultautor und freischaffender Hooligan-Soziologe. Ende der Siebziger der Mann, der mit seinen Fäusten eine entscheidende Rolle dabei spielte, dass die neofaschistische Partei National Front sich mit ihrem Rassismus in den britischen Stadien nicht einfach so durchsetzen konnte.

Will man also aus historischen Gründen einen Punkt auf der Landkarte festlegen, wo Fussball-Hooliganismus entstanden ist oder geprägt wurde, setzt man diesen Punkt am besten auf die Green Street in East London. Das ist die Strasse, die von der Metrostation Upton Park zum Stadion Boleyn Ground führte, wo bis im

Mai 2016 der West Ham United Football Club seine Heimspiele austrug. Die lächerlich kurz wirkenden 500 Meter von der Metrostation bis zum Stadion waren in den Siebzigern und den Achtzigern der berühmteste Marsch im britischen Fussball, ehrfürchtig «the longest walk» genannt, «der längste Marsch», Ort Hundert Schlachten zwischen Hooligans. Die Green Street und West Ham United waren die Heimat der Inter City Firm.

«Sobald die Auswärtsfans die Station Upton Park verlassen haben: Hindernisse, Hindernisse, Hindernisse», sagt Cass Pennant. Der Mann, heute 66, war einer der Anführer ebenjener ICF, der prägendsten Gang der Hooligan-Geschichte.

Wir treffen uns zum Gespräch im «Queens Pub», Ecke Green Street und Wochenmarkt. Im Mutterland des Fussballs, dem Mutterland des

Hooliganismus, ist das «Queens Pub» das Epizentrum, ein Ort, an dem die Zeit offensichtlich stehen geblieben ist. Wo am Vormittag ältere Männer vor ihren Pints sitzen und Würstchen mit Weissbrot und Senf von Colman's essen (Würstchen, für die sie nicht zu zahlen brauchen und die ihnen, den *locals*, vorbehalten sind).

Das «Queens Pub» war in den Siebzigern und Achtzigern Treffpunkt der Inter City Firm. Es liegt direkt neben der Metrostation Upton Park, wo der «längste

Marsch» seinen Anfang nahm. Boleyn Ground selbst wurde 2016 geschlossen und abgerissen, der Verein hat nach über hundert Jahren die Community verlassen und ist ins London Stadium nach Stratford gezogen. «Der längste Marsch ist jetzt bloss noch eine lange Zugfahrt», sagt Pennant, dessen Leben 2008 verfilmt wurde.

Sein Buch «Congratulations, you have just met the I.C.F.» wurde 2003 zum Szeneklassiker und lieferte die Grundlage für den Hollywood-Film «Green Street Hooligans» mit Elijah Wood in der Hauptrolle, ein Film, der auf der Geschichte der Feindschaft zwischen den ICF-Hooligans und den Millwall Bushwackers beruht, den Hoo-

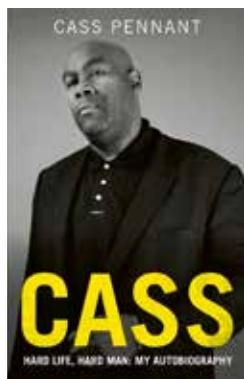
ligans des Lokalrivalen Millwall FC, des anderen grossen Fussballvereins aus East London. Eine Feindschaft, die auf die 1920er Jahre zurückgeht, als im East End die Hafendarbeiter streikten und Millwall-Anhänger den Streik brachen.

Nach der Massenpanik beim Europapokal-final 1985 im Brüsseler Heysel-Stadion, wo 39 Menschen nach einem Angriff von Liverpool-Hooligans starben, wollte die Regierung Ihrer Majestät unter Führung von Margaret Thatcher ein Exempel statuieren und Pennant und andere West-Ham-Anführer symbolisch für zehn Jahre ins Gefängnis stecken – erfolglos. Während des dreimonatigen Gerichtsprozesses arbeitete Pennant als Berater des Schauspielers und späteren Oscar-Preisträgers Gary Oldman sowie des Regisseurs Alan Clarke für den Hooligan-Spielfilm «The Firm».

## «Bestimmt einer von Millwall»

«Hindernisse, Hindernisse, Hindernisse», wiederholt Pennant an diesem schönen Maivormittag im «Queens Pub». «Wenn du in East London als Auswärtsfan ein Fussballspiel besuchen wolltest, musstest du um dein Leben kämpfen. Wir attackierten die Fanmärsche aus den Pubs heraus, aus dem dichtgedrängten Wochenmarkt. Attackierten aus den Seitenstrassen und aus den Hinterhöfen heraus und zogen uns schnell wieder zurück. Wir warteten in Cafés, mischten uns unter die Spitze der Auswärtsfans, die von berittenen Polizisten eskortiert wurden, um mitten unter ihnen eine Schlägerei zu starten. Wir waren Schläger. Aber Schläger mit einer Strategie. Die grösste Frage lautete: Wie können wir die Polizeieskorte durchbrechen? Keine Handys, keine Kameras. Alles von Mund zu Mund. Alte Schule. Die Kraft der Jugend. Für uns gab es nur die anderen Hooligans und die Polizei. Nicht alles braucht einen Sinn, verstehst du? Sinn ist etwas für das Establishment mit seinen Sitzplätzen. Wo alles schwarz und weiss ist. Unser Leben aber spielte sich in der grauen Zone ab. Einwandfreie britische Arbeiterklasse. Die Welt ist schwarz und weiss, aber ich bin Mr. Grau.»

1979 erschien der Actionfilm «The Warriors», wo sich eine Gang im brutalen Kampf mit ihren



«Alte Schule.»



«Sinn ist etwas fürs Establishment mit seinen Sitzplätzen»: «Community-Governor» Pennant an der Green Street, London.

Rivalen vierzig Kilometer quer durch New York zurück ins eigene Revier kämpfen muss – «und darin haben wir uns wiedererkannt», sagt Pennant, der eigentlich Carol heisst, ein gebräuchlicher männlicher Name in den Westindischen Inseln, sich aber als adoptierter schwarzer Jugendlicher inmitten einer weissen Arbeiterklasse dermassen für den als weiblich empfundenen Namen schämte, dass er sich nach sei-

*«Arme Leute mögen es nicht, wenn man sie auslacht, weil sie arm sind. Wag es bloss nicht, verdammt.»*

nem Idol Cassius Clay benannte. Schliesslich war es das, was Pennant damals ja auch am besten konnte: Leuten, die ihn wegen (seiner Hautfarbe) mobbten, ordentlich eine runterzuhauen.

«Die Yankees in «The Warriors» trugen grauenhafte Kleider, und von Fussball hatten die keinen blassen Schimmer. Trotzdem verkörperte der Film unseren Lebensstil. Denn wir kämpften uns zuerst quer durch London gegen unsere Erzfeinde von Millwall, Tottenham und Arsenal und bald durch ganz Grossbritannien. Für die Aus-

wärtfans in East London war es jeweils auch ein «Warriors»-Erlebnis, bloss umgekehrt: Sie mussten nicht um ihr Leben kämpfen, um nach Hause zu kommen, sondern um überhaupt ins Stadion zu gelangen.»

Die britischen Fussballstadien wurden um die Jahrhundertwende direkt in die Wohnquartiere gebaut, um die Arbeiter davon abzuhalten, sich nach der Einführung der Fünftageswoche samstags im Pub grün und blau zu schlagen. «Das bedeutete im East End, sowohl bei uns wie auch bei unseren Erzfeinden von Millwall: Mitten im Hafearbeiterland, wo auch das organisierte Verbrechen stark präsent war, lebten und regierten Figuren wie die Kray-Zwillinge. West Ham und Millwall waren nicht nur raue Arbeiterquartiere, es waren auch kriminelle Communities, wo Gewalt ein Lebensweg war. Grosse Kerle wie ich waren bei den Hooligans die Ausnahme. Sehen nicht nach viel aus, die Leute hier, verstehst du. Aber innerlich sind sie zäh, schneiden dich, ohne mit der Wimper zu zucken, in Stücke. Diese Härte der Strasse hat sich in den Fanszenen West Hams und Millwalls gespiegelt.»

Ganz Europa habe nach Grossbritannien geschaut wegen der einzigartigen Stimmung, sagt

Pennant. «Und tatsächlich war die Stimmung einzigartig, weil Fussball dermassen territorial war. Es war alles so dicht gebaut, man konnte die Spieler bei den Eckbällen anfassen, und man konnte die Hand aus dem Stadion strecken und an der nächsten Haustür klingeln, wo dann auch gleich der Klubmanager wohnte. Die Stadien standen direkt in der Community der Arbeiterschaft. Man lebte für die Community und von der Community: «Wir mögen ein schlechtes Team sein und jedes Spiel verlieren. Aber die Community ist unser Stolz. Glaub ja nicht, du kannst hierherkommen und ein Tänzchen aufzuführen und über uns lachen. Wag es bloss nicht, verdammt. Arme Leute mögen es nicht, wenn man sie auslacht, weil sie arm sind. Wir sind die *governors* hier. Wir schicken dich heim im Krankenwagen.»

Kaum stehen wir draussen auf der Strasse, tritt auch schon eine betagte Frau an Pennant heran, als sei er noch immer der Community-Governor. Sie müsse ihm sein Leid klagen, sagt sie. Ein junger Mann habe sie niedergeschlagen und versucht, ihre Tasche zu stehlen, vermutlich wegen Drogen. Blutüberströmt sei sie gewesen. Und als sie ihn ein paar Tage später auf

der Strasse wiedergesehen habe, da sei er weggerannt.

«Verdammter Feigling», sagt Pennant. «Bestimmt einer von Millwall.»

In den Achtzigern rettete Cass Pennant in der Metrostation Stratford einen schwarzen Mann vor «meinem schlimmsten Feind – den Nazi-Skinheads». Die vier Neonazis hatten schon ihre Messer gezückt. Pennant stellte sich dazwischen und zückte sein eigenes Stanley-Messer, rannte auf die Männer zu – «bereit, sie in Stücke zu schneiden» – und jagte sie in die Flucht. Der «grosse schwarze Typ» verschwand wortlos in der Metro. Ein paar Monate später in einem Box-Gym stellte sich ihm Frank Bruno vor, der spätere Schwergewichtsweltmeister. Es hätten ihm an jenem Tag die Worte gefehlt, sagte Bruno. Er sei der Mann, den Cass gerettet habe. Es entstand eine tiefe Freundschaft.

Die Familienbetriebe rund um den alten Boleyn Ground mit den *mash and pies*, wo die Menschenschlangen an Spieltagen länger gewesen seien als vor dem Stadioneingang, hätten nach dem Wegzug von West Ham dichtgemacht. «Man hat die Community mit dem Versprechen auf die Champions League verraten», sagt Pennant, der sich selbst als *black, british and proud* bezeichnet und sich dem gewerkschaftlichen Flügel der Labour-Partei verpflichtet fühlt. «Wir spielen jetzt in einem glanzvollen Stadion im Herzen des Königreichs von Woke. Wo nichts den Gang des internationalen Fussballgeschäfts stören soll. Es gibt im Stadion heute sogar Gebetsteppiche für Muslime, und überall liest man Slogans gegen Rassismus und für Toleranz. Das ist gutgemeint, und die Diversität ist eine der positiven Erscheinungen des modernen Fussballs. Aber man vergisst halt die Communitys. Das Klassenthema ist in meinen Augen das wichtigste Thema in diesem Land. Die lokalen Läden, die Gemeinschaft, das alles hat man für das glattpolierte Versprechen von Champions-League-Fussball geopfert. Der Samstag hat uns damals durch die harte Woche gebracht. Heute finden die Spiele wegen der TV-Rechte sonntags statt. Das Geld der Community ist irrelevant geworden, weil der internationale Merchandise-Verkauf alles übersteigt. Und Gebetsteppiche sind ja schön und gut, doch den Fans im Stadion ist es immer noch nicht erlaubt, ein Bier zu trinken. Ich bin dann mal an der Bar.»

### Visitenkarte für die Opfer

Der Niedergang und die Zerschlagung des Hooliganismus in Grossbritannien hätten viele Gründe, sagt Pennant. «Aber ein wichtiger Faktor, warum die Gewalt mit absoluter Sicherheit nie mehr so schlimm werden wird wie in den Siebzigern und Achtzigern, ist der Umzug der Klubs in diese Retortenstadien fern der lokalen Community. Der Kampf für die Community

war für uns genauso wichtig wie das Einstehen für den Verein. Wofür will man heute denn noch kämpfen? Für den Autobahnzubringer?»

Als es noch keine Sektorentrennung gab, noch keine Sitzplätze, als die Stadien noch offene Schlachtfelder waren und West Hams Punk-rock-Ikonen Cockney Rejects 1980 vom «War on the Terraces» sangen, dem «Krieg auf den Tribünen», und sich ihre Konzerte in Saalschlachten verwandelten, da lautete das grösste Ziel der Hooligans: ein Angriff auf das *end* der gegnerischen Fans, den Ort hinter dem Tor, wo sich der hartgesottene Kern der jeweiligen Fans versammelt. «Das *end* des Gegners einzunehmen, war die grösste Demütigung», sagt Pennant. «Wir schafften es in London praktisch immer, die *ends* zu attackieren und einzunehmen, jene von Arsenal und von Chelsea. 1982 zündete ein Soldat, ein Falkland-Heimkehrer, der zu unserer Gang gehörte, eine Rauchbombe im Arsenal *end*. Damit meine ich nicht ein Feuerwerk aus irgendeinem Shop, sondern eine militärische Bombe. Man konnte die eigene Hand nicht mehr vor dem Gesicht sehen, während wir das Arsenal *end*, die North Bank, zu stürmen versuchten und uns mit den Gooners eine wüste Schlägerei lieferten, ein irrsinniges Gemetzel.»

Auf historischen Aufnahmen kann man sie sehen: die grosse Rauchsäule in der North Bank, die völlig eingenebelte Heimkurve Arsenals, und mittendrin, in einer leicht blauen Regenjacke: Cass Pennant.

Im Anschluss an das Spiel kam es rund um das Highbury-Stadion zu Schlägereien. Dabei wurde ein Arsenal-Anhänger erstochen, und eine der grössten Mythen in der Geschichte

des Hooliganismus entstand. «Wir hatten uns kurz vorher weisse Business-Karten drucken lassen: «Congratulations, you have just met the I.C.F.», sagt Cass Pennant. «Als damals vor Ort das Gerücht die Runde machte, ein Arsenal-Anhänger sei umgebracht worden, warfen unsere Fans alles weg, was sie mit Fussball in Verbindung hätte bringen können: Schals, Mützen – und jemand von uns warf diese Business-Karten in einen Mülleimer. Später veranstaltete die Polizei eine Pressekonferenz: Ein Arsenal-Fan sei erstochen worden. Man untersuche den Fall. Es gebe nicht viel zu sagen, ausser dieser einen seltsamen Sache. «Was für eine seltsame Sache?», fragten die Journalisten. «Wir haben in der Nähe des Tatorts Business-Karten gefunden.» – «*Calling cards*, wie sie Jack the Ripper hinterlassen hat? Was stand da drauf?» – «Congratulations, you have just met the I.C.F.» Und das war natürlich eine Riesenstory, die die Tra-

### «Wo sonst wird eine Niederlage wie eine Ehrenmedaille getragen? In Dünkirchen?»

gödie für die Medien interessant machte: «Die Hooligans hinterlassen Visitenkarten auf ihren Opfern.» Es war eine Erfindung der Presse. Für uns waren diese Karten ein Insider-Witz. Aber natürlich dauerte es nun nicht lange, und jede Hooligan-Gruppe im Land besass nun ebenfalls *calling cards*.»

Heute würden sich die Leute von damals in den sozialen Medien damit brüsten, dass sie den «längsten Marsch» an West Hams Green Street überlebt hätten. «Wo gibt es das, dass die Leute



«Einwandfreie englische Arbeiterklasse»:

eine Niederlage wie einen Sieg erzählen?», sagt Pennant. «Dass sie stolz darauf sind, dort gewesen und lebendig rausgekommen zu sein? Wo sonst in der Geschichte wird eine Niederlage wie eine Ehrenmedaille getragen, wie ein Sieg verkauft? In Dünkirchen?»

### Fäuste, Äxte, «Onkel Stan»

«Ich habe in meinem Leben mehr Gewalt erlebt als die meisten Leute in hundert Leben zusammen», schreibt Cass Pennant im ersten Satz seiner 2002 erschienenen Autobiografie «Cass», die seinen Lebensweg nachzeichnet vom jamaikanischen Adoptivsohn, der sich als einziger Schwarzer im weissen britischen Arbeitermilieu schon von Kindesalter an gegen rassistisches Mobbing durchschlagen musste, bis hin zum Hooliganführer, Gewerkschafter und Türsteherunternehmer im Herzen Londons. «Ich wurde angeschossen, niedergestochen, und ich habe ausgeteilt. Meine Lieblingswaffen waren meine Fäuste, die Axt und «Onkel Stan», mein treues Stanley-Messer.»

Tatsächlich wäre Pennant, damals Türsteher in South London, in den späten Achtzigern fast gestorben, als ihm ein Unbekannter drei Schüsse in die Brust jagte. Und dann das «treue Stanley-Messer»: «Ein Kunsthandwerksmesser mit kurzen Klingen, die wir aus den Schulen stahlen. Die Scouser aus Liverpool hatten damit begonnen. Es machte schnell die Runde», sagt Pennant, während wir uns nun aus dem «Queens Pub» erhoben haben und langsam den «längsten Marsch» ablaufen, wo dann aber gar kein Stadion mehr steht, sondern ein blitzblanker Neubau, und das zweite legendäre Pub von damals, das «Boleyn Pub». Das hat mittags noch gar nicht

auf, das sei jetzt ein Yuppie-Pub, sagt Pennant, der sich die Nase an der Scheibe plattdrückt. Mittags sitzt dort niemand mehr vor dem Bier rum, die Yuppies kommen erst ab 16 Uhr.

Die Schilderungen in Pennants Büchern «Cass» sowie «Congratulations, you just met the I.C.F.» lassen heutige Fussballausschreitungen, wo im Halbfinal des Schweizer Cups ein paar Fans des FC Servette in Winterthur mit einem Platzsturm tagelang für nationale Schlagzeilen sorgen, wie eine Wohlfühlmeditation wirken – auch wenn die Politik und die Medien behaupten, es werde immer schlimmer, und irgendwann gebe es den ersten Toten. Die Wahrheit ist, wenn man Pennants Berichte aus den Siebzigern und Achtzigern liest: Die Toten, die gab es längst. Früher war es nicht besser, sondern deutlich schlimmer.

Im entstehenden Hooliganismus Grossbritanniens überfielen die West-Ham-Hooligans der Inter City Firm ihre Feinde von Arsenal mit Äxten. Im Dreijahrestakt erlag ein Matchbesucher einer Stichverletzung, und 1985 zerstörten Anhänger von Millwall in Luton zuerst das Stadion und dann einen ganzen Stadtteil.

Als der Teenager Pennant in Sheffield mit sieben Kollegen von Hunderten Fans umzingelt war, griff er zu «Onkel Stan» und rannte auf die Gegner zu. Er kannte keine Angst, konnte zuschlagen wie ein Hammer und war dabei fast zwei Meter gross, das liess ihn schnell zu einer führenden Grösse in der Szene werden – und zu einem primären Ziel der britischen Polizei. 1976 war Cass Pennant der erste Mann überhaupt, der für Hooliganismus eine mehrjährige Gefängnis-

strafe absitzen musste (in einer Szene, die ganz ausschliesslich aus weissen Arbeitern bestand).

Die Entstehungsgeschichte des Hooliganismus wird oft mit rassistischen Exzessen in den Stadien verbunden. Es war eine Zeit, Ende der Siebziger und Anfang der Achtziger, in der in Grossbritannien das gesellschaftliche Klima von

Rassismus gegenüber schwarzen Einwanderern geprägt war. Auch die Polizei ging unzimperlich gegen Schwarze vor, was beispielsweise 1981 in den dreitägigen Brixton Riots mündete, die geschürt worden waren von rassistischer Diskriminierung

schwarzer Jugendlicher durch die Londoner Polizei. Die Zeit, in der Cass Pennant mit der Inter City Firm gegnerische Fans terrorisierte, war vor allem auch die Zeit, in der die faschistische Partei National Front Auftrieb hatte und in den Fussballstadien gezielt Hooligans rekrutierte für ihre Aufmärsche und Strassenkämpfe, und zwar zuerst und vor allem in London, auch in West Hams Boleyn Ground. Plötzlich waren die Fankurven in Grossbritannien voller Neonazis. Was zur Frage führt, wie Cass Pennant das alles eigentlich überhaupt überlebt hat.

### Ein Tag im Mai

Bevor sich Manchester United 1974 in die Second Division verabschiedete und die Hooligans von Manchesters Red Army an den völlig überforderten Spielstätten der Second Division regelmässig Schlägereien anzettelten; bevor 1975 mit Leeds United erstmals eine britische Mannschaft von internationalen Wettbewerben ausgeschlossen wurde, weil die Mitglieder der Leeds United Service Crew nicht wahnsinnig erfreut waren über die 0:2-Niederlage ihrer Mannschaft im Final des Europapokals gegen Bayern München; bevor ein Anhänger der Bolton Wanderers 1974 einen Anhänger von Blackpool erstach; bevor mit Viv Anderson und John Barnes die ersten schwarzen Spieler in der First Division aufliefen und gleichzeitig die neofaschistische National Front Mitte der Siebziger zur viertstärksten Partei in Grossbritannien aufstieg: Vor all dem spielte Manchester United am 1. Mai 1967, als alles noch *peace and love* und Woodstock war, im Boleyn Ground gegen West Ham United, und an jenem Tag konnte Manchester mit einem Sieg vorzeitig Meister werden.

Cass Pennant war 1967 neun Jahre alt und noch zu klein, um ein Hooligan zu sein. Er sagt: «Manchester United war damals die beste Mannschaft der Welt. Bobby Charlton und so weiter. Denis Law. Nobby Stiles. 1968 gewannen sie den European Cup. Sie waren die erste Mannschaft, die Fans von überall im Land anzog. Das war bis dahin undenkbar, dass du in London eine Mannschaft von ausserhalb unterstützt. Als sie im Mai 1967 in West Ham frühzeitig Meister werden konnten, zogen sie eine riesige Anhängerschaft



«Queen's Pub», London, Mai 2024.



an, auch viele Fans aus London. Wir verloren 1:6, und die Anhänger von Manchester rasteten aus, sie schlugen alles kurz und klein, und Dutzende Menschen landeten im Krankenhaus.»

Um es mit den Worten des Soziologen Ramón Spaaij zu sagen: «Die Interaktion mit den Fans von Manchester United an diesem Tag markierte eine wichtige Veränderung im Engagement der jungen West-Ham-Fans bei der Konfrontation mit gegnerischen Fangruppen.»

Mit den Worten von Cass Pennant: «Diese Bastarde. Kamen hierher und dachten, sie könnten uns auf der Nase rumtanzen. Seit her haben wir Manchester United abgrundtief gehasst und bekämpft. Das galt für ganz West Ham, die Community, das Team. Selbst wenn unsere Mannschaft die ganze Saison verloren hat, gegen Manchester bäumte sie sich auf. 1992 waren wir bereits abgestiegen, und Manchester hätte im Boleyn Ground mit einem Sieg locker Meister werden können. Unsere Mannschaft spielte wie entfesselt und versaute ihnen die Meisterschaft. Alex Ferguson fragte sich, woher all der Hass von West Ham komme. Dieses Verhalten sei doch obszön. Würden die immer so spielen wie gegen uns, sagte Fergie, wären sie Meister. Er mag was von Fussball verstehen, aber nicht von Soziologie. Die Demütigung von 1967 sass tief. Und ab den Siebzigern, als der Hooliganismus aufkam, passierte es nie wieder – kein einziges Mal –, dass uns jemand in unserem Daheim auf der Nase herumtanzte. Manchesters Red Army nicht und auch Millwalls Bushwackers nicht. Du denkst, du kannst im East End die Klappe aufreissen? Wir jagten sie alle durch das Viertel.»

Jener Tag im Jahr 1967 war ein Vorbote für die Gewalt der Siebziger, weg von den Hippies, hin zu den Hooligans.

### Zweimal Gefängnis, einmal unschuldig

Ihre Lehrer seien Hippies gewesen, sagt Cass Pennant, hätten akustische Gitarre gespielt und seien nach Indien gereist. Die Studenten hätten gegen den Krieg in Vietnam demonstriert. «Wir wiederum waren kleine, wütende Bastarde, die nach der obligatorischen Schulzeit je nach Geschlecht direkt in der Fabrik oder im Pflegeheim landeten.» Hervorgegangen aus den Mods, einer anderen in London entstandenen Subkultur, habe sich die Skinhead-Bewegung in East London wie ein Lauffeuer verbreitet, eine Kultur «mit schwarzer Musik aus Jamaika und weisser Audienz», und er sei Teil der ersten Skinhead-Generation gewesen, wo Politik noch keine Rolle gespielt habe. Gewalt hingegen schon.

Bald hätten die Behörden die Skinheads ins Visier genommen. Die Tribünen der Stadien

seien zum Zufluchtsort geworden. Da habe man seine Ruhe gehabt. Doch schnell seien die Zeitungen voll gewesen mit Schlagzeilen über die Skinheads und Hooligans, die Schande über das Land brächten.

«Rassismus war für mich damals in den Stadien noch kein wirkliches Thema», sagt Pennant. «Es war eher so, dass man mich in der Gang, ohne zu fragen, als gleichwertiges Mitglied akzeptierte. Was ein neues Gefühl war. Gleichzeitig passierte jetzt schnell sehr viel: Die ersten schwarzen Spieler tauchten in der höchsten Spielklasse auf, die National Front gewann in der Gesellschaft massiv an Einfluss. Allgemein verdüsterte sich die politische Lage im Land, und ich wurde 1976 wegen *affray*, wie es im britischen Gesetz heisst, «einer Schlägerei an einem öffentlichen Ort zum Schrecken der Allgemeinheit», zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.»

Als er eineinhalb Jahre später

aus dem Gefängnis entlassen wurde, sei die Welt draussen eine andere gewesen. «Meine Leute von der ICF kamen zu mir und sagten: «Cass, wir haben ein Problem.»» Die ICF-Leute hörten Musik von The Specials, einer antirassistischen Ska-Band aus Coventry mit schwarzen und weissen Musikern (eine Band, die Pennant selbst verehrt). Dieser Umstand habe in seiner Abwesenheit in den Pubs zu zahlreichen Jukebox-Schlägereien geführt. «Meine Leute gingen keiner Konfrontation aus dem Weg, was nichts daran änderte, dass die National Front im East End plötzlich allgegenwärtig war. Die Skinhead-Bewegung war innert kurzer Zeit nach rechts gekippt. Ein alter Hooligan-Anführer, mit dem ich sogar eine



Szeneklassiker.



«Wir repräsentierten schliesslich London, die Heimat der Mode»: Pennant, ca. 1980.

Zeitlang gewohnt hatte, grüsste mich auf der Strasse nicht mehr wegen meiner Hautfarbe.»

An den Heimspielen hätten nun hinter dem Tor 200 Skinheads unter den Augen der Polizei, des Klubs, des Managements und der Presse unbehelligt «Sieg Heil!» gerufen. Andere schwarze Fans aus dem East End hätten sich von West Ham abgewandt und seien zu Arsenal gegangen. «Sie sagten zu mir: «Du kommst halt mit Weissen klar, Cass. Aber wir, die nicht so gross und stark sind wie du, wir werden fertiggemacht.» Diese Worte nagten an mir. Wie hatte das passieren können? Zweihundert Skinheads, die «Sieg Heil!» rufen? Meine Eltern hatten den Blitz überlebt, der Sozialist Harold Wilson war ihr Held. Das war meine Sozialisation. Wir waren Patrioten, stolz darauf, arrogante Engländer zu sein, die auf die primitiven Schotten herunterschauen, die den Fussball zwar erfunden hatten, aber wir Engländer hatten ihn einfach für uns reklamiert. Aber deshalb waren wir doch keine Nazis und Rassisten. Ich fragte mich: Akzeptieren mich die Leute meiner Gang nur, weil ich ein gemeiner Schläger bin?»

### Vom Skinhead zum Boris Becker

Am nächsten Spieltag stellte sich Pennant allein in die Kurve mit den 200 Neonazis. Und als ihn die ICF-Leute dort entdeckten – es hatte sich schnell ein grosser Kreis um den gefürchteten Pennant gebildet –, eilten sie ihm sofort zu Hilfe. «Danach gab es keine Bedenken mehr: Die ICF waren meine Leute», sagt Pennant. «Ab diesem Tag wurde es auch einfacher für schwarze Menschen, Spiele von West Ham zu besuchen.»

Doch kurz darauf landete Pennant wieder für ein Jahr im Gefängnis. Fälschlicherweise und, wie er sagt, «diesmal eindeutig aus rassistischen Motiven». Er war von der Polizei beschuldigt worden, einen Sheffield-Fan erstochen zu haben. Eine lokale Kampagne, angeführt von ICF-Hooligans und einer sozialistischen Buchhändlerin aus der Community, beschäftigte bald die nationale Presse und das britische Unterhaus. Hunderte West-Ham-Anhänger demonstrierten vor der Downing Street (nicht ohne vorher ein paar Hippies verprügelt zu haben, die gegen den Falkland-Krieg demonstrierten). «Black man's doing time for white man's crime», lautete eine Zeitungsschlagzeile («Schwarzer Mann sitzt für das Verbrechen eines Weissen»). Im Unterhaus warfen Labour-Politiker der Polizei vor, aus rassistischen Motiven einen Unschuldigen weggesperrt zu haben. Schliesslich lieferte der wahre Täter ein Geständnis ab.

Hatte man sich anfangs noch als Skinhead in die Stadien zurückgezogen, um seine Ruhe vor der Polizei zu haben, sei nun jeder Skinhead als möglicher Hooligan ins Visier genommen worden. Rund um die Stadien habe sich deshalb ziemlich bald die für die Hooligan-Szene optisch prägende Casual-Culture entwickelt, jene

Kultur, von der das vielverbreitete Klischee des Bankers stammt, der unter der Woche gesetzestreu sein Geld verdient, um sich am Wochenende gutgekleidet beim Fussball auszutoben.

«Die meisten von uns waren montags bis freitags tatsächlich gesetzestreue Bürger und kamen nicht mit dem Gesetz in Konflikt. Aber dann kam der Samstag. Und dann konnte alles passieren», sagt Pennant. «Die Polizei hielt Ausschau nach Skinheads, nach Leuten aus zerrütteten Familienverhältnissen. Also begannen wir aufzulaufen wie die Sorte Mann, den du deiner *mom* vorstellen willst. Nette Jungs im Freizeitlook. Wir kleideten uns plötzlich wie George Michael, Boris Becker oder John McEnroe. Statt Springerstiefeln trugen wir Sergio Tacchini, Lacoste und Fila. Weil die Gewalt wegen neuer Massnahmen wie der Sektorentrennung schrittweise zurückging, wurde es nun auch wichtiger, die Gegner auf andere Art und Weise zu demütigen. Wir repräsentierten schliesslich London, die Heimat der Mode – Beatles und Vivienne Westwood, Soho und all das. Wenn wir in den Norden fuhren, sahen wir einfach besser aus als die Leute dort oben mit ihren Scherzartikeln: <Ihr seid ausser Mode!> Zudem liefen wir nun unter dem Radar. Die suchten nach Skinheads, aber wir sahen aus wie Boris Becker. Mit dem Unterschied, dass unsere Gesichter vernarbt und zerschnitten waren von Stanley-Messern.»

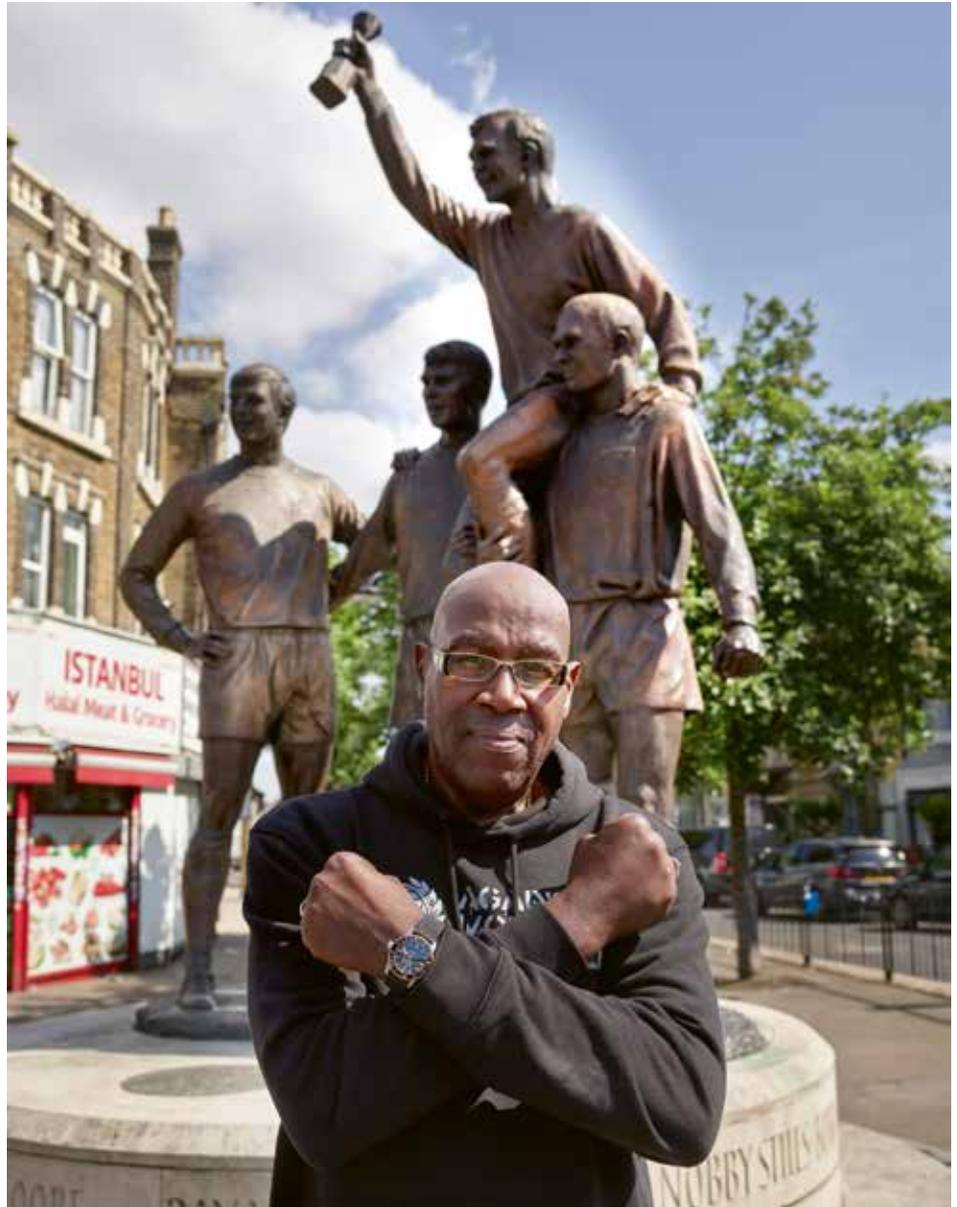
Der Anfang vom Ende des Hooliganismus in Grossbritannien sei mit der Katastrophe von Heysel gekommen, sagt Pennant.

«Auch wenn wir selbst völlig überbordet haben, war die Nachricht ein riesiger Schock. Trotz all der Gewalt war es nie das Ziel, dass Leute nicht lebend heimkommen», sagt Pennant. «Als sich die Nachricht der Tragödie verbreitete, strömten die Leute im <Queens Pub> zusammen. Man wollte sich austauschen, hören, wie es den anderen damit ging. Und wir wussten alle, bald würde es vorbei sein.»

Eineinhalb Jahre später, im Januar 1987, stürmten Polizeibeamte die Wohnungen der Anführer der Inter City Firm (darunter jene von Cass Pen-

*«Thatcher hat in einer berühmten Rede auf uns gezeigt und gesagt: <Diese Leute müssen weg.>>*

nant sowie von Andy Swallow, dem Gründer der ICF und später von Centreforce Radio). «Terrorherrschaft der Inter City Gang» titelte der *Daily Express* und platzierte Pennant und Swallow mit Namen und Gesicht auf der Titelseite. «Sie forderten zehn Jahre», sagt Pennant. «Thatcher hatte nach Heysel in einer berühmten Rede auf uns gezeigt und gesagt: <Diese Leute müssen weg.> Es war eine dunkle Zeit für das Empire: Der Miners-Streik, die Irland-Sache, der Hooliganismus. Thatcher kannte darauf immer nur die



«Wir wussten, bald würde es vorbei sein»: Statue für die West-Ham-Weltmeister von 1966.

eine Antwort: die Polizei losschicken, Exempel statuieren. Ich kam knapp davon.»

Der Fall gegen die ICF-Anführer brach nach drei Monaten in sich zusammen, als publik wurde, dass zwei Polizisten ihre belastenden Aussagen erfunden hatten und dass dieselben Polizisten in einem Pub einen jungen Mann fast totgeschlagen hatten.

Hooligans von anderen Vereinen aber, etwa die Anführer von Chelsea, wurden damals zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt.

Pennant sagt, viele der Londoner Hooligans, die Anfang der Siebziger vor dem *summer of love* in die Aggressivität der Skinhead-Bewegung geflüchtet waren, hätten sich damals in den zweiten *summer of love* geflüchtet, in jenen der aufkommenden Rave-Ära.

Der «Krieg auf den Tribünen», den West Hams Cockney Rejects besungen hatten, wickelte sich um die Sitzplatzpflicht, einem generellen Alkoholverbot und hohen Ticketpreisen. Und bei jedem grossen Turnier wie jetzt bei der

EM 2024 in Deutschland müssen Hunderte bis Tausende Briten frühzeitig bei der Polizei ihren Pass abgeben.

Pennant selbst führte eine Türsteherfirma, dann ein Taxiunternehmen, schrieb mehrere Bücher, produzierte Filme und gründete eine Fussballmodemarke.

«Ich reise nach wie vor viel in Sachen Fussball», sagt er. «Ich besuche Spiele in den unteren Ligen, wo der Fussball noch nicht von der Champions League aufgefressen wurde. Gerade war ich in Deutschland, in Italien und in der Türkei. Da läuft einiges. Und bereits 2004 traf ich russische Hooligans, die mir sagten: <Wir danken euch Engländern, dass ihr der Welt den Hooliganismus geschenkt habt. Aber eure Zeit ist vorbei. Ihr seid nicht mehr die Nummer 1.>>

Wie recht sie gehabt hätten, sagt er. Die britischen Hooligans seien heute grösstenteils in Rente. «Du kannst sie in der *tube* fahren sehen mit dem Freedom-Pass, dem Gratisticket für Pensionäre.»

# Warum dominieren Männer im Schach?

Da lässt uns Ladies wohl die gute alte Biologie im Stich. Schlimm ist das nicht.



**F**rauen schneiden im Schach schlechter ab als Männer. Als Hobbyspielerin kann ich das nicht automatisch bestätigen – ich habe gegen Männer sowohl gewonnen als auch verloren –, aber es ist eine Tatsache. Es gibt gemischte und geschlechtlich getrennte Schachturniere. Die gemischten liefern ähnliche Ergebnisse wie im Tennis: Die Ranglisten legen nahe, dass die beste Schachspielerin wahrscheinlich unter den Top 200 oder 300 der Männer rangieren würde. Beim Schach geht's nicht um physische Vorteile wie Kraft und Körperbau, es werden Figürchen hin und her geschoben; es ist ein geistiges Kräftemessen. Sind wir Frauen also dümmer, oder was ist da los?

Die Biologieprofessorin Carole Hooven untersucht in ihrem Essay für *Quillette* vier gängige Hypothesen, die erklären sollen, warum Männer im Schach besser sind. Die erste Hypothese, wonach mehr Männer überhaupt mit dem Schachspiel beginnen, stellt sie durch Beispiele wie Scrabble und Bridge in Frage. Hier dominieren Männer trotz der Tatsache, dass Frauen die Mehrheit der Freizeitspielerinnen ausmachen. Die zweite betrifft den Sexismus, der Frauen davon abhalten könnte, Schach ernsthaft zu betreiben. Sie wird jedoch durch die Tatsache entkräftet, dass trotz einer Verringerung des Sexismus über die Zeit die Leistungslücke zwischen den Geschlechtern nicht wesentlich geschrumpft ist. Der dritte Aspekt ist die *greater male variability*-Hypothese, die besagt, dass Männer eine grössere Variabilität in ihren Fähigkeiten aufweisen; das heisst, dass sie in den niedrigsten und in den höchsten Leistungsbereichen stärker vertreten sind. Das könnte ihre Domi-

nanz in den Spitzenpositionen beim Schach erklären. Diese Hypothese scheint jedoch laut Hooven nicht auf das Schachspiel zuzutreffen, da in den meisten Populationen von Schachspielern die Elo-Wertungen der Männer nicht variabler sind als die der Frauen.

Die vierte Hypothese besagt, dass Männer von Natur aus besser in Eigenschaften sind, die zum Erfolg im Schachspiel führen. Dazu gehören unter anderem räumliches Vorstellungsvermögen, Aggressivität und Siegeswille. Hooven betrachtet diese Erklärung als die plausibelste, da es unabhängige Hinweise gibt, dass Männer

*Während Männer sich den Kopf zerbrecchen, geniessen wir die Vielfalt, die das Leben bietet.*

in Bezug auf Motivation, Wettbewerbsfähigkeit und «leidenschaftliche Besessenheit» besonders stark sind. Diese Eigenschaften führen dazu, dass sie sich nicht nur auf das Gewinnen, sondern auch auf das intensive Üben konzentrieren.

**D**as erklärt einiges. Männer sind typischerweise analytischer und wettbewerbsorientierter, Frauen stärker auf die emotionale und soziale Seite hin ausgerichtet, was auch mit sich bringt, dass weniger Frauen in Bereichen wie Mathematik und Naturwissenschaften zu finden sind. Es geht nicht um Gehirnleistung, sondern wohl einfach um die Art, wie wir aufgrund von biologischen Faktoren für bestimmte Vorlieben und Funktionen verdrahtet sind.

Ich würde darum noch hinzufügen, dass Mädchen und Frauen oft andere Interessen haben und möglicherweise Aktivitäten mit einem anderen Belohnungssystem bevorzugen. Schach (stundenlanges stilles Sitzen und kaum Kommunikation) und die intensive Auseinandersetzung damit sind eher ein Nerd-Ding. Es braucht schon sehr viel Leidenschaft, um so viel Zeit mit einer Beschäftigung zu verbringen, die in der Gesellschaft kein wahnsinniges Ansehen geniesst und auch nicht viel Geld einbringt. Frauen denken vielleicht auch einfach praktischer.

**S**chach bietet eher eine langfristige, subtilere und keine sofortige Belohnung in Form von Bestätigung und Applaus wie beispielsweise Instagram, der Nr.-1-Zeitvertreiber vieler Mädchen und Frauen, wo zwar für die allermeisten auch keine finanzielle Belohnung winkt und was man als Zeitverschwendung ansehen kann, aber immerhin gibt es sofortige Gratifikation durch Likes für hübsche Fotos. Der Vergleich hinkt vielleicht ein wenig, weil es eine soziale Plattform ist und Schach ein strategisches Spiel. Es geht um die zeitliche Investition und die Art der Belohnung, die Frauen vielleicht mehr ansprechen.

Ein Problem ist das alles nicht. Denn während Männer sich stundenlang den Kopf über den nächsten Zug zerbrecchen, geniessen wir eben die Vielfalt und sofortige Gratifikation, die das Leben bietet. Jeder findet seine Nische, und das ist doch das Schöne.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube@LadyTamara

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Kommissar Derrick  
war der Psychotherapeut  
einer traumatisierten  
Nation. Die Serie gehört  
wieder ins Programm.  
*Alexander Grau,*  
*Seite 74*

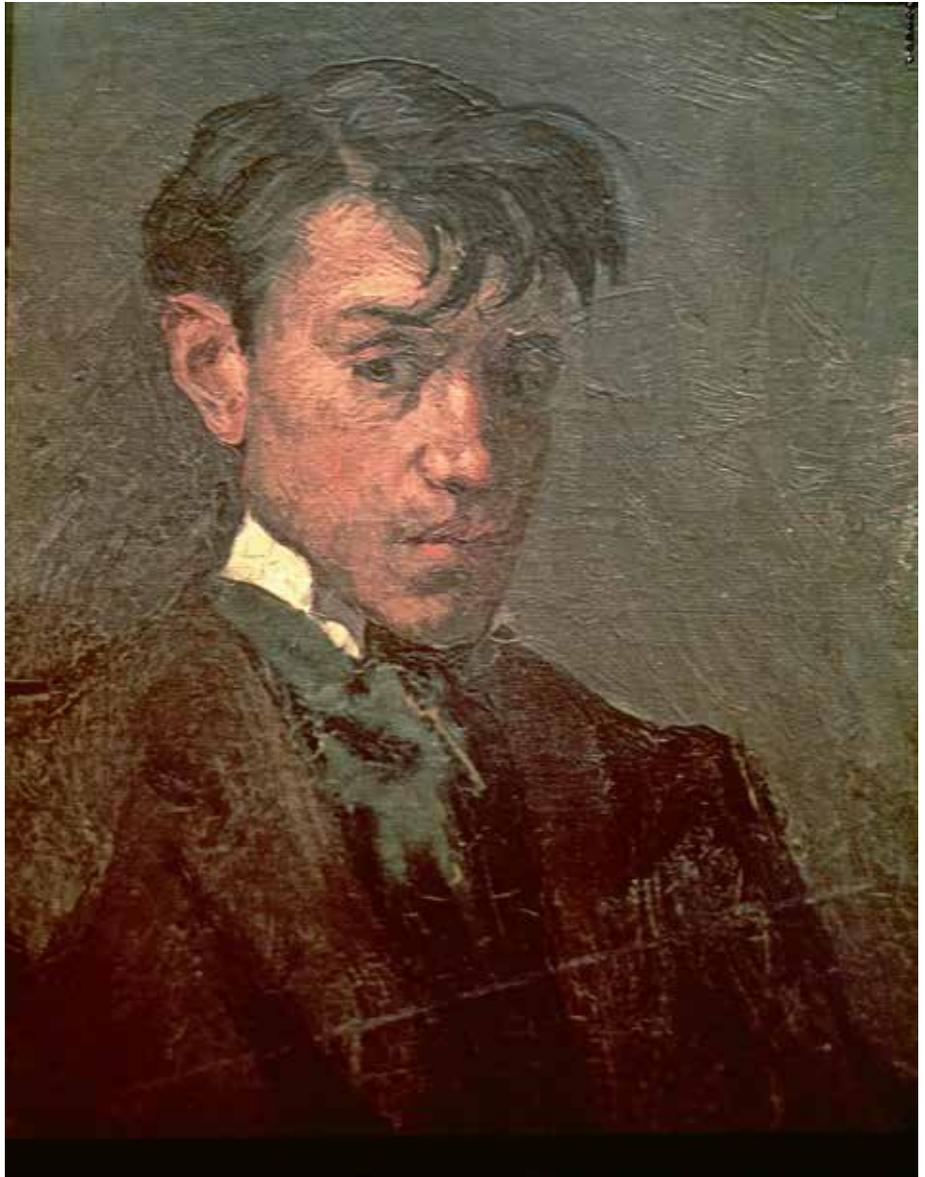
**Pablo Picasso, Selbstporträt, 1896** – Seit sich der Mensch zum ersten Mal gesehen hat in der Spiegelung des Wassers, später auf Spiegeln aus poliertem Kupfer und ab dem 14. Jahrhundert auf Glasspiegeln aus Murano, konnte er seine Augen nie mehr von sich selbst abwenden.

Manche, wie Narziss, verliebten sich in ihr Spiegelbild, andere verzweifelten daran. Wenig brachte die Selbstbesichtigung an Selbsterkenntnis. Man sah und sieht sich selbst und weiss doch nie genau, wer einen da anschaut.

Noch nie in der Geschichte der Welt hat sich der Mensch so sehr selbst betrachtet wie dieser Tage. Noch nie vielleicht war er sich weiter weg. 92 Millionen Selfies, so wird geschätzt, werden täglich geschossen. Der Mensch, so scheint es, wird immer mehr zu seinem Spiegelbild.

Nur selten oder auch nie zeigen diese digitalen Selbstporträts das Wesentliche. Sie zeigen Falten, Flecken und Furchen, Stirn, Augen, Nase, Mund, Kinn und Ohren, sie zeigen da ein Lachen, dort, schon seltener, einen Hauch von Nachdenklichkeit. Sie zeigen Coolness, kaum Verletzlichkeit. Und nie zeigen sie die Seele.

Den Menschen hinter dem Gesicht ins Bild setzen kann, mehr noch als ernsthafte Fotografie, nur die Malerei. Sie präsentiert keinen Augenblick, keinen Schein, sondern all die Spuren des gelebten Seins. Pablo Picasso (1881–1973) war fünfzehn Jahre alt, als er sich zum ersten Mal wahrscheinlich selbst ins Bild setzte. Sich



*Dem Knabentum entschlüpft, im Mannsein noch nicht angekommen.*

selbst anschaute, von innen her, und sich dann nach aussen stülpte.

Ein junger Mann blickt da auf sich selbst, gerade dem Knabentum entschlüpft und im Mannsein noch nicht angekommen, voller Verletzlichkeit und Unsicherheit und nur mit einer Ahnung der Gewissheit, dass etwas

Grosses in ihm schlummert, das ihn zum Werkzeug auserkoren hat. Vierzig bis fünfzig Selbstporträts hat er auf der Suche nach seinem Selbstverständnis und dem Bild seines Wesens geschaffen. Und es mag sein, dass er sich gesehen hat, ganz anders als die Welt ihn.

*Michael Bahnerth*

# Dem Tod entgegentaumelnd

Klaus Manns Leben war eine Verfallsgeschichte. Er war homosexuell, drogensüchtig, einsam und stand als Schriftsteller im Schatten des berühmten Vaters.

Thomas Sprecher

---

**Thomas Medicus: Klaus Mann. Ein Leben.**  
Rowohlt Berlin. 544 S., Fr. 39.90

---

**B**iografien von Mitgliedern der Familie Mann schrecken Biografen von Mitgliedern der Familie Mann nicht ab. So ist ein neuer 500-Seiter über Klaus Mann erschienen. Und was für einer – Thomas Medicus ist ein Wurf gelungen. Seine kritische und gerade in ihrer Kritik erhellende Darstellung geht auf Leben, Werk und Zeitgeschichte gleichermaßen kompetent und umsichtig ein.

Medicus versteht es meisterhaft, Klaus Manns Handlungen und Äusserungen einzuordnen. Es gelingt ihm, seinen Gegenstand noch interessanter zu machen, als er ist. In leserfreundlichen kurzen Kapiteln gibt er die nötigen Informationen und macht die erforderlichen Kommentare. Gleichzeitig korrigiert er die in den 1980er Jahren vertretene These einer fortschreitenden Emanzipation. Klaus Manns Leben ist kein Bildungsroman, sondern eine Verfallsgeschichte.

## Lob des Vaters

Auf eine Kurzform gebracht, liesse sich sagen: Klaus Mann ist 1906 als Sohn Thomas Manns geboren worden und 1949 als Sohn Thomas Manns gestorben. Mit sechzehn Jahren verliess er die Schule und blieb ohne formale Bildung, ohne Abitur und Studium. Als Schriftsteller betrat er ein Gebiet, auf dem er im Vergleich wenig zu gewinnen hatte. Er litt unter den Erfolgen des Vaters und profitierte von ihnen. Wenn er vorankam, war dies fast immer auch dem Rückenwind des väterlichen Ruhms zu danken. Er gründete keine eigene Familie, sondern kehrte immer wieder zurück ins Elternhaus – jedes Mal eine kleine Kapitulation. Der Vater seinerseits, auch dies beschreibt Medicus in fairer Weise, half dem ewigen Sohn und lobte ihn, wo immer es ging.

Wie Thomas Mann war Klaus Mann ein auf sein Äusseres bedachter Narziss. Früh schon wollte er berühmt werden, früh übte er die Selbstdarstellung und lernte die massen-



*Von keinem Scheitern belehrt:* Autor Klaus Mann.

kulturellen Mechanismen und Wirkungen. Heute könnte er sich als Influencer betätigen. Sein Selbstbewusstsein war mindestens so gross wie der literarische Rang, den er sich erst noch erschreiben musste. Er fand sich wichtig genug, um der Welt schon mit 26 Jahren seine erste Lebensbeschreibung zu unterbreiten, und inszenierte sich als europäischen Intellektuellen und Kosmopoliten. Er erhob Anspruch auf Bedeutung und «geistig-moralische Führung» der Dichter, ohne dass man wüsste, worauf sie hätten gegründet werden können.

### Fasziniert vom Bestialischen

So kurz sein Dasein, es deckt doch gleich mehrere deutsche Katastrophen ab. Klaus Mann erlebte den Ersten Weltkrieg, die Revolution von 1918, die Hyperinflation von 1923, das Exil, den Zweiten Weltkrieg und die erste Nachkriegszeit. Angehöriger einer Krisengeneration, wurde er im Ausnahmezustand sozialisiert und verliess diesen nie.

Lange schrieb er leicht und schnell. Seit je war sein Schreiben autobiografisch, er griff die Stoffe aus dem Leben und Erleben, er schilderte Milieus, die er aus eigener Anschauung kannte, so dass sein Werk Zeitzeugenqualität beanspruchen darf. Sein Leben hat denn auch zur Rezeption des Werks massgeblich beigetragen.

Im Zentrum steht seine vielpraktizierte Homosexualität. Ewiges Cruising in den Schwulenzonen aller Grossstädte. Klaus nahm sich Männer ohne Zahl, und auch in seinem Werk geht es fast immer um das Schwulsein. Homosexualität war indes nicht nur omni-

### *Klaus Mann und sein vielfach malträtiertes Leib waren im Leben nur leicht beheimatet.*

präsent, sondern auch geächtet, ja gesetzlich verboten. Das schloss Klaus Mann aus vielen Welten aus und machte ihn zum existenziellen Aussenseiter. Zu seiner eigenen Pein war er, wie Medicus mehrfach hervorhebt, fasziniert vom Bestialischen. «Es ist infam, dass die Schilderung der abscheulichsten Sadismen mich sexuell erregen», schrieb er 1935 im Tagebuch und erschrak vor sich selbst.

### Entschiedener Antifaschismus

Hinzu kam die Sucht: Klaus Mann war von Jugend an Raucher sowie Konsument von Medikamenten und Drogen: Haschisch, Kokain, Morphium. Seine Beine waren mit Spritzenstichwunden übersät. Keine Entziehungskur, die gefruchtet hätte.

Chronisch lebte er über seine Verhältnisse. Die Schriftstellerei warf zu wenig ab. So geriet er dauernd in Geldnöte und blieb abhängig vom Elternhaus, das ihn bis zuletzt mit Schecks versorgte.



*Sein kurzes Dasein deckte gleich mehrere deutsche Katastrophen ab:*  
Thomas Mann mit Erika, Ehefrau Katia und Klaus, 1931.

Nie hielt er es lange am selben Ort aus. Seine Unrast ist legendär: immer unterwegs, besinnungslos, das Reisen als Flucht und Betäubung, tausend Wechsel von Stadt zu Stadt, von Hotel zu Hotel zu Hotel. Nomadismus als Existenzform.

Ein Leben lang taumelte er dem Tod entgegen. Seinen Weg säumten Suizide von Freunden, und bei ihm selbst sind zahlreiche Suizidversuche zu verzeichnen. Immer blieb der Tod präsent, immer war er nur aufgeschoben. Man kann es auch anders sagen: Klaus Mann und sein vielfach malträtiertes Leib waren im Leben nur leicht beheimatet, er brachte sich in Dosen um.

Sein früher und entschiedener Antifaschismus war Klaus Manns grösste politische Tat. Der Kampf gegen den Nationalsozialismus gab ihm Lebenssinn. Darüber hinaus sind seine politischen Haltungen oft fragwürdig. Insbesondere blieb er lange blind für die Verbrechen der Sowjetunion. 1934 liess er sich in Moskau von der sozialistischen Propaganda blenden. «Die Rechtfertigungen des Terrors», schreibt Medicus, «gehörten zu den moralischen Tiefpunkten und folgenschwersten intellektuellen Irrtümern der politischen Kultur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts». Dies gilt auch für Klaus Mann.

Lebenslang ein Egozentriker, ein auf sich selbst bezogener, team- und bindungsunfähiger Triebbefriediger, wurde er im Exil immer einsamer. Selbst Schwesterherz Erika, mit der Klaus noch in der Weimarer Republik ein inzestuöses Zwillingsspaar gespielt hatte, entfernte sich in Amerika von ihm, indem sie sich ausgerechnet dem ewigen Konkurrenten, dem Vater, annäherte, dem sie praktische Dienste aller Art leisten konnte.

Seine Einsamkeit trieb Klaus Mann dem Militär zu. Dort wurde er mehrfach für untauglich erklärt und abgewiesen (Gründe waren die politischen Überzeugungen, der Gesundheitszustand, der Lebenswandel). Seit 1940 war er vom FBI beobachtet worden, er galt als schwuler Kommunist. Doch 1943 fand er sich endlich akzeptiert, wobei er seine Homosexualität verleugnen musste. Er erlangte die amerikanische Staatsbürgerschaft und wurde Nachrichtensoldat. Nun trat er ein in ein soziales Kollektiv, bekam eine Aufgabe, konnte sich nützlich machen, lernte «das Volk» kennen und war vermutlich glücklich wie nie.

### Keine Heimat

Doch wohin, als der Krieg zu Ende war? Der schützende Kokon der Armee entfiel. Eine Heimkehr war Klaus Mann versagt, es gab keine Heimat mehr für ihn, in Amerika nicht, im zerstörten Deutschland noch weniger. Das Exil nahm kein Ende. Die Nachkriegszeit brachte Klaus Mann nicht mehr. Obwohl erst 39-jährig, war seine Situation 1945 düster, verzweifelt, ja ausweglos: physisch ausgebrannt (fast tägliche Injektionen), ein alternder Schwuler ohne literarische, politische und private Perspektive, befangen in einem arroganten Wahnsinn, der ihn den kollektiven Selbstmord der zeitgenössischen Intellektuellen propagieren liess.

Selbst nahm er sich allerdings nicht das Leben. Dass er in der Nacht vom 20. auf den 21. Mai 1949 in Cannes an einer Überdosis Schlaftabletten starb, war Zufall. Seine suizidale Lebensführung zu ändern, brachte Klaus Mann Willen und Kraft nie auf. Von keinem Scheitern belehrt, bleibt er bis heute dem Mitleid eher zugänglich als der Bewunderung.

# Rock 'n' Roll zum Lesen

Holger Fuss

T. C. Boyle: *I Walk Between the Raindrops*.  
Stories. Hanser. 272 S., Fr. 34.90

Gute Autoren, so könnte die Faustformel für Bibliophile heutzutage lauten, sind entweder alt oder tot. Tom Coraghessan Boyle, der sich in seinen Büchern T. C. Boyle nennt, hat sich dafür entschieden, alt zu sein. 75 Jahre zählt der Mann, der 1948 im Staate New York als Thomas John Boyle zur Welt kam; die Untiefen seiner Namensgebung wollen wir einfach überspringen, sie ist ungefähr so verwirrend wie sein punkartiges Auftreten und seine unorganisierte Haartracht. Immerhin ist ihm der Greisenstand kaum anzusehen, morphologisch ist sich Boyle sein Leben lang treu geblieben.

Literarisch indes müssen wir feststellen: Der betagte Kerl schreibt wie ein junger Flegel. Sofern er in guter Tagesform ist. Mit diesem Lob wollen wir es aber nicht bewenden lassen. Deshalb wollen wir uns der Frage zuwenden, weshalb dieser 1,91 Meter messende Mann mit seinen dünnen Beinen und Teenagerklamotten ausgerechnet in Deutschland die meisten Fans hat. Boyle haust in einer abgeschiedenen Berghütte in Kalifornien und schreibt Romane und Kurzgeschichten und verkauft sie millionenfach; er zählt zu den erfolgreichsten Autoren Amerikas. Und ist seit vierzig Jahren ein Liebling der lesenden Schickeria in Deutschland.

## Emotionales Lebenselixier

Gerade in Westdeutschland wuchsen die Babyboomer, frühe Nachfahren der Nazitäter, mit imposanten Literaturgestalten auf, Goethe, Thomas Mann, Hermann Hesse sowie den staubig öden Zeitgenossen Heinrich Böll, Siegfried Lenz und Günter Grass. Ihr emotionales Lebenselixier holten sie sich musikalisch und literarisch aus den USA, Ernest Hemingway, William Faulkner, John Dos Passos, später waren es John Updike, Paul Auster, Philip Roth oder John Irving. Und eben T. C. Boyle. Amerikanische Literatur wirkte niederschwelliger, auch wenn sie es gar nicht war, sie kam, auch wenn es

um gewichtige Dinge ging, mit der Leichtigkeit der Popkultur daher – Rock 'n' Roll zum Lesen.

Die Deutschen sind ein zerrissenes Volk. Ihre Vorfahren haben schlimmste Menschheitsverbrechen verübt, heute wollen sie Moralweltmeister sein. Sie leben in unwirtlichen Städten und reisen im Urlaub gern dorthin, wo es schön ist. Sie sind stolz, dass die deutschen Klassiker und Romantiker sie zum Volk der Dichter und Denker gemacht haben, selber lesen sie aber am liebsten Bücher, die ihnen gedanklich nicht viel abverlangen.

T. C. Boyle ist daher der ideale Kandidat, um das Vertrauen eines Publikums zu gewinnen, das zwischen geistiger Verwahrlosung

## *Immer wieder sind Geschichten dabei, die den Leser am Kragen packen.*

und emotionalem Größenwahn schwankt. Er kommt tänzelnd daher wie ein Rockstar, seine Buchumschläge sind bunt gestaltet wie Plattencover, und die Buchtitel belässt der

deutsche Verlag oft im englischen Original, dies verstärkt das Rock-'n'-Roll-Gefühl. So etwas mag das deutsche Kulturbiedermeier, seit Jahren ertönen Forderungen nach dem Literaturnobelpreis für T. C. Boyle.

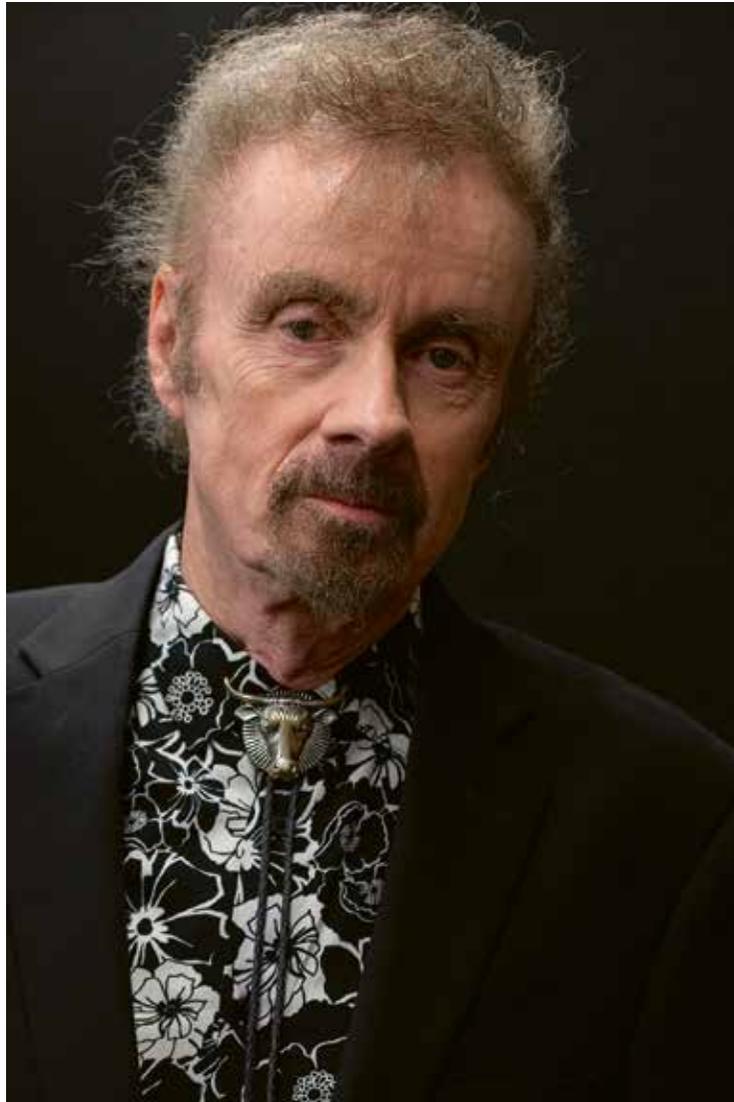
## Funkelnde Sätze

Der Vielbewunderte bringt jedes Jahr ein Buch heraus, mal einen Roman, mal Kurzgeschichten. «Ich bin schreibsüchtig», gestand Boyle dem *Stern*. «Wenn ich das nicht könnte, wäre ich innerhalb eines Jahres eine Alkoholleiche.» Dieses Jahr sind also Kurzgeschichten dran. Dreizehn Stories von verblüffend unterschiedlicher Güte. Es gibt Geschichten, da muss sich der Leser ohrfeigen, um wach zu bleiben. Manche Schlusspointen sind enttäuschend schwach.

Aber immer wieder sind Geschichten dabei, die den Leser am Kragen packen und ihn durchrütteln und Sätze vor seinen Augen funkeln lassen. In «What's Love Got to Do With It?» umarmt einer zwei Menschen, «als könnte er den ganzen Schmerz zusammenhalten, damit er nicht hinaus in die Welt floss». Oder

in «Ich nicht» heisst es: «Ich bestellte mir was. Starre in mein Glas. Rob sagte etwas. Ich antwortete etwas.» Die ganze Blödigkeit eines Ausgeh-Abends in eine Buchzeile verknapppt.

Die zweifellos stärkste Story ist «Der Schlüssel zum Königreich». Ein Schriftsteller versinkt im Alkohol, weil ihn die Welt nicht mehr berühren kann. «Sein Problem war Langeweile.» Und: «Die Kur für Langeweile war Alkohol, und die Kur für Trunksucht war der Tod.» Plötzlich klingelt es, und ein junger Mann steht vor der Tür, mit «zwei Augen, die bereits ein Gespräch mit ihm führten». Es ist sein unehelicher Sohn. Es gewittert Rückblenden ins verpfuschte Trinkerleben des Vaters, wie er irgendwo die Mutter traf und das Kind mit ihr zeugte und wieder verschwand. Nun sitzen Vater und Sohn in der Küche, trinken und haben einander nichts zu sagen. Stumpf gehen sie wieder auseinander. Diese Miniatur ist Boyle zu einem Meisterwerk geraten. Hier wird die stiere Verlorenheit der beiden Protagonisten fast körperlich spürbar – als



Schreibsüchtig: Autor Boyle.

niste sich das Elend von Vater und Sohn beim Leser ein.

Beachtlich auch das Orwell-Imitat «SKS 750», in dem Boyle eine Art Diktatur des Guten entwirft, die Menschenmanipulation über soziale Bewertungssysteme. Dass hier eine Tugendtyrannei geschildert wird, wie sie im Radius woker Gesellschafts hegemonien längst am Keimen ist, dürfte Boyles deutschen Verehrern gewiss kaum auffallen. Am allerwenigsten ihrem Vorbeter, dem öffentlich-rechtlichen Literaturplauderer Denis Scheck, der es mit einer Kaufempfehlung auf den Buchumschlag schaffte: «Starke Geschichten für heftige Zeiten.»

## Sauberer Schnitt

Wolfgang Koydl

Joel F. Harrington:

Der Scharfrichter. Ein Henkersleben im Nürnberg des 16. Jahrhunderts. Bassermann. 416 S., Fr. 15.90

Man findet sie in London, Edinburgh und Blackpool, in Berlin, Amsterdam, Hamburg und sogar in Schanghai: die Dungeons, eine gruselige Kreuzung aus Museum und Geisterbahn, wo Besucher einen Einblick in die grausamen Praktiken des mittelalterlichen Strafrechts erhalten. Der Erfolg der Dungeons belegt die morbide Anziehungskraft, die Kerker-, Folter- und Hinrichtungsmethoden der frühen Neuzeit auch auf uns noch ausüben.

*Die Menge jubelte nicht über eine verpatzte Exekution. Der arme Sünder sollte nicht unnötig leiden.*

Eigentlich angewidert und doch magisch angezogen, blinzeln wir durch spaltweit geöffnete Lider auf das blutige Geschehen. Vor allem aber erfüllt uns ein Gefühl befriedigter Dankbarkeit: Was sind wir doch für bessere Menschen als unsere frühen Vorfahren, die sich bei einer Enthauptung, einem Rädern oder einer Vierteilung verlustierten, die Kinder auf den Schultern für einen besseren Blick. Das würden wir nicht mehr tun, der Aufklärung, den Menschenrechten, dem zivilisatorischen Fortschritt sei Dank.

### Tod als Abschreckung

Wenn es doch so wäre. Der Überheblichkeit der Spätgeborenen stellt sich ein Buch entgegen, das sich eigentlich mit dem Leben eines mittelalterlichen Scharfrichters beschäftigt. Henker Frantz Schmidt übte fast vierzig Jahre lang, von 1578 bis 1617, in der freien Reichsstadt Nürn-

berg sein Amt aus – zur vollsten Zufriedenheit von Ratsherren und Bevölkerung. Weil er all die Jahre penibel Tagebuch führte, liessen sich sein Leben und die Umstände seines Gewerbes detailliert rekonstruieren.

Joel F. Harrington, Professor für europäische Geschichte an der Vanderbilt University in Tennessee, ist nicht der erste Historiker, der diese Aufzeichnungen ausgewertet hat. Doch er kommt zu ganz anderen Schlussfolgerungen als seine Vorgänger, die sich lustvoll gruselten über all die schlimmen Schattenseiten des menschlichen Charakters. Erstmals wurde das Tagebuch 1801 veröffentlicht, begierig aufgenommen von den Künstlern der Romantik. Ihnen verdanken wir unseren Blick auf das angeblich so rückständige, grausame Mittelalter, denn sie wollten sich so scharf wie möglich von dieser finsternen Zeit abgrenzen. Ein Blick, den Harrington deutlich zurechtrückt.

Er erklärt, dass Scharfrichter zwar sozial geächtet waren. Dennoch erwartete man von ihnen einen vorbildlichen Lebenswandel und vor allem die Beherrschung ihres Handwerks. Trunkenbolde oder gar Sadisten wurden rasch aus dem Amt entfernt, wenn sie nicht gleich von einer aufgetragenen Menge an ihrem eigenen Galgen aufgeknüpft wurden. Denn anders als wir es im Rückblick vermuten würden, jubelte keine blutdürstige Menge über eine verpatzte Exekution. Der arme Sünder sollte nicht unnötig leiden.

Daher wurden selbst grausamste Körperstrafen wie das Rädern oder der Tod auf dem Scheiterhaufen meist abgemildert. So wurden im ersten Fall dem Delinquenten mit einem Wagenrad nacheinander Arm-, Bein- und Brustknochen zertrümmert. Doch meist begann der Scharfrichter mit dem Brustkorb, sodass der Verurteilte sofort starb. Menschen, die zum Feuertod verurteilt waren, wurden er-

drosselt, bevor die Flammen emporloderten. Harrington erklärt zudem die Notwendigkeit von Folter und öffentlichen Hinrichtungen. Ohne jedwede forensische Methoden war ein Geständnis der einzige Weg zu einem Schuldspruch – und ohne Schuldspruch wurde niemand verurteilt. Im Gegensatz zur Praxis totalitärer Regime unserer Tage. Und da staatliche



Keine Sadisten erwünscht.



„Und, Weber? Konnten Sie interessante Eindrücke auf der Messe sammeln?“

Instanzen nicht annähernd die Machtfülle und Autorität besaßen wie heute, diente der Tod vor aller Augen der Abschreckung. Als mit dem aufkommenden Absolutismus der Zugriff des Staates auf den Bürger immer enger wurde, ging denn auch die Zahl der Körperstrafen und Exekutionen zurück. Dies, so Harrington, sei der Grund für unser humaneres Rechtsempfinden gewesen – und kein zivilisatorischer Quantensprung des Homo sapiens.

Eher würde es Frantz Schmidt und seine Zeitgenossen mit Ekel erfüllen, sähen sie, mit welch kaltblütigem Sadismus in unseren aufgeklärten Zeitaltern gemordet und gequält wird. Die dunkle Seite, sie haust in den Abgründen der Seele eines jeden. Warum sonst sollten wir diese Triebe in einem Touristendungeon oder virtuell auf einer Leinwand befriedigen?



Überragender Erfolg: «Die Physiker», Zürcher Uraufführung, 1962.

## Was einmal gedacht wurde ...

Kurt Steinmann

Friedrich Dürrenmatt: Die Physiker.  
Diogenes TB. 96 S., Fr. 13.90

Die Uraufführung der «Komödie in zwei Akten» fand 1962 im Schauspielhaus Zürich statt. Der Publikumserfolg war überragend. In der Spielzeit 1962 bis 1963 wurden «Die Physiker» mit 1596 Aufführungen zum meistgespielten Stück auf den deutschsprachigen Bühnen. Die Presse war begeistert. Man sprach von «Virtuosität» und einem «erstaunlichen Werk» (NZZ). Zum Teil scharfe Kritik kam vom deutschen Feuilleton (etwa von Joachim Kaiser und Friedrich Luft). In London und am Broadway in New York setzte sich das Stück ebenfalls durch.

Gründe für den Erfolg: die Aktualität des Stoffs im Kalten Krieg der späten 1950er und der frühen 1960er Jahre zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion. Die Bedrohung durch einen Atomkrieg, verschärft durch den Bau der Berliner Mauer 1961, und die infolgedessen immer dringlicher diskutierte Frage nach der Verantwortung der Naturwissenschaft. Bedeutsam für den Erfolg in Zürich war auch die exquisite Besetzung: Hans Christian Blech interpretierte die Rolle des Mö-

bius, Gustav Knuth die Newtons, Theo Lingen die Einsteins, und die unvergleichliche Therese Giehse spielte die einzig Verrückte im Stück, Dr. Mathilde von Zahnd, die Klinikleiterin. Hier soll das vielschichtige Drama um die drei Physiker, die als Patienten in einer privaten psychiatrischen Klinik leben, nicht erneut analysiert werden. Newton und Einstein haben sich ins «Irrenhaus» einliefern lassen, um an Möbius' bahnbrechende physikalische Erkenntnis zu gelangen, die «Weltformel».

Das bekannteste, für immer gültige und in seinen möglichen Folgen auch erschreckende Zitat wird von Möbius gesprochen. Nach-

*«Die Physiker» haben  
in unseren Tagen neue, bestürzende  
Aktualität erhalten.*

hallend setzt es den Schlusspunkt. Die drei Männer, völlig desillusioniert und der Ausweglosigkeit bewusst, sehen ihrer Gefangenschaft entgegen. Da spricht Möbius die eigentlichen Schlussworte: «Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden.»

### Zeugnis griechischer Dennkraft

Nun ist mir beim Übersetzen der «Frauen von Trachis», einer Tragödie des Sophokles, die im Dezember 2024 im Schiffbau in Zürich zur Aufführung kommen soll, die fast wört-

liche Entsprechung des Möbius-Zitates begegnet: «Denn was zutage trat, wer könnte es ungeschehen machen?» Der Zusammenhang: Hyllos, Herakles' Sohn, spricht zu seiner Mutter Deianeira über ihre unbeabsichtigte Untat. Sie harret in Trachis mit Hyllos der Heimkehr ihres Gatten, der seinen Abenteuern in fernen Landen nachgeht. Nun kommt die Kunde, seine Rückkehr stehe bald bevor; aber es komme auch eine junge schöne Frau ins Haus, von der ihr ein Bote berichtet, diese werde als Geliebte künftig mit Deianeira im gleichen Haushalt wohnen.

Die Liebe ihres Gatten zurückzugewinnen, ist Deianeiras einziger Wunsch. Sie verwendet dafür einen Liebeszauber, das mit Blut durchtränkte Gewand des Kentauren Nessos. Dieses aber hat der Pfeil des Herakles, der Nessos tödlich traf, mit dem Gift der Hydra durchsetzt. Hyllos berichtet, wie der Vater von entsetzlichen Schmerzen zerfressen wurde, als er das Unheilsgewand trug. Er nennt seine Mutter Mörderin, sie, schuldlos, ist schockiert: «Weh mir! Welch Wort, mein Kind, hast du hervorgebracht!» Darauf Hyllos: «Eins, das unausweichlich sich erfüllt. Denn was zutage trat, wer könnte es ungeschehen machen?» (V.742 f.)

Der gleiche Gedanke wie bei Sophokles findet sich beim Lyriker Semonides: «Denn das Geschehene wird nicht mehr ungeschehen sein.» Und auch bei Pindar in den «Olympischen Oden» (II 15–17): «Von dem, was getan ist, / sei es mit Recht oder wider das Recht, kann

wohl auch Chronos, / der Vater aller Dinge, den Ausgang nicht ungeschehen machen.»

Dürrenmatt wird diese Zitate aus der griechischen Literatur kaum gekannt, sondern Möbius' Satz originär erdacht und brillant formuliert haben. Unbestritten aber ist es ein überragendes Zeugnis griechischer Denkkraft, diese beklemmende Erkenntnis gewonnen zu haben. «Die Physiker» haben in unseren Tagen durch die gigantische Aufrüstung und das leichtfertige Gerede vom Einsatz von Atomwaffen neue, bestürzende Aktualität erhalten.

## Vom Randenkuchen gezeichnet

Rolf Hürzeler

Liz Truss: Ten Years to Save the West. Biteback. 320 S., Fr. 37.90

Nach fünfzig Tagen war Schluss. Liz Truss, Spitzenpolitikerin der britischen Konservativen, lebte weniger als zwei Monate als Premierministerin am Regierungssitz Downing Street Nummer 10 – ein historischer Kurzzeitrekord. In dieser Zeit schaffte sie es, mit rigorosen Steuerkürzungen ein finanzpolitisches Chaos anzurichten, bis ihre eigene Partei sie zum schnellen Rücktritt zwang. Jetzt hat Liz Truss mit «Ten Years to Save the West» ein Rechtfertigungsbuch geschrieben. Gleichzeitig ist es eine hervorragende Darstellung zukunftsweisender konservativer Denkansätze.

Denn Truss ist eine egomanische Politikerin, für die der Begriff «Kompromiss» ein Schimpfwort ist. Sie ist indes eine grossartige Visionärin, die erkannt hat, welche vergiftete politische Agenda die sogenannten Volksparteien in Europa durchsetzen. Die gescheiterte Premierministerin vermochte es einerseits, auf 300 Seiten kaum einen Fehler zuzugeben, was von bescheidener Selbstreflexion zeugt. Andererseits zeigt sie den fatalen Wertewandel auf, der den gesellschaftlichen Diskurs belastet – von der Erziehung bis zur Energie. «Ich habe in den 1980er und 1990er Jahren gesehen, wie sich linke Organisationen aufgestellt haben, um an die Macht zu kommen [...] Jetzt ist Tapferkeit gefragt, um dagegen anzutreten.»

### Schlangennester in Westminster

Die 49-jährige Liz Truss weiss genau, wovon sie schreibt. Sie ist in einem linken Elternhaus in Nordengland aufgewachsen, der Vater war ein Mathematikprofessor, die Mutter eine aktivistische Krankenschwester. Genüsslich schreibt Truss von der Atmo-

sphäre in ihrem früheren Zuhause: «In meiner Kindheit drehte sich alles um Randenkuchen, Komposttoiletten und die Gefahren der Überbevölkerung.» Wer mit englischem Randenkuchen aufwächst, ist fürs Leben gezeichnet.

Liz Truss' Visionen zeichnen sich durch das verpönte Wort «Menschenverstand» aus. So anerkennt sie zwar die Herausforderungen des Klimawandels, «denn Konservative wünschten ehrlicher als andere eine intakte Natur». Sie hält jedoch Limiten für CO<sub>2</sub>-Emissionen für wenig zielführend. Viel wichtiger sei die energiepolitische Unabhängigkeit des Landes mit einem Mix von fossiler, nuklearer und erneuerbarer Energie. Das tönt vernünftig. Doch solche Vorstellungen lassen sich nach den Erfahrungen von Liz Truss in der britischen Bürokratie nicht durchsetzen. Denn der Beamtenapparat habe die rot-grüne Klimapolitik verinnerlicht.

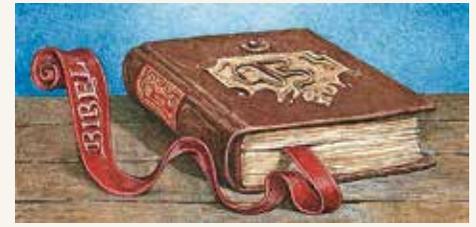
Genauso wie die Justiz. Gemäss Truss lassen sich britische Richter von ihrer links-grünen Befindlichkeit leiten: «Die Justiz hat sich der politischen Rechenschaft entzogen.» Sie lehnt, wenig überraschend, den Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte ab. Auch will sie das oberste Gericht Grossbritanniens abschaffen und mehr Kompetenzen dem Unter-

*Truss ist eine egomanische Politikerin, für die der Begriff «Kompromiss» ein Schimpfwort ist.*

haus mit seinen demokratisch legitimierten Volksvertretern zuordnen. Mit listiger Boshaftigkeit schildert sie auch die Schlangennester in Westminster, etwa die Intrigen, denen sich Johnson nach seinem grandiosen Wahlsieg von 2019 ausgesetzt sah. Die zumindest vorläufig gescheiterte Politikerin hat ein streckenweise unterhaltsames Buch geschrieben.



Streckenweise unterhaltsam: Ex-Premier Truss.



## Die Bibel

### Weisheit oder Verschlagenheit?

*Denn die Weisheit dieser Welt ist Torheit vor Gott. Es steht nämlich geschrieben: Er ist es, der die Weisen fängt in ihrer Verschlagenheit (1. Korinther 3, 19). – Es gibt Weisheiten, die keine sind. Zu biblischen Zeiten und lange danach verstand sich die religiöse Elite als Weisheitsverwaltung. Die Propheten und Jesus kritisierten das. Heute gelten die Bildungsstätten als Horte der Weisheit. Wer dort Schüler oder Lehrer sein darf, hat Auswahlverfahren von der Mittelschulprüfung über die Matura, das Lizentiat bis zur Habilitation durchlaufen. Wenn fast alle eine Matura erlangen wie in Frankreich, dann ist die Auslese allerdings löchrig. Vielleicht deshalb geht es an den französischen Hochschulen so stürmisch zu. Manche befürchten einen neoliberalen Umbau, andere sehen die Wissenschaften in klassenkämpferischen Schablonen gefangen. Seit dem 7. Oktober ist Israel ein heisses Thema. Es wird als Kolonialmacht angefeindet, und die Palästinenser sind seine Opfer. Der Zionismus war allerdings ein linkes Multikulti-Projekt mit Frauenemanzipation. In Israel dürfen die Einwohner ihre Regierung kritisieren und tun es. Kolonialherren sehen anders aus.*

Nach der Französischen Revolution schritt im 19. Jahrhundert die Emanzipation der Juden voran. Der Nationalismus schwärmte dann überall von homogenen Volkskörpern und erklärte die Juden bald zur «parasitischen Pflanze auf den Stämmen anderer Nationen», so der Dichterpfarrer Johann Gottfried Herder. Aus der Bildungsschicht frass sich der Antisemitismus an die Universitäten durch. Besonders von den Geisteswissenschaften geht auch die heutige jüdenfeindliche Agitation aus. Weisheit und Urteilsvermögen hängen eben nicht von der Bildung ab. Aber sie schliessen Bildung nicht aus. An den Hochschulen gibt's auch helle, verlässliche Köpfe. Man muss sie entdecken.

Peter Ruch

# Deutschlands Seelen-Inspektor

Die Krimiserie «Derrick» ist eine wunderbare Sozialstudie der alten Bundesrepublik. Horst Tappert verkörperte bravourös den Titelhelden-Detektiv als Seelenforscher und Therapeut.

Alexander Grau

**D**errick», Folge 93, Titel: «Die Fahrt nach Lindau». Die Episode erzählt vom vermeintlichen Unfalltod des Geschäftsmanns Martin Gericke, gespielt von Klausjürgen Wussow. Mit seinem Wagen kommt Gericke des Nachts von der Strasse ab. Das Fahrzeug steht in Flammen. Die Leiche ist zur Unkenntlichkeit entstellt. Doch schon bald taucht Gericke heimlich wieder bei seiner Familie auf: Der Unfalltod war inszeniert. Am Steuer sass eine andere Person. Gericke wollte untertauchen, weil er in finanziellen Schwierigkeiten war.

Gerickes Sohn ahnt: Sein Vater ist ein Mörder. Gewissensbisse zerreißen ihn. Schliesslich stellt sich heraus, dass ein gewisser Roor, Freund von Gerickes Sekretärin, die Sache eingefädelt hat. In der letzten Szene der Folge knallt Derrick die Pistole, mit der der Fahrer erschossen wurde, auf seinen Schreibtisch. Man hat sie bei Roor gefunden. Gericke gibt den Erleichterten: «Damit ist ja wohl meine Unschuld erwiesen, nicht?» Derrick schaut daraufhin dem Geschäftsmann tief in die Augen: «Herr Gericke, es ist nicht immer nur der Mörder, der schiesst.»

## Kein Unbescholtener

Nein, es ist nicht immer nur der Mörder, der schiesst. Sondern auch der, der zulässt, dass geschossen wird. Der Mitwisser. Der Mitahner.

Als die Folge im Mai 1982 das erste Mal ausgestrahlt wird, liegt der Zweite Weltkrieg gerade mal siebenunddreissig Jahre zurück. Wer bei Kriegsende Mitte zwanzig war, ist nun Anfang sechzig. Millionen Deutsche, die an diesem Frühlingsabend vor dem Fernsehen sitzen, wissen ganz genau, was Derrick ihnen in dieser Sekunde sagt: Man muss nicht selber schiessen, um ein Mörder zu sein. Man kann auch an einem Schreibtisch sitzen. Oder in einer Fabrik arbeiten. Es ist nicht nur ein Täter, der den Abzug betätigt. Oder einen Gashahn aufdreht.

Wie manisch umkreist «Derrick» wieder und wieder, Freitagabend für Freitagabend, das Thema Schuld. Eine Krimiserie bietet sich dafür an. Schliesslich geht es in einem Krimi genau um das: das Schuldigwerden eines Menschen. Doch auf ebenso subtile wie eindringliche Art

gelingt es Drehbuchautor Herbert Reinecker, das Thema Schuld immer wieder von dem fiktiven Fall zu lösen. Hier geht es um das grosse Schuldigwerden, die Schuld zweier Generationen – zu denen auch Reinecker und der Hauptdarsteller Horst Tappert gehörten.

Stellvertretend für diese beiden Generationen versucht die Sekretärin Gerickes (die wunderbare Sissy Höfferer) ihr Handeln zu rechtfertigen: «Ich habe versucht, keine Fehler zu machen.» Und ergänzt: «Was richtig ist, ist nicht immer ganz klar.» Millionen Deutsche werden in diesem Moment verständnisvoll genickt und sich an ihre eigene Biografie erinnert haben. Doch Reinecker hat seine Zuschauer in diesem Moment auf das Glatteis geführt. Denn manchmal ist sonnenklar, was richtig ist und was falsch. Etwa bei Mord. Oder bei Massenmord. In diesen Fällen kann man sich nicht dahinter verschanzen, dass nicht immer klar ist, was richtig ist und was falsch.

Mit peinlicher Akribie zeigt Reinecker die Selbstentschuldigungsmechanismen auf, die im Umfeld von Verbrechen wirken – den grossen und den kleinen. Gegen Ende besagter Folge schreit die verzweifelte Ehefrau Gerickes, stellvertretend für Millionen deutscher Ehefrauen: «Man kann ihm vieles vorwerfen, aber nicht Mord.» Manchmal jedoch ist die Mittäterschaft einfach nicht zu leugnen. Wie etwa in Folge 163, «Auf Motivsuche», in der ein Verdächtiger erklärt: «Ich habe mir ein falsches Bild gemacht.

*Man muss nicht selber schiessen, um ein Mörder zu sein. Man kann auch an einem Schreibtisch sitzen.*

Von der Sache. Von den Leuten. Auch von mir selbst.» Worte, die nach dem Krieg so von Millionen Deutschen hätten gesprochen werden können. Und verzweifelt fügt er an: «Jetzt weiss ich, dass ich alles falsch gemacht habe. Es sind Mörder. Was war nur los mit mir, dass ich einen solchen Fehler machen konnte.»

Um «Derrick» zu verstehen, muss man einen Blick auf Herbert Reinecker werfen, den Schöp-



*Schuld, Sühne, Vergebung:*

fer und Drehbuchautor nicht nur von «Derrick», sondern auch von «Der Kommissar». Reinecker, der Urvater aller deutschen Fernsehkrimiserien, wird 1914 geboren. Er gehört zu jener Generation, die junge Erwachsene sind, als die Nationalsozialisten an die Macht kommen – und häufig genug angetan sind von der Dynamik, der Kraft und Ästhetik der Bewegung.

So auch Reinecker. Er wird Mitglied der Hitlerjugend (HJ) und leitet die westfälische HJ-Zeitschrift *Unsere Fahne*. 1936 wird er Hauptschriftleiter der reichsweiten HJ-Zeitschrift *Der Pimpf*, im Krieg dann der *Jungen Welt*, schliesslich Mitarbeiter des SS-Blattes *Das Schwarze Korps*. Auch das Drehbuch zum Propagandafilm «Junge Adler» stammt von ihm.

Reinecker ist also kein Unbescholtener. Er weiss, wovon er spricht, wenn er über die Verführbarkeit des Menschen schreibt, über fehlgeleiteten Idealismus, über das Gefühl, versagt zu haben, über moralische Hybris, die in den Abgrund führt, über Schuld. Zugleich bleibt Reinecker ein Konservativer, ein Skeptiker gegenüber der westlichen Moderne, die Deutschland nach dem Krieg prägte. Und so ist die Serie «Derrick» bestimmt von der Melancholie eines Mannes,



Evelyn Opala, Fritz Wepper und Horst Tappert (1974).

der lernen musste, dass es zu den liberalen Gesellschaften des Westens keine Alternative gibt, und der doch zugleich mit den Auswüchsen von Freiheit, Kapitalismus und Konsum hadert.

Dass «Derrick» in Deutschland nicht nur aus dem Programm, sondern sicherheitshalber auch noch aus der Mediathek genommen wurde, hat übrigens weniger mit Reineckers Vergangenheit zu tun als mit derjenigen des Hauptdarstellers Horst Tappert. Denn auch dieser war Angehöriger der Waffen-SS (übrigens in derselben Division wie Reinecker). Die genauen Umstände sind allerdings unklar. Sicher ist, dass Tappert ab März 1943 bei einer SS-Flak-Ersatzabteilung in Bad Arolsen (Nordhessen) ausgebildet wurde. Über seine späteren Einsätze und Verwendungen ist wenig bekannt. Er selbst gab an, Kompaniesanitäter gewesen zu sein.

«Derrick» startet im Oktober 1974. Es sind Jahre des Aufbruchs und der Veränderung. Die Studentenunruhen sind erst wenige Jahre her. Die Alltagskultur hat sich in den letzten fünfzehn Jahren massiv verändert. Rock 'n' Roll, Beat, Jeans, T-Shirt und Minirock schockieren die Älteren. Traditionelle Vorstellungen von Pflicht, Gehorsam und Bescheidenheit wer-

den in Frage gestellt. Die neue Generation, zu meist kurz nach dem Krieg geboren, gibt sich nicht mit Verzicht zufrieden, sondern huldigt einem neuen Hedonismus, sucht nach Selbstverwirklichung jenseits von Konventionen und stellt alte Rollenmuster in Frage. Schliesslich revolutioniert die Pille die Sexualmoral.

#### Täter sind keine Monster

Es entsteht eine neue Mittelschicht, die die Gewohnheiten, Regeln und Ordnungsvorstellungen der europäischen Gesellschaften neu definiert. Umgangsformen werden lockerer, Freizeit bekommt einen hohen Stellenwert, Konsumgewohnheiten ändern sich grundlegend. Massenwohlstand wird zum Alltag. Reinecker hat ein feines Gespür für die gesellschaftlichen Veränderungen. Aus heutiger Sicht erscheint «Derrick» wie eine verfilmte Sozialstudie über das Westdeutschland der 1970er und 80er Jahre. Reinecker lässt nichts aus: das aufkommende Drogenproblem, die Nachtclubkultur, die damals noch neuen Diskotheken und die unterschiedlichen Jugendkulturen.

Bei «Derrick» geht es daher um mehr als einfach nur darum, einen Täter zu finden. Schon die

erste Folge macht das klar. Von Anfang an weiss der Zuschauer, wer der Mörder ist. Die Spannung entsteht nicht aus dem *whodunit*, sondern aus den Gesprächen, mit denen Derrick sich der Psyche des Mörders nähert und ihn schliesslich überführt. Reinecker wurde für diese Idee nach der Premiere scharf kritisiert. Die Resonanz war niederschmetternd. Also änderte Reinecker die Erzählweise. Der Grundgedanke jedoch blieb: Nicht die Tat steht im Mittelpunkt, sondern der Täter. Und damit immer die Frage: Wie werden Menschen zu Mördern?

Es ist die Grundfrage, die die Nachkriegsgesellschaft unterschwellig umtreibt: Wie werden ganz normale Menschen zu Tätern? Eine Antwort auf diese Frage ist anthropologischer

#### *Viele Taten sind in gewissem Sinne Notwehr gegen die Zumutungen der modernen Gesellschaft.*

Natur und zutiefst pessimistisch. Sie lautet: Jeder kann zu einem Mörder werden, immer. In Folge 108, «Dr. Römer und der Mann des Jahres», räsoniert der Leiter einer psychiatrischen Klinik: «Jeder Mensch kann einen Mord begehen, wenn Sie ihm die Gründe dafür liefern, was verhältnismässig leicht ist.» Der Mensch ist zu allem fähig. Auch der ganz normale Mensch. Täter sind keine Monster, sondern es sind die Umstände, die bei ganz normalen Menschen die Schattenseite menschlicher Existenz freilegen.

Zu den besonders dunklen Seiten des Menschen gehört seine Gier. Immer wieder bearbeiten Reineckers Drehbücher den Fluch des Geldes. «Geld selber ist ein Verbrechen», heisst es in der Folge «Auf Motivsuche». Und in einer anderen schliesst Derrick resignierend: «Alle wollten Prozente, jeder von jedem.» Reinecker ist Kapitalismuskritiker. Seine Milde, sein Verständnis für menschliche Schwächen dürfen nicht darüber hinwegtäuschen, dass er immer wieder klarmacht, dass der Wohlstand der Bundesrepublik dieser zugleich moralisch zutiefst geschadet hat. Geld, so illustrieren zahllose «Derrick»-Folgen, macht nicht glücklich, sondern weckt Gier, Missgunst und Habsucht.

Und noch eine weitere Triebfeder des Menschen betrachtet Reinecker mit grösstem Pessimismus: die Sexualität. Es sind die Jahre der sexuellen Revolution. Die Röcke werden kürzer, die Hosen enger, die Sitten lockerer. Die Opfer dieser neuen Sittenlosigkeit sind, so die Botschaft, die Menschen reinen Herzens – nicht nur, aber vorzugsweise Mädchen aus gutem Hause, naiv, unschuldig, romantisch. Die Zerstörung von Unschuld und Reinheit durch eine von Geilheit, Gier und Zynismus geprägte Welt – das ist ein wiederkehrendes «Derrick»-Thema.

Aus heutiger Sicht wirkt diese Gesellschaftskritik naiv, bieder und reaktionär – nicht zuletzt, weil sie von einem konservativen Frauen-

bild ausgeht. Die junge Frau ist bei Reinecker nicht stark, selbstbestimmt und resilient, sondern schwach, verführbar und permanent bedroht. Ihre Reinheit und Unschuld sind in andauernder Gefahr. Zwar gibt es auch Frauen, die sich Härte aneignen haben, doch das sind eben Zynikerinnen, Opfer einer kalten, herzlosen, geilen Welt.

### Kampf gegen den Zeitgeist

Aus der Gegenüberstellung von weiblicher Unschuld und Makellosigkeit und einer männlich dominierten Welt von Sex, Drogen, Geldgier und Rücksichtslosigkeit entsteht eine latente Traurigkeit: In der enthemmten Welt des modernen Kapitalismus mit seinen obszönen Vergnügungsmöglichkeiten ist alles Schöne, Wahre, Gute und Reine zum Untergang verurteilt.

Die vielleicht bekannteste Folge, die sich dem Thema der sexualmoralischen Verwahrlosung in dem charakteristischen melancholischen Grundton widmet, ist die Episode 77, «Dem Mörder eine Kerze», mit Sascha Hehn als schmierigem Pornodarsteller. Hier wie in anderen Folgen geschehen bei «Derrick» Morde nicht nur aus niedrigen Beweggründen. Viele Taten sind in gewissem Sinne Notwehr gegen die Zumutungen der modernen Gesellschaft, gegen ihre Rücksichtslosigkeit, ihren Schmutz, ihre sittliche Verwahrlosung.

«Derrick» ist konservative Kulturkritik für das Massenpublikum. Die Diagnose: Unsere Gesellschaft verwahrlost. Die Menschen werden immer rücksichtsloser, hedonistischer und gieriger. Dafür gehen sie über Leichen. Insbesondere die Sensiblen, innerlich Reinen, Musischen und Unschuldigen kommen dabei unter die Räder. Die Wölfe regieren die Welt. Das scheint zunächst banal – selbst wenn es stimmen sollte. Doch aus etwa vierzig Jahren Abstand muss man zugestehen, dass man damals immerhin noch echte Gesellschaftskritik jenseits des Mainstreams wagte. «Derrick» legte sich sowohl mit der politischen Linken als auch mit dem bürgerlich-liberalen Lager der Bundesrepublik an. Beide, politische Linke wie bürgerliche Wohlstandsbürger, werden als Zerstörer all dessen entlarvt, was eigentlich Bedeutung hat: Schönheit, Empfindsamkeit, Innerlichkeit.

Jede «Derrick»-Folge war im Grunde ein Kampf gegen den Zeitgeist. Das unterscheidet ihn von den aktuellen Produktionen, die die herrschende Moral nicht hinterfragen, sondern zumeist verteidigen. Bei «Derrick» ist der Mord Ausdruck einer kranken Welt. Heutzutage ist lediglich der Täter krank in einer Welt, die gesund wäre, wenn es ihn nicht gäbe. Schon an diesem Detail zeigt sich die Selbstgefälligkeit, die sich in unserer Gesellschaft breitgemacht hat.

Geradezu abstossend wird diese moralische Arroganz allerdings im Umgang mit der Serie «Derrick» selbst – man sollte sie dringend wieder ins Programm holen.

## Ausstellung Kunstwerke als lebendige Wesen Angelika Maass

Mehr als Gold – Glanz und Weltbild im indigenen Kolumbien: Museum Rietberg, Zürich. Bis 21. Juli. Begleitbroschüre (72 S., Fr. 19.–), Katalog engl./frz. (344 S., Fr. 49.–)

Ungewöhnlich, überraschend, schön. Und berührender als manche Ausstellung, von der man doch auch berührt wurde. Es steckt so etwas Hoffnungsvolles, vor allem: Versöhnliches in ihr. Und für einmal bewahrheitet sich der ebenso banale wie abgedroschene Satz, dass die Ausstellung zum Nachdenken anregen soll. «Mehr als Gold – Glanz und Weltbild im indigenen Kolumbien» ist eine weltanschauliche, ja, philosophische Ausstellung, die anhand von mehreren Hundert Exponaten dazu einlädt, «unsere Welt und unsere Vorstellungen von Wert und



Bedeutung zu überdenken und mit den Augen derer zu sehen, die sie schufen».

So sagt es Annette Bhagwati, Direktorin des Museums Rietberg, das «die Auseinandersetzung mit der Kunst und der Welt vor allem als Dialog versteht». Mit wem und was nehmen die Besucherinnen und Besucher das Gespräch auf? Mit einer Vielzahl einzigartiger Artefakte, deren Wert in ihrer symbolischen Bedeutung liegt: Kunstwerke, die nicht als Objekte, sondern als Subjekte zu sehen wären, als lebendige Wesen, als Verkörperungen von Gedanken.

### Sieben Jahre Vorbereitungen

Denn das ist das Besondere dieser glanzvollen, einfühlsamen Schau, die sich der Kunst und Kultur des vorspanischen Kolumbiens widmet und sich mit Recht als bahnbrechend versteht:

Sie versucht, die Exponate aus indigener Perspektive zu beleuchten, sie also gerade nicht aus der gewohnten westlich-akademischen Sicht, schon gar nicht mit den «goldhungrigen Augen» der einstigen Eroberer zu präsentieren. Wer sich auf diese Sicht einlässt, erlebt grosse Nähe; Unmittelbarkeit, die fordert.



Unmittelbarkeit, die fordert: Beseelte Objekte aus dem vorspanischen Kolumbien.

Rund sieben Jahre dauerten die Vorbereitungen zur Ausstellung, welche von drei Museen (Los Angeles County Museum of Art, Museo del Oro, Bogotá, Museum of Fine Arts, Houston) und Mitgliedern der Arhuaco (einer von vier noch heute in der Sierra Nevada de Santa Marta in Nordkolumbien lebenden indigenen Gemeinschaften) konzipiert und verwirklicht wurde. In Zürich als einziger Station in ganz



*Die Exponate werden aus indigener Sicht, nicht mit den «goldhungrigen Augen» einstiger Eroberer gezeigt.*

Europa wird sie in erweiterter Form gezeigt – und ist in einem einzigen Besuch kaum zu bewältigen. Die Arhuaco, allen voran die Mamos, ihre spirituellen Anführer, begleiten mit ihrem Denken und Fühlen die Besucher beim Gang durch die auch atmosphärisch schöne, reich bebilderte Ausstellung. Für sie steht fest, «dass jedes



Wesen eine Seele hat» und fühlt, «auch Bäume, Steine und Gefässe. Sie alle sind Teil der Schöpfung und haben daher keinen Anfang und kein Ende.»

Nicht anders die Kunstwerke. All die aus Ton gestalteten, menschlichen und tierischen oder beides vereinigenden Figuren, die Urnen, Krüge, Opfergefässe, Fusschalen, die muschel- und vogelförmigen Okarinas, deren tausend Jahre alte Stimmen zu hören sind – sie werden als Gegenstände präsentiert, die die Welt der Ahnen mit dem Hier und Jetzt verbinden.

Historische Daten, Entstehungszeit? Sie sind in diesem Kontext unwichtig, die Ausstellung kommt ohne sie aus. Stattdessen, so erfahren wir gleich zu Beginn, konzentriere man sich «auf ihre Rolle als Teilnehmer im Universum» und «auf ihre Rolle als Akteure des Lebens». Wir lesen auch die hochaktuellen Worte von Jaison Pérez Villafañá, Anführer der Arhuaco: «Bevor wir denken, dass wir verschieden sind, sagen wir, dass wir dasselbe Haus haben: das Universum. Gemeinsam sind wir die Wurzel all dessen, was existiert.»

### Platz für Staunen und Bewunderung

Verständlich, dass in dieser Sicht auf die Welt die Bewahrung des Gleichgewichts von allem, was die Schöpfung physisch und metaphysisch ausmacht, die Hauptaufgabe des Menschen ist. Verständlich auch in dem Zusammenhang, dass für die Indigenen Gold erst dann wertvoll ist, wenn es zu beseelten Objekten verarbeitet wird. Als Fundstücke aus früheren Zeiten und Exponate in Museen ist es ihr Zweck, Beziehungen herzustellen, dem Gedanken der Verbindung und der Fürsorge Raum zu geben.

*Verständlich, dass Gold erst dann wertvoll ist, wenn es zu beseelten Objekten verarbeitet wird.*

So hat man als Museumsbesucher noch selten auf Exponate geschaut, man fühlt sich verantwortlich und spürt, wie nah Fürsorge und Erkenntnis zusammenrücken können. Und denkt, wie es wäre, wenn wir im Fremden nicht das Trennende, andere sehen könnten, sondern das, was uns ganz, was uns heil macht.

Doch keine Angst, es bleibt genug Platz für Staunen und Bewunderung angesichts der Schönheit und sprechenden Eigenart der hinreissenden Objekte: das goldene Hausmodell, der Kokablätter kauende Denker, der Anhänger mit dem Fledermausmenschen und der Schlange, die Brustplatte mit mythischen Wesen, der Ohrschmuck mit Vogelkopf oder die vielgestaltige Opfergabe von Suba.



*„Er hat schon eine Art Eigenleben entwickelt...“*

## Fernsehen Unter dem Regenbogen Stefan Millius

Regenbogenparade 24 – Pride and Party:  
ORF 1. 8. Juni

Die «Regenbogenparade», das «Highlight des Pride-Months in Österreich», erobert Wien. ORF 1 ist live dabei und überträgt den farnefrohen Umzug drei Stunden lang mit einem Grossaufgebot. Man wolle damit «gleiche Rechte und mehr Toleranz» für die LGBTIQ-Bewegung erreichen, heisst es in der Sendungsbeschreibung. Jeder andere Veranstalter kann nur davon träumen, dass sein Anlass mit Heerscharen von Kameras des öffentlich-rechtlichen Rundfunks begleitet wird. Das sind nicht nur «gleiche Rechte». Das ist ein Sonderstatus der Extraklasse.

Die Wiener Ringstrasse sah aus, als hätte man einen Regenbogen eingefangen und auf dem Boden ausgelegt. Eine Dragqueen kommentierte das Geschehen, Influencer-Stars wurden eingeflogen. Zahlreiche Drohnenkameras waren im Einsatz, damit auch wirklich jeder die Grössenordnung der Parade erfassen konnte.

So bunt und unterhaltsam das Ganze war: Die Toleranz, für die der Grosseinsatz des ORF den Boden schaffen wollte, ist längst Realität. Queere und Non-Binäre konnten sich stundenlang vor dem ganzen Land selbst zelebrieren. Das ist angesichts ihrer Zahl kaum verhältnismässig, zumal der Sender die «Regenbogenparade» mittlerweile jedes Jahr abdeckt.

In Österreich gibt es eine andere, schnell wachsende gesellschaftliche Gruppe: Leute, die sich aufgrund der Rekordinflation das Leben nicht mehr leisten können. Würden sie mitten in Wien auf ihre Situation hinweisen, bliebe die stundenlange Live-Übertragung unter Drohnen wohl aus. Sie sind zu wenig bunt und schräg.

## Film

# Der Bombenleger als Weltverbesserer

Wolfram Knorr

La scomparsa di Bruno Breguet (CH 2024)  
Dokumentarfilm von Olmo Cerri

Auf den Tessiner Gymnasiasten aus der beschaulichen Schweiz müssen die Demos, Strassenkämpfe, Sit-ins gegen Krieg, Flucht, Unterdrückung von Vietnam bis Palästina in den 1970ern wie ein Feuerwerk von *magic moments* gewirkt haben. Anders ist kaum erklärbar, was den jungen, kurz vor der Matura stehenden Bruno Breguet aus Minusio dazu trieb, die Brücken hinter sich abubrechen und den bewaffneten Widerstand zu suchen.

Er war, wie viele seiner Generation, infiziert vom Renitenz-Elan gegen das «Establishment». Und so fräste er sich als «Kind von Marx und Coca-Cola» durch die einschlägige Literatur. Entscheidend war 1969 der Prozess gegen drei palästinensische Attentäter in Winterthur, die auf dem Flughafen Zürich Kloten eine Maschine der israelischen Gesellschaft El Al angegriffen hatten. Die Palästinenser wurden verurteilt, der israelische Sicherheitsmann aber, der einen der Attentäter getötet hatte, freigesprochen. Für Bruno eine Riesenungerechtigkeit. Das überzeugte ihn endgültig, der Volksfront zur Befreiung Palästinas (PFLP) beizutreten.

1970 reiste er nach Beirut, ins Rekrutierungsbüro der PFLP (Popular Front for the Liberation of Palestine), wo der unauffällige junge Mann mit Schweizer Pass willkommen gewesen sein soll. Jedenfalls wurde er vier Monate später mit einem Sprengstoffgürtel um die Hüfte und einem Zünder in einer Marlboro-Schachtel in Haifa vom Zoll gestellt. Neben dem Sprengstoff wurden auch Metallplatten mit der Aufschrift PFLP gefunden, die jeweils nach blutigen Attentaten an den Tatorten hinterlassen worden

## Nach der Haft habe sich Breguet als Palästinenser gefühlt, liess er mitteilen.

waren. Der Anschlag sollte dem Shalom Tower gelten, damals das höchste Gebäude im Nahen Osten. Breguet wurde zu fünfzehn Jahren Haft verurteilt, 1977 aber bereits freigelassen.

Das Timing ist nicht schlecht, in einem Klima des Antizionismus und Antisemitismus, der weltweiten Pro-Palästina-Demos und Uni-Besetzungen einen Dokumentarfilm über den engagierten, aber naiven Terroristen Bruno Breguet ins Kino zu bringen. Darin versucht Olmo Cerri (Untertitel: «Vom zivilen Ungehorsam und militanten Widerstand»), die Motive des fast in Vergessen-



Vergangenheit verklären: Regisseur Cerri mit einer Wegbegleiterin Breguets.

heit geratenen Schweizer Terroristen, dessen Verschwinden bis heute mysteriös geblieben ist, zu entschlüsseln.

## Die Illusion muss bleiben

Cerri Annäherung laviert zwischen Romanisierung und vorsichtigen Rechtfertigungsversuchen. Samtpfotenartig erzählt Cerri von einem verschlossenen, fast schüchternen jungen Mann, dessen erster Attentatsversuch schon am Zoll in Haifa scheiterte. Ehemalige Gefährten vermuten, er sei einem Maulwurf zum Opfer gefallen, andere, einem «Test» der PFLP. Nach der Haft habe sich Breguet als Palästinenser gefühlt, liess er mitteilen, aber für die Partei war er «wertlos» geworden.

Aufgeben war für ihn keine Option, und so schloss er sich 1979 dem berüchtigten Terroristen Carlos an. Carlos' Truppe übernahm für jeden die Drecksarbeit, auch für den rumänischen Diktator Ceausescu mit einem Anschlag auf den Sitz von Radio Free Europe in München, bei dem acht Menschen zum Teil schwer verletzt wurden. Breguet war aktiv beteiligt. Als er in Paris einen irakischen Verleger und seine Redaktion zerbomben sollte, wurden Breguet und seine Komplizin erwischt. Dreieinhalb Jahre Knast, danach blieb er Carlos treu, war

viel im Nahen Osten und soll sich später nach Griechenland zurückgezogen haben. Auf einer Fähre zwischen Griechenland und Italien ist er im November 1995 spurlos verschwunden. Dem Terrorismusforscher und Historiker Adrian Hänni gelang später ein Scoop mit der Enthüllung, Breguet sei zur CIA übergelaufen.

Das Aufschlussreichste und zugleich Amüsanteste an Cerri's Dokumentation sind die ehemaligen Freunde und Wegbegleiterinnen aus der linken Szene. Allesamt charmante, weisshaarige, die Vergangenheit auch selbstironisch verklärende Damen und Herren, die über die alten Zeiten reden wie über einen längst erloschenen Vulkan, in den sie noch einmal ein paar Blicke werfen und nicht recht glauben können, dass der mal Feuer spie. Verblüffend ist, dass sie letztlich nicht viel über Breguet wissen, seinen Weg nicht teilen, ihn aber auch nicht wirklich verurteilen wollen. Der Enthüllung von Adrian Hänni misstrauen sie. Da ist er dann doch noch, der alte Korpsgeist der einst aktiven Linken: Die Illusion muss bleiben. Olmo Cerri's Handicap ist vor allem, dass die Familie Breguet sich konsequent weigerte, am Film mitzuwirken. So erfährt man zu wenig über diesen seltsamen Idealisten, der zum Bombenleger wurde, um die Welt zu verbessern.

## Pop Intellectronica wie früher Dominik Imseng

Pet Shop Boys: Nonetheless. Parlophone

Hätte Neil Tennant von den Pet Shop Boys mehr Ahnung von Synthesizern gehabt, wäre eine der erfolgreichsten Elektropop-Bands nicht entstanden. Tennant – seit Teenager-tagen Hobbymusiker – versuchte im August 1981, seinem frisch gekauften Korg MS-10 so faszinierende Klänge zu entlocken wie die von Kraftwerk auf den Alben «Die Mensch-Maschine» und «Computerwelt». Doch ganz egal, wie verzweifelt der Brite an den Knöpfchen drehte – das elektronische Tasteninstrument blieb stumm wie ein Stein. Bis der studierte Historiker merkte, dass ein Synthesizer keinen Lautsprecher hat – er ist ja auch keine Heimorgel.

Und so musste sie denn kommen, die Geburtsstunde der Pet Shop Boys, die eigentlich «HiFi Shop Boys» heissen müssten: Während sich Tennant ein Kabel löten liess, um seinen Korg mit der heimischen Stereoanlage zu verbinden, plauderte er mit einem weiteren Kunden im Audio-Fachgeschäft: Chris Lowe, fünf Jahre jünger, angehender Architekt, ebenfalls Hobbymusiker und – vor allem – ebenfalls Fan dieser neuen und aufregenden elektronischen Popmusik, die gerade die britischen Charts eroberte.

### Disco und Diskurs

Würden die beiden Nordbritten hinkriegen, was Bands wie The Human League, Depeche Mode, Soft Cell oder OMD vorgemacht hatten? Und wie sie das konnten! Rasch entstanden gemeinsame Songs, darunter bereits Synthie-Pop-Perlen wie «Jealousy», «Rent» oder «Opportunities (Let's Make Lots of Money)», die erst Jahre später aufgenommen werden sollten.

Tatsächlich war Neil Tennant beim Durchbruch der Pet Shop Boys mit «West End Girls» schon 31 und damit der älteste frischgebackene Popstar der Welt. Dafür war er zusammen mit Chris Lowe aber auch der Begründer eines neuen Genres: Intellectronica – elektronische Musik mit schlaun Texten über Themen, die man in den geistigen Untiefen der Hitparaden sonst vergeblich sucht: vom Psychogramm desorientierter Vorstadtjugendlicher im Song «Suburbia» über die Kritik an Thatchers Privatisierungsfuror in «Shopping» bis zur meisterhaften Elegie an die Vergänglichkeit in «Being Boring» – Rilke als Synthie-Popper.

Nach einer imperialen Phase, in der die Pet Shop Boys während fast 25 Jahren nur eine Handvoll schlechter Songs einspielten (darunter freilich ihr bis heute grösster Hit, das schrecklich überproduzierte «It's a Sin»), verliebten sich Lowe und Tennant Anfang der 2010er Jahre in die Berliner Technoszene. Das bekam den zwei Briten offenbar nicht gut, denn auf ihren vergangenen vier Alben muss man die gelungenen Songs suchen – wenn sie denn überhaupt Lieder enthalten und nicht nur tumbes Bummbummbumm. Tatsächlich schien das musikalische Genie der Band, das sich nicht zuletzt dem Londoner Gay-Klub «Heaven» verdankt, wo sich Lowe und Ten-

### Die beiden schenkten der Welt ein paar der klügsten Popsongs überhaupt.

nant in den frühen 1980er Jahren von High-Energy-Hymnen wie «Native Love» elektrisieren liessen, in einem weiteren Klub zu erlöschen – im Berliner «Berghain».

Zu ihrem Glück haben das die beiden 69 und 64 Jahre alten Jungs nun aber gemerkt – und auch zu unserem. Gewiss, «Nonetheless», ihr jüngst erschienenenes 15. Studioalbum, ist bei weitem kein «Please» und kein «Behaviour» geworden, kein «Bilingual» und kein «Fundamental». Und doch – oder eben: *nonetheless* – vermag ihr neuestes Werk mit Tracks wie «Loneliness» oder «Dancing Star» an jene Zeiten zu erinnern, als zwei Fremde in einem Londoner Audio-Fachgeschäft miteinander ins Gespräch kamen und beschlossen, Disco mit Diskurs zu mischen und so der Welt ein paar der klügsten Popsongs überhaupt zu schenken – und auch ein paar der besten.



Rilke als Synthie-Popper: Pet Shop Boys.

## Jazz Melancholie mit Biss Peter Rüedi

Tomasz Stanko Quartet (Marcin Wasilewski, Slawomir Kurkiewicz, Michal Miskiewicz): September Night. ECM 2650 6519143

Gibt es so etwas wie nationale Gemütslagen? Michal Urbaniak, polnischer Jazzgeiger und gefeierter Star in verschiedenen Fusionsunternehmen, sagte mir einmal: «Ich hab auch immer gelacht, wenn ich nach dem polnischen Herz in unserer Musik gefragt wurde. Inzwischen muss ich sagen: Sie hatten recht. Vielleicht ist sie in unseren Genen kodiert, diese Schwermut.» Ein Freund von Urbaniak war der Trompeter Tomasz Stanko, schon vor seinem Tod 2018 eine Legende nicht nur des polnischen Jazz. Der meinte: «Vielleicht ist diese Verbindung aus Melancholie und Exzess eine polnische Eigenschaft, wer weiss, vielleicht geografisch bedingt, wie Romantik und Anarchie in Russland.»

Wie immer: Exzess und Melancholie bestimmten gewiss Leben und Werk dieses unvergleichlichen Trompeters. Seit seiner Hommage an den frühen Partner und Förderer, den charismatischen Krzysztof Komeda («Litania», 1997), zu spätem, verdientem Ruhm gelangt, entfacht seine Musik einen mächtigen melancholischen Sog, mit einem Trompetenklang, der die tiefen Lagen und die «unreinen» Intonationen bevorzugt, Glissandi und graulende Verschattungen, aus denen er sich gelegentlich zu strahlenden Höhen und zu freien Ausbrüchen aufschwingt, Erinnerungen an seine «exzessivere» Free-Jazz-Vergangenheit. Stankos Melancholie ist nicht mit Resignation zu verwechseln. Sie meint vielmehr den unerschrockenen Blick ins dunkle Auge des Unvermeidlichen.

Jetzt ist die Aufzeichnung eines Konzerts erschienen, das Stanko 2004 mit seinem jungen polnischen Trio in München gab: voller melancholischer Verschattungen, aber mit enormer Energie vor allem im Rapport zwischen Stanko und der Rhythmusgruppe, zumal dem Pianisten Marcin Wasilewski, aber auch Slawomir Kurkiewicz am Bass und Michal Miskiewicz am Schlagzeug – eine Truppe, die Stanko seit ihren Teenagerjahren förderte. «September Night», in einer Reihe mit den schönsten Alben des Trompeters mit diesem Trio («Soul of Things», «Suspended Night», «Lontano»), ist vor zwanzig Jahren entstanden und von einer zeitlosen Präsenz. Melancholie, aber mit scharfen Rändern. Mit viel Biss. Viel Glanz, viel Tiefe. Aber auch mit beträchtlichem Witz in der fast telepathischen Kommunikation zwischen dem expressiven, aber auch immer rücksichtsvoll sparsamen Meister und seinen Partnern.



*Ein bisschen Rotlicht, ein Spotlicht: der Club-Präsident in seinem Schlafzimmer, 1982.*



## UNTERWEGS

### Besser als Sex

*Alberto Venzago*

Ein sonniger Herbsttag. Ein Treffen mit dem Präsidenten des Lamborghini-Clubs der Schweiz steht an. Irgendwo im Aargau.

Wir begrüßen uns herzlich, doch sein Kopf ist nicht hier. Seine Welt ist erfüllt vom Klang brüllender Motoren und dem Duft heisser Reifen auf dem Asphalt.

Wir reden und tauschen Geschichten über Leidenschaft und Performance aus, über den Nervenkitzel der Beschleunigung, das Adrenalin in den Kurven und die unvergleichliche Eleganz italienischer Ingenieurskunst. Anstandshalber habe ich meinen Porsche 911 ausser Sichtweite hinter dem Reihenhaus parkiert.

«Und, was war das beeindruckendste Erlebnis mit Ihrem Lambo?»

Seine Augen leuchten auf, ich erwarte einen atemberaubenden Moment, wie er die grenzenlose Kraft seines Wagens auf der einsamen Bergstrasse rauskitzelt. Das Rauschen des Windes, das Aufheulen der zwölf Zylinder und die unbeschreibliche Freiheit, die ihn durchströmt, wenn er den Pass erobert.

Alles pure Fantasie.

Sein aufregendstes Erlebnis findet sonntagsmorgens in seiner Garage statt. Während er in seinem Lamborghini sitzt, das Tor geöffnet, und den Drehzahlmesser im roten Bereich zittern lässt.

«Nichts übertrifft meine Aufregung und die Leidenschaft dieses Momentes, nicht einmal die Intimität mit meiner Frau im Bett!»

Was für ein Geständnis.

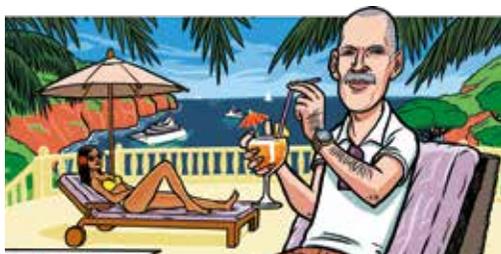
Wir reden über das Porträt, das ich von ihm machen möchte. Ich bitte ihn um seine Vorstellung und erwarte eine Idee, mit dem Lamborghini vor einem atemberaubenden Bergpanorama zu posieren, die Sonne im Hintergrund und die gleissende Karosserie im Vordergrund.

Die Verschmelzung der Schönheit der Natur mit der kraftvollen Eleganz seines Wagens. Lamborghini-Faszination pur! Doch es kommt anders.

Mit einem breiten Grinsen begeben wir uns mit dem Präsidenten in sein Schlafzimmer. In einer geöffneten Schublade entdecke ich eine Lamborghini-Unterhose mit dem legendären Stier Murciélago, der am 5. Oktober 1879 einen Stierkampf mit 24 Lanzenstößen überlebte und daraufhin begnadigt wurde.

Ich setze ihn in Pose, die Unterhose im Mittelpunkt des Bildes. Ein bisschen Rotlicht und ein Spotlicht. Ein perfekter Moment der Leidenschaft. Ein perfekter Herbsttag.

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Gewinnen ist leicht, schwer wird's danach

Mark van Huisseling

Es war ein Jahr, das uns Anlegern recht viel Freude bereitete, jedenfalls bis hierher (Schweizer SMI plus 8 Prozent, Amerikas S & P 500 plus 11 Prozent, Bitcoin plus 55 Prozent). Doch das war der einfache Teil, der anspruchsvolle kommt jetzt – was tut man als Nächstes? Stellt man erstens Buchgewinne, wie nicht realisierte Wertsteigerungen in der Fachsprache genannt werden, überhaupt sicher? Und zweitens, falls ja, was macht man dann damit?

Schauen wir bei den Gewinnern nach, weil Lernen von den Besten zielführend ist, sagt man. Wer aber sind die Besten? Nicht die ver-

*«Ich habe viel für Alkohol, Weiber und Autos ausgegeben. Den Rest habe ich verjubelt.»*

mutlich, die im Lotto gewonnen haben – Lotterien sind so etwas wie der Onkel mit Vorstrafe in der Anlagekategorie-Familie –, Erkenntnisse liefern sie dennoch: Kürsat Yildirim etwa leerte den deutschen Jackpot, *Blick*-Leser kennen Chico, 43, wie er genannt wird. Von den zehn Millionen Euro, die er vor weniger als zwei Jahren holte, sollen noch mehr als sieben da sein, sagt er. Denn er habe sein Geld gut investiert. Nehmen wir an, er erzielte jährlich 10 Prozent Rendite, dann hätte er bereits fünf Millionen verbrannt. Und wäre in drei Jahren pleite, falls er so «gut» weiterwirtschaftet. Oder Werner Bruni, der erste Schweizer Lottokönig, 1979 hat er 1,7 Millionen Franken gewonnen. Er überlupfte sich in der Folge mit einem Hauskauf, machte Schulden, meldete Konkurs an

und starb schliesslich arm sowie einsam (seine Frau hatte ihn verlassen).

Die gute Nachricht: «Basierend auf den Rückmeldungen können wir festhalten, dass die allermeisten Gewinnenden verantwortungsvoll mit ihrem Geld umgehen», antwortet ein Swisslos-Sprecher auf eine *Blick*-Anfrage (der Lotteriebetrieb fragt seit 2016 seine Millionäre, was sich in ihrem Leben fünf Jahre nach dem Gewinn verändert hat). Was «verantwortungsvoll» bedeutet, ist unklar, man erinnert sich an das Neureichen-Bonmot: «Ich habe viel für Alkohol, Weiber und schnelle Autos ausgegeben. Den Rest habe ich einfach verjubelt.»

Eine Etage über den Lottospielern befinden sich die Investoren in Kryptowährungen. Das National Bureau for Economic Research, eine amerikanische Nichtregierungsorganisation, hat untersucht, was Kryptomillionäre – es gab vergangenen Juni, als der Bericht erschien, schätzungsweise 88 000 solcher auf der Welt; heute liegt etwa der Bitcoin-Kurs mehr als doppelt so hoch, die Anzahl dürfte also stark gestiegen sein – mit ihren Anlagen anfangen. Das Ergebnis, verkürzt: Gewinne werden oft sichergestellt und ausgegeben. Für *non-essential goods* (modische Kleidung, Schmuck, elektronische Geräte und, tatsächlich, schnelle Autos sowie für den Ausgang; immerhin ist der Anteil, den Kryptogewinner konsumieren, niedriger als bei Lottokönigen). Zur Hauptsache investieren sie aber in Wohnungen, Häuser sowie Aktien, Kryptogewinne bewegen deshalb die Realwirtschaft, steht im Bericht.

Aktionäre schliesslich verflüssigen ihre im Wert gestiegenen Anlagen am zurückhaltendsten, man darf sie so besehen als die Erwachsenen unter den Gewinnern beschreiben. Das hat auch damit zu tun, dass viele ein Sparziel haben, zum Beispiel Deckung ihrer Lebenskosten im Ruhestand. Aber wohl auch damit, dass einen eine (lange) Investorenlaufbahn demütig macht. Klar kann ich meine bestlaufenden Positionen verkaufen und mich am Gewinn erfreuen. Doch danach muss ich mindestens eine neue, gleich gute Anlageidee haben, wenn ich nicht den Vorrat an- oder auffressen will. Easy, nicht wahr? Wer schon einmal auf einen Star-Performer gesetzt hat, schafft es bestimmt auch ein zweites Mal. Bloss ist statistisch erwiesen, dass Wiederanlagen mehrheitlich

schlechter performen als die erfolgreichsten Aktien, von denen man sich getrennt hat.

Im Grunde ist das Ganze dennoch ziemlich einfach: Es braucht bloss eine strenge Einschätzung der eigenen Fähigkeiten. Also die Grösse, zuzugeben, dass man das Schwein hatte, einmal richtig gelegen und sein Geld gut angelegt (oder sogar im Lotto gewonnen) zu haben. Wer das nicht eingestehen kann, macht es wie Kürsat «Chico» Yildirim – bei dem ist nach zwei Jahren schon fast die Hälfte seiner zehn Lottomillionen weg. Doch er meint immer noch, er sei ein guter Investor.



## UNTEN DURCH

### Totalitäre Deckel

Linus Reichlin

Als ich zum ersten Mal eine PET-Flasche aufschraubte und der Deckel hängenblieb, so dass man a) nicht mehr ohne Probleme aus der Flasche trinken und b) nicht mehr ohne Probleme ein Glas füllen konnte, wusste ich sofort: EU. Fortan ist die EU dabei, wenn wir an einem schönen Sommertag am See sitzen und unseren Durst mit einer Flasche Mineralwasser stillen. Die EU flüstert uns ins Ohr: «Früher habt ihr den Deckel immer weggeschmissen, und dann endete er im Magen eines Walfischs. Das ist jetzt vorbei, *like it or not!*» Eindeutig *not!* Diese Deckel machen Millionen Menschen wütend, weil sie unpraktisch sind und weil man mit einem Deckel machen können will, was man will. Deshalb reisst man ihn in einem Akt des Widerstands einfach von der Flasche, und wehe, es schwimmt am Strand zufällig ein Walfisch vorbei: Der kriegt gleich die Deckel in den Mund geschmissen. Das könnte sogar ein neuer Volkssport werden: Wal-

fischgolf. Als älterer freier Schweizer, der sich leicht von kleinen Widrigkeiten des Alltags stören lässt, habe ich mir extra eine Schere mit fettem Plastikgriff gekauft. Denn das Abreissen des Deckels von der PET-Flasche ist für ältere Menschen mit Fingerarthrose umständlich (EU = institutionalisierte Gerontophobie), und hinterher bleiben am Deckel dünne Plastikriemchen von der Zwangsverschweissung übrig, und die piksen. Also schneide ich diese Riemchen ab, und zwar am liebsten über dem Lavabo, damit man die Stückchen gleich in die Mikroplastikhölle wegspülen kann. Den Deckel selbst verliere ich dann meistens in irgendeinem Feuchtbiotop, denn ich gehe gerne bei den Fröschen und Sumpfnattern spazieren, aber natürlich nie ohne eine Flasche Wasser.

Nein, im Ernst: Mit mir kann man schon über Umweltschutz reden, aber nicht in diesem Ton! Wenn man mir mit solchen totalitären Deckeln kommt, bewirkt man nur, dass mir die Umwelt unsympathisch wird und ich Lust auf Vergeltungsschläge kriege. «Reg dich ab», sagte mein neuer Freund Max, «mich stören diese Deckel gar nicht.» Ja, sie stören Max nicht, weil er in seiner Villa eine Haushälterin hat, die für ihn die PET-Flaschen aufschraubt, und im beruflichen Bereich tut das sein Sekretär. Diese EU-Verordnung trifft einmal mehr die Armen, die ihre Flaschen selbst aufmachen und mangels Gläsern aus der Flasche trinken müssen, und das mit einem lästigen Deckel vor der Nase.

Die reichen Grünen hingegen lassen währenddessen die Champagnerkorken meterweit durch die Umwelt fliegen. Sie leben in einer Welt der freien Korken und der Vorschriften, an die sie sich nicht halten müssen, weil das ihr Sekretär für sie erledigt. So ist das:

*Die Grünen leben in einer Welt der freien Korken und der Vorschriften, an die sie sich nicht halten müssen.*

Man sieht einen einfachen Plastikdeckel, und er erzählt einem die Geschichte sozialer Gräben, elitärer Arroganz, bürokratischer Bevormundung und schrecklicher Sexpraktiken. Kürzlich las ich, dass ein Mann in Belgien – wo sonst! – sich solche Deckel hinten reinstopfte und sie dann nicht mehr rauskriegte, so

dass er versuchte, sie mit einem Staubsauger rauszusaugen, und am Schluss hatte er auch noch das Staubsaugerrohr hinten ... «Und in welchem Schundblatt hast du diesen Quatsch gelesen?», fragte mein neuer Freund Max, und ich sagte: «In der *Süddeutschen*.» Max ist nämlich ein glühender Leser der *Süddeutschen Zeitung*, in der alles steht, was er schon immer wusste. Zum Beispiel steht drin, dass man sich nicht schämen muss, wenn man als Grüner eine Villa hat, solange man kein Antisemit ist. Auch eine Haushälterin ist okay, aber sie sollte Vegetarierin sein, damit man selber ohne Gewissensbisse Fleisch essen kann: Delegierter Vegetarismus heisst das bei den Grünen. «Quatsch!», sagte Max, und ich sagte: «Du solltest dir mal den Deckel weglassen lassen, der an deiner Nase hängt.»



## SEX Eine bestimmte Identität

*Dania Schifftan*

*Liebe Dania, ich kann mich nicht entscheiden, ob ich auf Männer oder Frauen stehe, trotzdem möchte ich mich auf ein Geschlecht festlegen.*

*Was raten Sie mir?*

F.K., Bellinzona

Was gibt es Schöneres, als sich für Menschen zu interessieren? Sie finden Männer und Frauen anziehend und haben dadurch die wunderbare Möglichkeit, breit zu wählen und sich nicht auf eine spezifische Gruppe festzulegen. Was für ein Geschenk! Wie sehr schränken wir uns ein, wenn wir sagen: Ich stehe nur auf blonde Frauen oder nur auf Männer mit Bart! Viele Menschen sortieren nach körperlichem Aussehen und Eigenschaften und nehmen sich dadurch Wahlmöglichkeiten und

Freiheit. Ich esse gerne italienisch, und doch würde es mir nicht im Traum einfallen, mich für immer auf Pasta, Pizza und Co. festzulegen.

Deshalb stellt sich für mich die Frage, warum Sie sich festlegen und damit künstlich einschränken wollen. Welches Bedürfnis würden Sie sich damit erfüllen? Was genau steckt

*Sehnen Sie sich nach Struktur und glauben, dass diese Ihnen Sicherheit gibt?*

hinter dem Wunsch, sich zu entscheiden? Vielleicht ist es die Idee, zu glauben, dass Sie sich dadurch eine bestimmte Identität verschaffen. Oder Sie sehnen sich nach Struktur und glauben, dass diese Ihnen Sicherheit gibt. Vielleicht ist eine Variante mit weniger vermeintlichen Herausforderungen verbunden und scheint deshalb bequemer. Was auch immer dahintersteckt – es wäre spannend, das herauszufinden. Selbstverständlich können Sie sich festlegen. Doch anhand welcher Kriterien wollen Sie sich entscheiden? Sicher ist: Sie müssen sich nicht entscheiden! Sie können heute beim Italiener und morgen beim Griechen essen und überall Ihrem Traummann oder Ihrer Traumfrau begegnen. Was würden Sie tun, wenn Sie sich morgen für Männer entscheiden und Ihnen übermorgen die perfekte Frau über den Weg läuft?

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [dania@weltwoche.ch](mailto:dania@weltwoche.ch)



# Gute Laune als Differenzierung



Wer die Regeln bricht, sollte sie kennen: Erfolgsmarke Jacquemus.

Die Luxusindustrie weckt keine Bedürfnisse, sie erfindet sie und generiert damit Traum-Margen. Während etwa für Konsumgüterhersteller die klare Unterscheidung im Wettbewerb massgebend ist für den Erfolg am Markt, agieren Luxusmarken mit ihren Kommunikations-Codes erstaunlich konventionell: berühmtes Gesicht, Produkt, Logo, fertig. Nicht um Differenzierung geht es, sondern

um Distinktion. Models werden im Superluxus-Segment normalerweise bierernst fotografiert, die Konvention will, dass Lächeln ein untrügliches Signal für Billigmode ist. Anders das Modelabel Jacquemus. Es sorgt seit einiger Zeit für Furore, bricht Konventionen und setzt neue Standards in der Ansprache. Die Marke hat ihren Ursprung nicht in Paris, sondern in Südfrankreich am Mittelmeer. Die mediterrane

Leichtigkeit ist spürbar in Produkt, Boutiquen und Werbung. Humor und unzynische Ironie sind das Leitmotiv. Es gilt: Wer die Regeln bricht, sollte die Regeln kennen, um ernst genommen zu werden. Dem sommerlichen Brand gelingt dies meisterlich.

David Schärer ist Marketing- und Werbe-Experte.

**PEANUTS**  
by SCHULZ



# Bei Kevin zu Hause

Die berühmte Filmvilla kann man jetzt kaufen.  
Sie prägte den Geschmack einer ganzen Generation.

**E**s gab Zeiten, da parkierten an Heiligabend Hunderte von Autos rund um das Grundstück. Die Schaulustigen wollten alle einfach einmal einen Blick auf das legendäre Filmhaus werfen.

Die Weihnachtskomödie «Home Alone» von 1990 prägte Eltern einer ganzen Generation nicht nur bei der Wahl des Vornamens ihrer Kinder, sondern auch deren Einrichtungsgeschmack. «Meine Dekorations- und Wandverkleidungswahl für «Home Alone» veränderte die Farbpalette der Nation für das kommende Jahrzehnt», sagte Setausstatterin Eve Cauley im Fachmagazin *Architectural Digest*. Dominierten dezente Mauve-Töne, Jeansblau, helles Türkis und sanftes Rosa Amerikas Wohnzimmer bis 1990, kamen sie danach vielfach in einem tiefen Rotbraun daher. Cauley wollte einen Look, der an die Werke eines der einflussreichsten amerikanischen Künstler und Illustratoren, Norman Rockwell, erinnert. Manch einem ist er zu kitschig, zu seinen Fans gehörten und gehören unter anderem auch ehemalige Präsidenten wie Ronald Reagan oder Bill Clinton.

Im kollektiven Gedächtnis des Publikums – immerhin schauten rund 100 Millionen Perso-

nen im Kino zu, wie Kevin allein zu Hause mit zwei unterbelichteten Einbrechern fertig wird – blieb aber auch das Äussere der stattlichen Villa hängen. Sie befindet sich rund eine halbe Autostunde von Chicago entfernt an der Lincoln Avenue 671 in Winnetka, Illinois. Die perfekt symmetrische herrschaftliche Front im gregorianischen Kolonialstil überzeugte die Filmemacher damals nach wochenlanger Suche nach der perfekten Lokalität. Es sollte ein Bau sein, der «warm und gleichzeitig bedrohlich» anmutet, sagte Regisseur Chris Columbus einmal.

Damals gehörte das 1921 errichtete Gebäude der Familie Abendshien. Sie bewohnte es 25 Jahre lang bis 2011 und verkaufte die prächtige Liegenschaft 2012 für 1,585 Millionen Dollar. 2018 wurde sie vollständig renoviert und erweitert, wodurch sich die Quadratmeterzahl fast verdoppelt hat. Ende Mai kam das «Home Alone»-Grundstück für 5,25 Millionen Dollar wieder auf den Markt. Für dieses Geld erhält man gut 500 Quadratmeter, fünf Schlafzimmer, sechs Bäder, verschiedenste luxuriöse Einrichtungen wie einen Fitnessraum, eine *wet bar* und ein Heimkino – sowie etliche Filmtouristen, welche die Kevin-Villa zur Weihnachtszeit belagern.



THIEL

## Impftod

**Staatsanwalt:** Sie können sich den Tod des Patienten also nicht erklären?

**Arzt:** Eigentlich kann er gar nicht gestorben sein, denn er war ja geimpft.

**Staatsanwalt:** Der Obduktionsbericht legt die Vermutung nahe, dass der Patient an den Impfungen gestorben ist.

**Arzt:** Das kann nicht sein. Der Patient war ja vor den Impfungen kerngesund.

**Staatsanwalt:** Wozu haben Sie den Patienten denn geimpft, wenn er gesund war?

**Arzt:** Die Impfungen wurden vom Bundesrat empfohlen.

**Staatsanwalt:** Und war der Patient nach der ersten Impfung immer noch gesund?

**Arzt:** Er hatte bloss ein paar Schwächeanfälle, Kopfschmerzen und Hautausschläge, die wir aber erfolgreich mit Kortison behandeln konnten.

**Staatsanwalt:** Die Impfung zeigte also Nebenwirkungen?

**Arzt:** Nur schwache.

**Staatsanwalt:** Aber trotz schwacher Nebenwirkungen verabreichten Sie ihm eine weitere Impfung.

**Arzt:** Wer weiss, wenn wir ihn nicht geimpft hätten, wäre er vielleicht gestorben.

**Staatsanwalt:** Und wie erging es dem Patienten nach der zweiten Impfung?

**Arzt:** Er war mehrere Wochen lang krank.

**Staatsanwalt:** Die Nebenwirkungen wurden also stärker?

**Arzt:** Er war nur krank. Ohne Impfung wäre er sicher gestorben.

**Staatsanwalt:** Warum gaben Sie ihm trotz starker Nebenwirkungen die dritte Impfung?

**Arzt:** Solange es Nebenwirkungen gibt, muss man die Dosis erhöhen.

**Staatsanwalt:** Und nach der dritten Impfung starb der Patient.

**Arzt:** Ja, leider hat er es nicht mehr bis zur vierten Impfung geschafft. Die hätte ihn gerettet.

Andreas Thiel



«Warm und gleichzeitig bedrohlich»: «Home Alone»-Haus bei Chicago.



**Bei Matisse:** Eventmanager Schoscho Rufener, Ex-MCH-Chef René Kamm.



**Beliebter Treffpunkt:** Eröffnung der Art Basel.



**Art-Basel-Fan:** Gartenbau-Architekt Enzo Enea.



**Vergnügt:** Dorothee und Rudolph Schiesser, Präsident «Les Trois Rois».



**Ehrung in Basel:** Bundesrätin Elisabeth Baume-Schneider (M.) vergab die Schweizer Kulturpreise.

## BEI DEN LEUTEN

# «Springbrunnen an Kreativität»

Die weltberühmte Kunstmesse Art Basel lockte Persönlichkeiten aus den unterschiedlichsten Bereichen an die Eröffnung.

*André Häfliger*

In Basel weiss man, worum es geht: Die Trams verkünden, dass die Art Basel 43 000 Übernachtungen bringt und 15 000 Helfende im Einsatz sind. Über 100 000 Besucherinnen und Besucher wollen sehen, was gut 300 Galerien aus fast vierzig Ländern gebracht haben. **Enzo Enea**, der bedeutendste Gartenbau-Architekt der Schweiz, ist seit Jahren begeistert: «Hier trifft sich alles, was in der Kunstszene Rang und Namen hat.»

Innenministerin **Elisabeth Baume-Schneider** vergab in Basel die Schweizer Kulturpreise und sagte: «Das hier ist ein Springbrunnen an Kreativität und Schönheit. Kompliment an alle!» Verleger **Michael Ringier** kam mit Ringier-Vizepräsident **Uli Sigg**. Beide sind fundierte Kunstkenner und die Art Basel für sie ein absolutes Muss.

Auffallend: Der Stand der Fondation Beyeler steht dieses Jahr ganz im Zeichen von **Henri Matisse** (1869–1954), der zu den wichtigsten und einflussreichsten Künstlern der Moderne gehört. Direktor **Sam Keller**: «Wir sind stolz, hier einige seiner bedeutendsten Werke ausstellen zu dür-

fen.» Gastgeber **Florian Faber**, CEO der MCH Group: «Die Art Basel ist für uns eine der wichtigsten Messen überhaupt.»

Kein Wunder: Standmieten in Höhe von mehreren Millionen Franken werden bezahlt. Werke im Wert von weit über einer Milliarde Franken werden verkauft. Entsprechend streng sind die Vorkehrungen für die Sicherheit. «Die Messe Basel gleicht einer Festung», sagte Zirkuslady **Mary-José Knie**. Der Zirkus Knie und die Art Basel (bis 16. Juni) sind am Messeplatz seit Jahrzehnten benachbart.

### «Stolz und dankbar»

Beeindruckend: Allein der Transport von Kunstwerken von New York nach Basel mit einem DHL-Airbus kostete eine satte Million Franken. Art-Basel-Direktorin **Maike Cruse**: «Wir sind stolz und dankbar auch für den Erfolg in diesem Jahr.» **René Kamm**, ehemaliger Chef der Messe Schweiz, war sich mit Enzo Enea (zeigt seltene, tonnenschwere Bäume) und Eventmanager **Schoscho Rufener** einig: «Diese Ausstellung ist und bleibt imposant!»



**Im Dienst der UBS:**  
Caterer Franz Rhomberg (Franzoli).



**Kunst und Musik:**  
Sänger Baschi mit Ehefrau Alana Netzer.



**Vom Zirkus nebenan:**  
Pferdedompteur Ivan Knie.



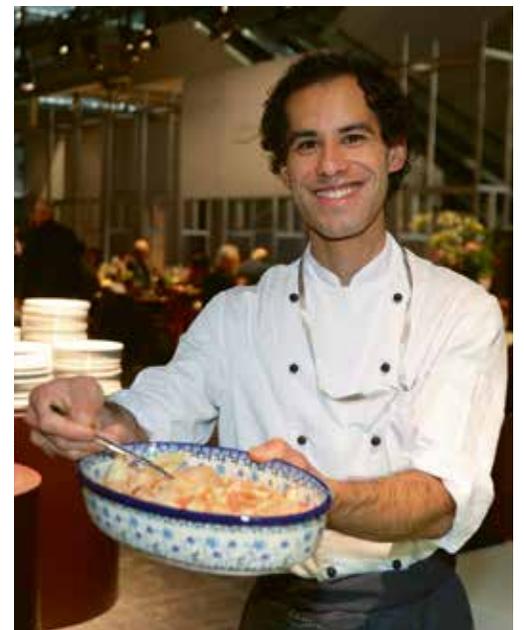
**Kunstkenner:** Verleger Michael Ringier,  
Sammler und Unternehmer Uli Sigg.



**Mittendrin:** BMW-Schweiz-Chef Sergio  
Solero, Kunsthändler Guido Persterer.



**In prächtiger Stimmung:**  
Influencerin Alisha De Munk (alishquiche).



**Gute Verpflegung an der Art:**  
Marcel Eugster vom Tibits.

## Hübsches Indochina-Ambiente

Brasserie Co Chin Chin, Wiesenstrasse 1, 8008 Zürich, 044 515 99 77.

Wir waren einst mit Freunden im Bistro «Co Chin Chin» an der Gasometerstrasse im Langstrassenquartier, und es hat uns gut gefallen. Seit längerem ist nun auch im Seefeld ein «Co Chin Chin» offen, und wir haben unzählige Male versucht, dort einen Tisch für uns zu reservieren, aber immer war alles ausverkauft. Wir blieben chancenlos. Warum?

Wild entschlossen haben wir eine Reservation auf elf Uhr getätigt, einfach nur, um einmal eine Chance zu haben und das zu erleben, was offenbar derzeit total im Trend liegt und alle gern möchten. Und ja, das Restaurant an der Ecke Wiesen-/Seefeldstrasse ist sehr schön gestaltet, und es verfügt zudem über eine grosszügige Terrasse.



«Co Chin Chin» steht für das alte Südvietsnam, und das Restaurant strahlt denn auch ein Stück vom Charme des ehemaligen Indochinas aus: eine Melange aus dem kulinarischen Asien und einer französischen Brasserie. Die Bedienung ist ausserordentlich freundlich, die Karte gross und reichhaltig. So aber sind auch die Portionen. Es gibt viel bis viel zu viel; dafür fehlte uns ein gewisses Raffinement, wenn man einmal vom Getränkeangebot absieht: Wir liessen uns einen Zitronengras-Eistee bringen und eine Kanne Ar-

tischockentee, der auch genau so schmeckte wie das Wasser, in dem Artischocken gekocht werden. Zwei Gläser Verdejo waren perfekt zum Essen.

Als Vorspeisen bestellten wir gratinierte Jakobsmuscheln mit Erdnussplittern, Frühlingsrollen mit Poulet und Crevetten sowie gebratene Pouletsplisse in einem Mantel aus Kaffir-Limettenblättern. Alles war sehr gut gebraten, und die Portionen waren üppig. Noch viel grösser waren die Portionen der Hauptgänge: etwa «Bon Bo Hue», eine – Familienportion – Zitronengrassuppe mit Reissnudeln und einem Stück darin gekochten Rinds-Short-Rib, das leider, einmal vom Knochen gelöst, etwas fasrig war. Oder «Mi Xiao Bo»: ein Berg von Eiernudeln mit Rindfleischstücken und Gemüse; «Suon Nuong Xa», mit Zitronengras marinierte Spareribs und Pak Choi. Wir mochten nur einen Teil zu bewältigen, und zu dritt haben wir 180 Franken bezahlt. Einiges ist auch am Buffet als Take-away zu beziehen.

## WEIN / PETER RÜEDI

### Finesse aus dem Vollen

Domaine l'Ormarine. Picpoul de Pinet Prestige 2022. AOP. 13,5%. Real Wines, Vico Morcote. Fr. 14.90. www.realwines.ch

*Small is beautiful:* Das ist ja schon fast ein Glaubensbekenntnis, jedenfalls eine Reaktion auf globale Entgrenzung, Automatisierung und Entmenschlichung von Produktionsprozessen im grossen Format. Ein Appell zur Rückkehr zu menschlichem Mass. Namentlich beim Wein, wo das Endprodukt im Idealfall die Handschrift eines Winzers oder allenfalls eines Teams zeigt, das von der Arbeit im Rebberg bis zur Umsetzung im Keller inklusive der endgültigen Reifung der Weine im Tank, im Holzfass und am Ende auf der Flasche eine ungeteilte Vision verfolgt. Im Idealfall, besser: im idealisierten Glücksfall. Wein ist eine Projektionsfläche, und da ist die Minderheit im Wachsen, die ihn als Ausdruck einer Weltanschauung versteht. Ihr Ideal ist so etwas wie das Glück im Winkel, der Winzer von nebenan als wackerer Landmann und umsichtiger Kellermeister in Personalunion, der seine Erfahrung Ernte



nach Ernte dem Nachwuchs in x-ter Generation weitergibt. Gibt es ja auch noch, und manchmal mit erstaunlichen Resultaten.

Selbstverständlich gibt es zwischen solcher Idylle und industriellen Grossbetrieben unzählige Zwischenformen. Zum Beispiel Genossenschaften unterschiedlicher Grösse. Denen begegnen allerdings sogar Weinfreunde mit einem nüchternen, nicht fundamentalistischen Blick auf das Getränk ihrer Begierde nach wie vor mit Skepsis. Selbst wenn sie per Zufall einem schönen, mitunter grossartigen Wein aus einer der besonderen Genossenschaftskellereien zum Beispiel des Südtirols, des sizilianischen Riesen «Sette-soli» oder der Walliser «Provins» begegnen: Sie kommen nicht ab von ihrem Vorurteil. Die Cave de l'Ormarine, in Pinet im nörd-

lichen Languedoc gelegen, wäre die Gelegenheit zu einem nächsten Versuch dazu.

Ursprünglich eine Kooperative aus dem Jahr 1922, fusionierte diese 2008 mit der Cave Coopérative de Villeveyrac zur Cave de l'Ormarine und wuchs durch weitere Zuzüge zu einer Kooperative von 650 Winzern und 2500 Hektar an, in einer Vielzahl von Appellationen. Im Zentrum blieben die 520 Hektar zwischen Pézenas und Sète (südwestlich von Montpellier), die 1985 den Titel einer Appellation erhielten. Sie führt schon im Namen eine alte, rare, zeitweise vergessene Sorte: «AOP Picpoul de Pinet».

Der weisse Picpoul von Ormarine (die Traube gibt es auch in einer noch selteneren roten Variante) macht einen frischen, in der Nase fein zitronig-grapefruitigen, am Gaumen runden, leicht mineralischen Wein mit präserter, aber gebändigter Säure. Eine saubere Sache, ein helles Vergnügen, das mit jedem Schluck wächst. Jedenfalls widerlegt dieser Weisse, selbstverständlich und originell in einem, jeden Vorbehalt gegen seinen grossen Produzenten.

# Worauf es ankommt

Wie wichtig sind moderne Assistenzsysteme? Ein Erklärungsversuch am Beispiel des neuen Porsche Cayenne S E-Hybrid.



**A**utofahren ist eine reine Routineangelegenheit», hat mir vor rund dreissig Jahren einmal ein ausdrucksstarker Unternehmer erklärt, der am Steuer seines schwarzen Mercedes-E-Klasse-Coupés jeweils Zeitung las, während er auf der Autobahn fuhr. Das war damals schon grober Unfug und ist es angesichts der Verkehrsdichte heute erst recht. In der Zwischenzeit könnte man zwar tatsächlich auf der Autobahn Zeitung lesen, moderne Assistenzsysteme übernehmen die Routineaufgaben, machen Langstrecken sicherer und lassen einen entspannter ankommen.

Die Meinungen gehen hier zwar auseinander, ich kenne einige Autobesitzer, die alle Technik in ihren Fahrzeugen haben, sie aber nicht nutzen. Der Grund dafür mag falsch verstandener Stolz, eine Form von technischem Kulturpessimismus oder bloss Ignoranz sein, jedenfalls sehe ich keinen Grund, nicht wenigstens einen Teil der Aufmerksamkeitsaufgaben auf Langstrecken an die zuverlässigen Systeme zu delegieren, die einen mit Radar und Stereokameras auf Abstand und in der Spur halten.

Darüber musste ich nachdenken, als ich kürzlich den neuen Porsche Cayenne S E-Hybrid gefahren bin. Das grosse SUV war in einem auffälligen Grasgrün lackiert, was etwas mehr Schein als Sein zum Ausdruck brachte. Denn abgesehen davon, handelt es sich um ein eher braves Fahrzeug im Katalog des Stuttgarter Herstellers. Die Ausnahme bestätigt die Regel: Der Cayenne Turbo GT, der leider nicht mehr angeboten wird, ist wohl eines der aufregendsten SUVs. Ansonsten ist der neue Cayenne ein komfortables Reisefahr-

zeug mit Platz und guter Übersicht, die (Verarbeitungs-)Qualität des Innenraums ist gewohnt hoch, und von aussen sieht der Cayenne, wenn auch nicht aufregend, so doch gefällig aus. Die Motorisierung mit einem Dreiliter-V6 und einer E-Maschine an der Hinterachse ist ebenso vernunftgeprägt wie das ganze Auto an sich. Normale Pendlerstrecken lassen sich rein elektrisch zurücklegen, der realistische Verbrauch sinkt so nach meiner Erfahrung auf zwei bis vier Liter pro hundert Kilometer, wenn man regelmässig die Batterie lädt.

Als ich zum ersten Mal auf die Autobahn fuhr, wollte ich die gewünschte Geschwindigkeit einstellen, was bei Modellen dieser Preiskategorie in der Regel bedeutet, dass sie das Fahren weitgehend selbsttätig erledigen. Zu meiner Überraschung war der Cayenne aber nicht mit dem cleveren Porsche-Innodrive ausgerüstet, der genau dies – und noch etwas mehr – übernimmt. Bei einer Sonderausstattung im Umfang von 52 120 Franken ist das eine Lücke, die nicht offenbleiben sollte. Ein gutes Reiseauto wie dieses nimmt einem etwas Arbeit ab, auch wenn man deswegen nicht gleich die Zeitung über dem Lenkrad ausbreiten muss.

## Porsche Cayenne S E-Hybrid

Motor/Antrieb: 6-Zylinder-Turbo-V6, Elektromaschine, 8-Gang-Automatik, Allradsystem; Hubraum: 2995 cm<sup>3</sup>; Systemleistung: 382 kW (519PS); max. Systemdrehmoment: 750 Nm; Hochvoltspeicher (netto): 21,8 kWh; max. Ladeleistung: 11 kW; Reichweite (elektrisch): 71–78 km (WLTP); Verbrauch (WLTP): 1,6 l/100 km; Beschleunigung (0–100 km/h): 4,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 263 km/h; Preis: Fr. 135 200.–; Testwagen: Fr. 187 320.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Dieser Ball kann mehr

Offizieller EM-Ball von Adidas  
Für Fr. 170.– erhältlich

«Der Ball ist rund, und ein Spiel dauert neunzig Minuten», lautet die vielleicht treffendste Fussballweisheit überhaupt. Ihrem Urheber, der deutschen Trainerlegende Sepp Herberger (dem «Wunder von Bern»), wird auch das kongeniale Bonmot «Nach dem Spiel ist vor dem Spiel» zugeschrieben.

Ebenfalls neunzig Minuten dauert das Aufladen des Hightech-Spielgeräts «Fussballliebe», des offiziellen Balls der Europameisterschaft in Deutschland, die am 14. Juni beginnt. Er ist mit einem Sensor versehen, der 500 Informationen pro Sekunde an den Video Assistant Referee (VAR) sendet, damit die Schiedsrichterentscheidungen präziser und damit fairer werden. Der künstlich intelligente Ball erfasst unter anderem auf die Millisekunde genau, wann, wo und von wem er getreten wurde. So kann beispielsweise der Torhüter genauestens ermittelt werden. Dies bekam der portugiesische Superstar Cristiano Ronaldo 2022 zu spüren, als er an der Weltmeisterschaft, bei der die Technik zum ersten Mal zum Einsatz kam, ein Tor für sich reklamierte, die Daten schliesslich aber ergaben, dass sein Mitspieler Bruno Fernandes den Treffer gegen Uruguay erzielt hatte. Auch eine Abseitsposition kann mit der «Fussballliebe» hieb- und stichfest bewiesen werden.

Der Adidas-Ball, den man im Laden kauft, ist nicht mit einem Sensor versehen. Was für beide gilt: «Das Runde muss ins Eckige» (ebenfalls Sepp Herberger).

*Benjamin Bögli*

## DER SINN DES LEBENS

# Jürg Grossen, Parteipräsident

Der Grünliberale träumt vom EM-Titel der Schweizer Nationalmannschaft, und er würde gerne mit Elon Musk über Demut diskutieren. Das Wichtigste im Leben sei, vom Guten überzeugt zu sein und täglich daran zu arbeiten.

**Weltwoche:** Kaffee oder Tee?

**Jürg Grossen:** Tee.

**Weltwoche:** Was ist der Sinn des Lebens?

**Grossen:** Das Beste für Mitmenschen und Umwelt zu tun und sich am Erreichten zu freuen.

**Weltwoche:** Was bedeutet das Wort «Gott» für Sie?

**Grossen:** Eine überirdische Kraft, die das menschliche Vorstellungsvermögen überfordert.

**Weltwoche:** Was ist die grösste Ungerechtigkeit auf Erden?

**Grossen:** Wenn die Verursacher von Leid und Elend nicht dafür geradestehen müssen.

**Weltwoche:** Worauf freuen Sie sich jeden Tag?

**Grossen:** Auf gute Gesundheit, Sport und generell auf spannende Dinge, die ich machen und erleben darf.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Grossen:** Ich bin überzeugt, dass Flugzeuge in einigen Jahren komplett erneuerbar fliegen werden.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie?

**Grossen:** Von einer friedlichen Welt mit intakter Natur. Und vom Europameistertitel der Schweizer Fussballnationalmannschaft.

**Weltwoche:** Was gibt Ihnen Kraft in Momenten der Verzweiflung?

**Grossen:** Die Natur.

**Weltwoche:** Was ist das Wichtigste im Leben eines Mannes?



«Wer gibt, dem wird gegeben»: Politiker Grossen, 54.

**Grossen:** Vom Guten überzeugt zu sein und täglich daran zu arbeiten. Das hat nichts mit dem Geschlecht zu tun.

**Weltwoche:** Mit wem würden Sie bei einer Tasse Tee am liebsten diskutieren? Worüber?

**Grossen:** Mit Elon Musk über die Chancen der Technologie und über die Demut, die auch reiche und geniale Leute haben sollten.

**Weltwoche:** Was bedeutet Liebe?

**Grossen:** Jemanden anziehend zu finden, ihn/ sie wo immer möglich zu unterstützen und ihm/ ihr gleichzeitig bedingungslos zu vertrauen.

**Weltwoche:** Was inspiriert Sie am meisten?

**Grossen:** Die Natur und die Physik.

**Weltwoche:** Was ist das grösste Missverständnis, das über Sie in Umlauf ist?

**Grossen:** Dass ich mein Geld weitgehend mit erneuerbaren Energien verdiene.

**Weltwoche:** Wenn Sie für einen Tag allein bestimmen könnten in der Schweiz, was würden Sie sofort ändern?

**Grossen:** Ich möchte das gar nicht, denn ich bin stolz auf die Demokratie der Schweiz und dass ich sie trotz Langsamkeit aushalte.

**Weltwoche:** Wie gewinnt man Freunde?

**Grossen:** Bei gemeinsamer Leidenschaft, beispielsweise im Sport oder in der Musik.

**Weltwoche:** Was ist der beste Rat, den Sie je bekommen haben?

**Grossen:** Wer gibt, dem wird gegeben (von meinem Grossvater).

**Weltwoche:** Was würden Sie dem fünfzehnjährigen Jürg heute raten?

**Grossen:** Immer authentisch und auf dem Boden bleiben.

**Weltwoche:** Welche historischen Persönlichkeiten bewundern Sie?

**Grossen:** Stéphane Chapuisat für seinen Torriecher und Eric Clapton für sein Gefühl und seine Virtuosität an der Gitarre.

**Weltwoche:** Macht Geld glücklich? Weshalb? Weshalb nicht?

**Grossen:** Geld beruhigt, macht aber nicht alleine glücklich. Wer viel und gut

arbeitet und damit auch mehr Geld verdient als andere, ist in der Regel glücklicher als jemand, der ohne Leistung viel Geld erhält. Es gibt viele glückliche Menschen ohne viel Geld und viele unglückliche mit viel Geld.

**Weltwoche:** Was ist das Schönste an der Schweiz?

**Grossen:** Die Natur – ganz speziell im Berner Oberland – und die Demokratie.

**Weltwoche:** Welches Ziel möchten Sie noch erreichen?

**Grossen:** Ich will einen entscheidenden Beitrag dazu leisten, dass die Schweiz bis spätestens 2050 komplett erneuerbar mit Energie versorgt wird.

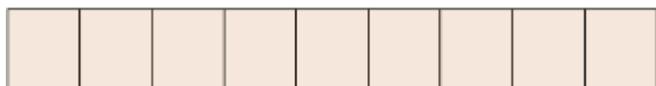
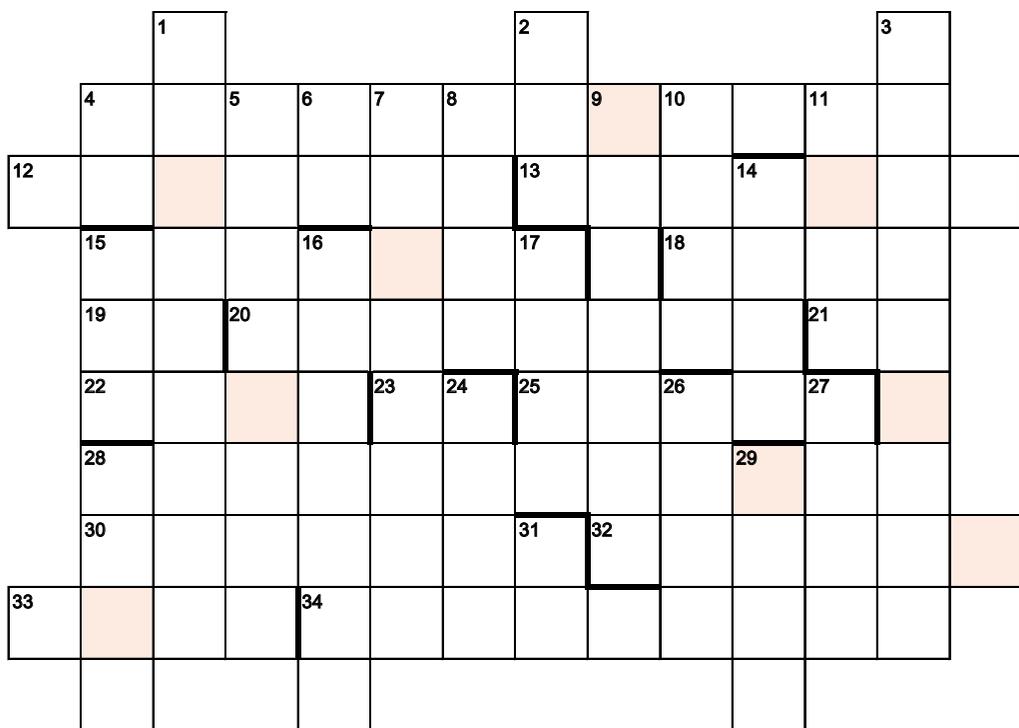
**Weltwoche:** Was macht das Leben lebenswert?

**Grossen:** Das Glück, das man im Kleinen tagtäglich erlebt, sei es mit Kindern, den vielen Menschen, die man trifft, oder in der Natur.

## SIROCCO Green Tropic



Im Zusammenspiel mit auserlesenen exotischen Früchten entwickelt dieser Grüntee ein faszinierendes Aroma. Betört die Sinne und weckt die Lebensgeister – ein exzellenter Begleiter durch den Tag. Eine Komposition voller Lebensfreude!



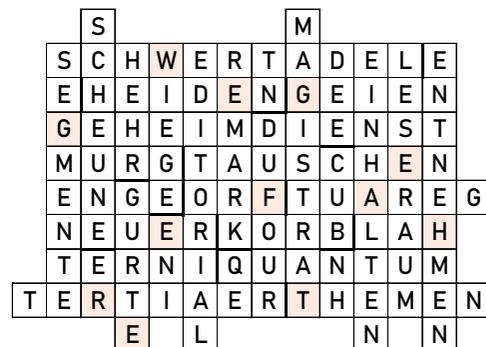
**Lösungswort** — für die Leitung einer Ordensgemeinschaft zuständige Raffeln?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 4 Strassenbelag aus Schulmaterial? 12 Teil des australischen Sommers 13 Kunstwerk oder ungeliebter Müll 15 Bordeaux, nicht im Reise-, sondern im Modekatalog 18 tönt, als würde man einen Fisch ansprechen 19 ein Artikel für Italiener, wenn nicht in Liquidation 20 lebte im antiken Griechenland, aber auch in der heutigen Schweiz ist das Beherzigen eines ... in Sachen Rechtschreibung meist eine gute Idee 21 sehr kurze Timeline 22 zwei Drittel von sieben 23 hat entweder 72 oder 1+9 Protonen 25 fünf ab elf minus fünf 28 Schlag-trink-Talente? 30 nur Samt, aber erst zu entwirren 32 lässt sich trinken oder rauchen 33 steht in Deutschland auf der Comedy-Bühne und wird in der Schweiz aufs Brot geschmiert 34 müsste eigentlich auch zu den Eiweisslieferanten gezählt werden

**Senkrecht** — 1 Sitzgelegenheit ohne Aussicht? 2 Talpass-Abschnitt, aber nicht unten im Tal 3 Kindersegen, der mit Exerzieren beginnt 4 englischer Typ, steht ganz hinten in der Reihe 5 bezeichnet sich wohl eher als Hairstylistenin 6 «mach» in «du»-Form 7 in einer städtischen Grünfläche erbaut? 8 hat kalt, nicht jetzt, sondern z. B. in der Eiszeit oder irgendwann vor dem aktuellen Klimawandel 9 Graffiti-Signaturen im Weltraum? 10 machte sich der Produktion von Gewaltpornographie schuldig 11 &@ 14 passender Vorname für eine Software-Entwicklerin 15 fehlt einem Genlied 16 Pontons in «haltloser» Reihenfolge 17 nur Deutschsprachige sind so zäh 24 Weg durchs Wasser, hierzulande auch einfach weg 26 englische Stadt und was man dort nehmen kann 27 klassischer Fernrohrbestandteil 28 Bio-Greifer 29 von Zug aus per Zug schnell zu erreichen 31 wichtiges Pronomen für egocentrics

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 871**



**Waagrecht** — 3 SCHWERTADEL (schwertadel) 13 HEIDEN 14 PapaGEIEN 15 GEHEIMDIENST 17 MURG 18 TAUSCHEN (Anagramm) 20 ENGE (Zürcher Quartier) 22 (D)ORF (österr. Fernsehsender) 23 TUA-REG 24 NEUER («reuen» rückwärts) 26 KORB 27 OkLAHoma (Lithiumaluminiumhydrid) 28 (E)TERNIt 30 QUANTUM (engl. f. Quant) 32 TERTIAER 33 THEMEN (the men)

**Senkrecht** — 1 SCHEU[NE] 2 MAGISTRAT (mag, ist Rat) 3 SEGMENTE 4 HEHR 5 WIEGE 6 EDITORIAL (EDI, to, Rial) 7 REMARK (engl. f. Bemerkung) 8 TN 9 (I)DEE 10 EINHALTEN 11 LESERAUM (Anagramm) 12 ENTNEHMEN 16 DUFOUR (du-four) 19 CUB (engl. f. Raubtierjunges) 21 GURTE 25 ENI 29 (K)ERn 30 SheQEls (Quantitative Easing) 31 einHalten

**Lösungswort** — **WEGGEFAEHRTE**



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



SAILGP



CERACHROM-ZAHLENSCHEIBE  
AUS KERAMIK



MANUFAKTURWERK 3235



OYSTERFLEX-  
BAND

## SEGELSPORT PUR

Die Yacht-Master wurde für die Anforderungen auf hoher See konzipiert. Sie ist eine symbolträchtige nautische Uhr, die durch ihre Eleganz und Leistungsfähigkeit besticht. Sie verfügt über eine in beide Richtungen drehbare Lünette, die das Ablesen der Segelzeit zwischen zwei Punkten ermöglicht. Ihr wasserdichtes Oyster-Gehäuse schützt das Uhrwerk selbst unter Extrembedingungen. Einige Ausführungen der Yacht-Master sind mit dem innovativen Oysterflex-Band ausgestattet, das höchsten Tragekomfort und Zuverlässigkeit miteinander vereint. Yacht-Master Modelle zeichnen sich durch sehr gute Ablesbarkeit aus. Sie verkörpern die Segelsporttradition von Rolex und garantieren die Präzision, die zur Bewältigung der Herausforderungen des Ozeans erforderlich ist.

Die Yacht-Master.

*#Perpetual*

OFFIZIELLER ROLEX FACHHÄNDLER

**BUCHERER**

1888



OYSTER PERPETUAL YACHT-MASTER 42  
IN 18 KARAT WEISSGOLD



**ROLEX**